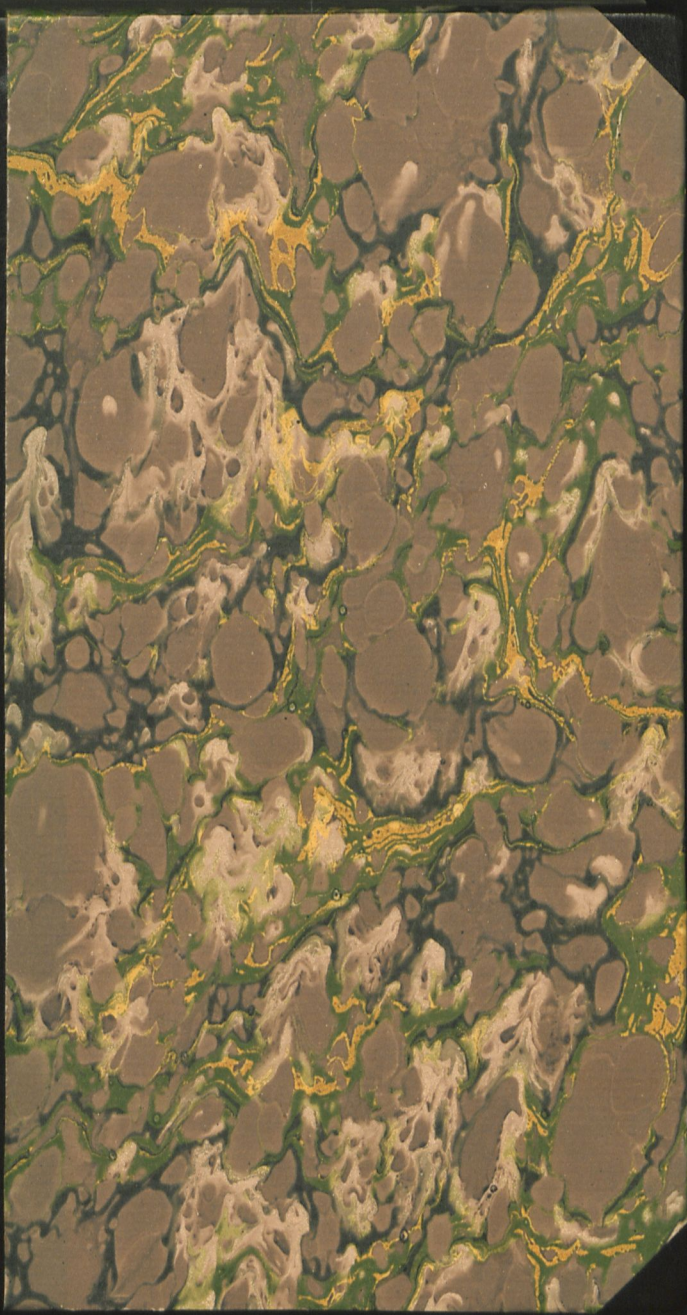


Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-634956-p0001-6

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-634956-p0002-1

Untersuchungen
über den
menschlichen Willen

Zweyter Theil.

von
Johann Georg Heinrich Feder.

Lemgo,
im Verlage der Meyerschen Buchhandlung 1782.

Herrn

Johann Gottlob Aulig

Herzoglich Sachsen-Coburgschen Hofrathe und Bibliothekar

seinem Hochgeschätzten Freunde

widmet

diesen zweyten Theil

der Verfasser.

Vorrede.

Dieser zweyte Theil meiner Untersuchungen über den menschlichen Willen erscheint in einer Unvollkommenheit, deren ich mir selbst sehr gut bewußt bin; die allerdings durch meinen eigenen Fleiß noch hätte vermindert werden können, wenn ich ihn länger hätte bey mir behalten wollen; die mir aber auch nicht von der Art und Größe zu seyn schien, daß ich nicht eine freundliche Aufnahme desselben hoffen dürfte. So würde

ich nicht geurtheilet, nicht so früh ihn haben ans Licht kommen lassen, wenn es auch nur ein einziges Handbuch über diesen Theil der Philosophie gäbe. Dieß giebt es aber, nach meinem besten Wissen, nicht. Bisher hat man kaum den Gedanken einer ausführlichen Bearbeitung der Special-Psychologie gehabt; kaum Entwürfe dazu gemacht. Kein Wunder; da es noch nicht lange ist, daß man die Psychologie überhaupt für einen besondern Haupttheil der Philosophie ansieht, nicht mehr für ein Viertheil eines nicht sehr hochgeachteten Theiles der Philosophie, der Metaphysik. Unter dieser Voraussetzung glaubte ich schon itzt sehr vielen ihr Nachdenken über einige der wichtigsten Gegenstände der Philosophie durch Mittheilung meiner Untersuchungen erleichtern; von andern aber, die eine solche Hülfe von mir nicht nöthig haben, dennoch keine Vorwürfe wegen zu früher Ausgabe derselben, erwarten zu können.

Aber damit niemand diese Aeußerung für eitle Ruhmräthigkeit halten, oder überhaupt mißdeuten möge: will ich hier selbst von allen mir bekannten Entwürfen und Ausführungen dieses Theils der Psychologie eine vorläufige Anzeige geben. Dadurch mache ich zugleich mit dem allgemeinern Theile der Hülfsmittel bekannt, deren man sich bedienen kann, wenn man meine Arbeit durch Vergleichungen und anderweitige Untersuchungen prüfen und gründlich beurtheilen; oder, wel-

welches noch wichtiger ist, wenn jemand in der Folge diese ganze Wissenschaft oder Hauptheile derselben aufs neue bearbeiten, und was ich unvollständig gelassen, oder unrecht gemacht, vollenden und verbessern will.

Ich fange mit den Neuern an, weil ich von den Alten wenig zu sagen weiß. Was ich weiß, soll hernach angezeigt werden.

Die Idee einer **Specialpsychologie**, der Wissenschaft von den Verschiedenheiten der Menschen in Ansehung der Gemüthseigenschaften, und der Nothwendigkeit derselben zur gründlichen Ausführung der praktischen Philosophie, ist dem **Verulam** bey seinem so viel umfassenden Blick auf das philosophische Gebiet und die unvollständige Anbauung desselben nicht entgangen. Nachdrücklich und scharfsinnig erklärt er sich darüber. Hier sind seine eigenen Worte aus dem dritten Kapitel des VII Buches *de augmentis scientiarum*. Primus igitur articulus doctrinae de cultura animi versabitur circa diversos characteres ingeniorum s. dispositionum. Neque tamen loquimur de vulgatis illis propensionibus in virtutes & vitia; aut etiam in perturbationes & affectus; *sed de magis intrinsecis & radicalibus*. Sane subit animum etiam in hac parte nonnunquam admiratio, quod a scriptoribus tam ethicis quam politicis ut plurimum neglecta aut praetermissa sit; cum utrique scientiae clarissimum luminis jubar af-

fundere possit. — Hoc ipsum argumentum, de diversis characteribus ingeniorum, est ex iis rebus, in quibus sermones hominum communes (quod valde raro, interdum tamen, contingit) libris ipsis sunt prudentiores. At longe optima hujus tractatus suppellex & silva peti debet ab historicis prudentioribus; neque tamen ab elogiis tantum, quae sub obitum alicujus personae illustris subnectere solent, sed multo magis ex corpore integro historiae, quoties hujusmodi persona veluti scenam contingat. — Fiat igitur ex ea, quam dicimus, materia (quae certe fertilis & copiosa) tractatus diligens & plenus. Neque vero volumus, ut characteres illi in ethicis (ut fit apud historicos & poëtas) excipiantur tanquam imagines civiles integrae; *sed potius, ut imaginum ipsarum lineae & ductus magis simplices; quae inter se compositae & commixtae quascunque effigies constituunt.* Quot & quales eae sint, & quomodo inter se connexae & subordinatae; ut fiat tanquam artificiosa & accurata ingeniorum & animorum dissectio, atque ut dispositionum in hominibus individuis, secreta prodantur, atque ex eorum notitia curationum animi praecepta rectius instituantur.

Neque vero characteres ingeniorum ea natura impressi recipi tantum in hunc tractatum debent; sed & illi, qui alias animo imponuntur, ex sexu, aetate, patria, valetudine, forma & simi-

milibus: atque insuper illi, qui ex fortuna, veluti principum, nobilium, ignobilium, divitum, pauperum &c. —

De similibus quibusdam observationibus ab Aristotele in rhetoricis mentionem obiter factam, non inficior, nec non in aliorum scriptis nonnullis sparsim: verum nunquam adhuc incorporatae fuerunt in philosophiam moralem; ad quam principaliter pertinent. Non minus certe quam ad agriculturam tractatus de diversitate soli & glebae; aut ad medicinam tractatus de complexionibus aut habitibus corporum diversis. Id autem nunc tandem fieri oportet; nisi forte imitari velimus temeritatem empiricorum, qui iisdem utuntur medicamentis ad aegrotos omnes, cujuscunque sint constitutionis.

Was nun die weitern Bemühungen nachfolgender Philosophen anbelangt, wodurch diesen Wünschen und Aufforderungen des **Verulams** wirklich nachgegangen ward: so will ich sie in Classen theilen.

I. Einige haben Entwürfe gemacht und einigermaßen ausgeführt, die den **größten Theil des Ganzen** umfassen. Deren sind nicht viele. Ich rechne dahin

1) den Engländer **Johann Barclay** wegen seines *Icon Animorum* *). Ein liebes noch immer lesenswürdiges Büchlein. Dieß, hoffe ich, sollen diejenigen, die es noch nicht kannten, aus den Stellen abmerken, die ich daraus angeführt habe, und sich dadurch reizen lassen, es ganz zu lesen. Es enthält eine Menge treffender Bemerkungen in einer netten Schreibart. Es werden nicht nur die meisten der allgemeinen **Gründe** der Gemüthsverschiedenheiten darinne berührt; sondern auch die sittlichen Verschiedenheiten der Europäischen Völker zergliedert. Aber doch ist es bey weitem noch keine vollständige, noch weniger systematische Ausführung dieses Theiles der Philosophie. Ueberhaupt geht Barclay nicht sowohl auf die **Erklärung** der Gemüthsverschiedenheiten aus ihren einfachsten Gründen, als auf deren **Schilderung** und zugleich auf die Anweisung der Regeln des Rechtverhaltens in Ansehung derselben.

2) Nouvelle theorie de l'homme, spectacle des esprits, des caracteres & des vertus. à Avignon 1753. 3 tomes 8. Wie der ungenannte

*) Es ist eigentlich der vierte Theil seines *Satyricon* Amstel. 1664. 12; aber auch besonders mehrere male gedruckt und übersetzt. S. *Biblioth. philosoph. Struvio-Kahlian.* II. p. 91.

te Verfasser im ersten dieser drey kleinen Bändchen sich bemüht, die Begriffe von den Verschiedenheiten der Menschen in Ansehung der Verstandeskräfte von Grunde aus, und in einer gewissen Ordnung, zu erklären; so beschäftiget er sich auf eine ähnliche Weise in dem zweyten mit den verschiedenen Gemüthsarten. Er fängt damit an, daß er die Verschiedenheiten der Gemüther auf vier Hauptgattungen und Quellen zurückführet. Es bestimmet nemlich den Gemüthscharakter entweder der Trieb der Empfindung, oder es bilden ihn hauptsächlich Begriffe und Grundsätze; oder beyde zugleich in einer gewissen Uebereinstimmung; oder es ist gar kein bestimmtes herrschendes Princip der Neigungen und Handlungen in einem Menschen dauerhaft vorhanden; wenn nemlich Grundsätze und Gefühle gegen einander, oder die einen und die andern in sich selbst, uneinig sind. — Hiemit hört aber auch Ordnung und Aufklärung der Begriffe, nach dem Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen, mit einem male fast ganz auf. Der entfernten, äußerlichen Ursachen der Gemüthsverschiedenheiten wird kaum im Vorbeygehn mit einem Worte gedacht. Dennoch scheint der Verfasser, der sich bewust ist, in einem neuen unbearbeiteten Gebiete sich zu finden *), mit

*) Un morceau de morale tout neuf; sagt er in der Vorrede.

mit seiner Arbeit nicht wenig zufrieden zu seyn. Und in der Entwicklung der vielerley Gemüthsbeschaffenheiten, bis zu ihren nächsten Ursachen und Wirkungen, hat er wirklich viele Menschenkenntniß und Scharfsinn gezeigt; obgleich auch manche halb wahre übertriebene Behauptungen mit unterlaufen *).

Um diese erste Classe nicht so leer zu lassen; will ich darunter noch ein Paar Arbeiten anführen, die sich wohl auch zu einer andern Abtheilung hätten ziehen lassen; nemlich

3) *Esprit des Nations.* à la Haye 1752. 2 tomes 8. Dieß Buch enthält viele Belesenheit, und manche gründliche Urtheile über die Verschiedenheiten der Völker in Kenntnissen, Sitten und der Religion. Aber ohne alle Ordnung; und ohne die erforderlichen Zeugnisse für die historischen Sätze. Und dieser letzte Mangel schrenkt den Nutzen des Buches um so mehr ein,

*) Z. E. On n'est *jamais* hypocondre, que par trop de bien être & de commodités. Le payſan n'est jamais hypocondre. Le temperament commence la maladie, & la sotte manie d'être plaint & mitonné l'acheve. L'hypocondre se rend malade par une violente crainte de cesser de l'être. Il n'en est aucun, qui n'ait l'esprit *souverainement* faux, & qui ne soit *infiniment* sensible à *la plus grossiere* adulation. II. p. 88.

ein, da dem Verfasser, vielleicht nur aus Eilfertigkeit und Unvorsichtigkeit, grobe Irrthümer entwischt sind *). Dennoch hat dieses Buch ein anderer Gelehrter für wichtig genug gehalten, um es durch einen neuen Abdruck, ohne erhebliche Zusätze und Veränderungen, bekannter zu machen **).

4) Saggi per servire alla storia dell' uomo, del Signor *Paolo Zambaldi*. Venezia 1767. tom. I. 228. II. 150. S. 8. Sind Aufsätze, meist über die allgemeine praktische Philosophie, die, nach des Verfassers eigenem Urtheile, weder ein vollständiges System zusammen ausmachen, noch viel Neues, sondern vielmehr nur das Beste aus vielen Schriften gesammlet und einigermaßen

*) Z. E. daß in Grönland Bäume von außerordentlicher Größe wachsen, tom. I. p. 10. Unter der Liste der nördlichen Völker, die die südlichen bezwungen, stehen die Schotten als Ueberwinder der Engelländer. Mehrere Urtheile, wie dieses: Les Allemans, les Danois ne sont ni peintres ni poëtes.

**) Unter dem Titel: Considerations sur les causes physiques & morales de la diversité du genie, des moeurs & du gouvernement des nations, tirées en partie d'un Ouvrage anonyme. Par Mr. *Castilhon*. 1769. S. eine Anzeige davon in den G. A. 1770. St. 134. Beyde Originale sind auch teutsch übersetzt. S. Hißmanns Anleitung zur Philosoph. Litteratur S. 109 f.

ßen geordnet enthalten sollen *). Ohngeachtet dieser anständigen Würdigung seiner eigenen Arbeit, gebühret dem Verfasser das Lob, daß er zur nähern Verbindung und vollständigern Bestimmung der Theile dieser Wissenschaft so viel beygetragen hat, als nicht leicht von einem andern Buche wird gerühmet werden können. Das unmittelbar hieher gehörige macht den Innhalt des zweyten und dritten Buchs des ersten Theils, von S. 127 bis fast zu Ende aus, und enthält besondere Abschnitte vom Einflusse des Temperaments, Klima, Alters, der Erziehung, Religion, Gesetzgebung und Staatsverfassung, der Fruchtbarkeit des Bodens, und der verschiedenen Nahrungsarten, der Einsichten und der Achtung für dieselben, und endlich der Glücksfälle **).

II.

---

*) Mi sono determinato di raccogliere una parte de' materiali più necessarii, la calce, i matoni, le tavole; lasciando à un genio più felice la gloria d' innalzare il grand' Edifizio, di stabilirlo, di ornarlo, di ammobigliarlo. — No presumo di dire cosa alcuna di nuovo, ma ho cercato più tosto di far uso delle altrui riflessioni, ed hò del piacere nel riconoscere l' obligo, di cui loro sono tenuto.

**) Besonders seicht ist Zambaldi in der Lehre von den Temperamenten. Und nicht leicht wird ein Begrif verworrener und verfehlter seyn, als derjenige, den er vom cholerischen T. giebt. La debolezza di spirito, una falsa do-

II. Unter denen, die einzelne Hauptstücke der allgemeinen praktischen Philosophie bearbeiteten, finden sich mehrere, die **Beyträge** zu unserer Wissenschaft geliefert haben. Doch schrenken sie sich fast alle auf die Lehre von den **Temperamenten** ein. Und darüber habe ich in der Einleitung zu meinen eigenen Untersuchungen über diesen Grund der Gemüthsverschiedenheiten das mehrere schon gesagt *). Es ließe sich aber hauptsächlich von zweyerley Gattungen der Schriftsteller aus dieser Classe erwarten, daß sie in die Untersuchungen dieser Wissenschaft weiter eingehen würden.

1) Von denen, die von den Affecten und Leidenschaften, und, wie einige ausdrücklich zu er-

---

delicatezza, l'amor proprio, l'amore delle picciole cose, una vana curiosità, la leggierezza di credere, il dispiacere à essere disprezzato o ingiuriato *producano* la *collera*.

*) Hier will ich nur noch eine Stelle hersetzen, aus einem Buche, das ich erst vor kurzem gelesen habe; weil sie den Ausspruch eines Arztes über die bisherige Bearbeitung dieser Lehre enthält, der mit meinem Urtheile so sehr übereinstimmt. Tot scripta de temperamentis caligininem, ambiguitatem non penitus sustulere. *Notae eorum ex non visis plerumque desumtae.* Aut tota rejicienda, aut de novo *Botanicorum more*, ex characteribus e corpore desumtis concinnanda foret doctrina: tum demum unisona definitio eorum omnibus. S. *Ritteri Morbenn.* Norimb. 1773. 4.

erkennen geben, nicht bloß moralisch, sondern auch physisch, handeln wollten. Aber ich kenne unter allen, vom Cartesius bis auf G. Fr. Meier, keinen, der sich nur auf die ersten Gründe dieser Untersuchungen eingelassen hätte. Einer ist doch darunter, der Verulams Vorschläge gekannt und beherzigt hatte. Dieß ist ein Philosoph des vorigen Jahrhunderts auf der Universität zu Frankfurt an der Oder, Arnold Wesenfeld *).

2) Von

*) Er gab ao. 1695 eine *Introduct. ad Georgicam animi & vitae, & pathologiam practicam*, und im folgenden Jahre das Werk selbst heraus. Daß jene Aeußerungen des Verulams ihm dabey vor Augen gewesen, zeigt er in der Vorrede an. Diese seine *Georgica animi* rühmt er auf dem Titel noch weiter in nachfolgenden Ausdrücken: In qua illud allaboratum fuit, praeter multa nova & hactenus non observata, ut origines, distinctio, cognationes & misturae passionum penitius excuterentur, *generaliaque a specialibus segregarentur*. Es ist am Ende weiter nichts als eine theoretische und praktische Abhandlung über die Gemüthszustände und Leidenschaften, die nicht aufs tiefste eingeht, aber doch mehr Beobachtungsphilosophie, anwendbare Philosophie, unter weniger Wortkrämerey enthält, als manche nachmals berühmt gewordene Schriften. Aber das wichtigere, jenen Verulamschen Aufgaben entsprechende Werk, hatte er erst noch die Absicht zu schreiben. Es sollte den Titel führen: Theatrum universale motuum vitae civilis & militaris; und sollte vim ac impressiones, quas res ac relationes universae, tum in singulos homines, tum in plures in unam societatem collectos faciunt, vor Augen stellen. Und zwar nicht

bloß

2) Von denjenigen, die von der **Erforschung der Gemüther** handeln. Das Buch des J. B. von **Rohr** wird für das brauchbarste über diesen Gegenstand gehalten. Und es handelt auch davon im **dritten Kapitel** von S. 73-124. Es werden daselbst, außer den allgemeinsten, auch von mir untersuchten Ursachen der Gemüthsveränderungen, auch noch einige besondere erörtert; als der **Ehestand, widrige Erfolge**, die gewisse Neigungen gehabt haben, **zufällige Erzählungen** u. s. w. Wie tief aber dieser Schriftsteller in die Untersuchungen eingegangen seyn könne; läßt sich schon aus dem Raume, den sie einnehmen, vermuthen*).

III.

---

bloß spekulativ; sondern zugleich auch durch Beyspiele aus der Geschichte. So sollte also insbesondere vis ac efficacia consuetudinis, exercitationis, conversationis, educationis, disciplinae (mittelst welcher Begriffe unterschied der Mann wohl diese fünf Artikel?) temperamenti, imitationis, praemiorum, poenarum &c. religionis, libertatis, superstitionis, temporis & loci &c. vorstellig gemacht werden. Aber das Werk ist nicht zum Vorschein gekommen; wenigstens habe ich nirgends einen Beweis seiner Existenz gefunden.

*) Hier ist auch eine Probe. „Wir sehen, daß die Nationes, so solche grobe Speisen (hartes, geräuchertes, eingesalzenes Fleisch, Würste, Schinken, Erbsen, Linsen ꝛc.) essen, als die nordischen Völker, und in Teutschland die Pomerinken, Westphäler, wie auch fast durchgehends die Britten, im Kriege und zur Arbeit dauer-

III. Unter denjenigen, die **über die ganze praktische Philosophie**, oder über die **allgemeine praktische Philosophie**, nach dem ganzen Umfang, den sie ihr gaben, Handbücher geliefert, haben einige der berühmtesten und ausführlichsten dieses ganzen Theiles derselben kaum mit einem Worte gedacht. So **Wolf**; der in den zween Bänden seiner allgemeinen praktischen Philosophie wohl ein langes Kapitel de conjectandis hominum moribus hat, aber nicht über die nächsten Gründe der Neigungen in dem Erkenntnißvermögen hinausgeht.

Die **Thomasische Schule**, welcher überhaupt das Lob nicht versagt werden kann, daß sie die Philosophie auf die Angelegenheiten des Lebens zu richten, und den Weg der Beobachtung einzuschlagen gesucht habe, stellte ausführlichere Untersuchungen über die Gemüthsverschiedenheiten, deren Gründe und Kennzeichen an. **Thomasius** selbst beschäftiget sich in den mehresten Hauptstücken seiner **Ausübung der Sittenlehre** lediglich damit. Und ein unpartheyischer Leser wird gewiß viele feine Beobachtungen und scharfsinnige Entwicklungen darinn fin-

---

hafter sind, hingegen auch stupider; andere aber in Obertentschland, wie auch die Franzosen, Italiener und die vornehmen Leute, so weiche und zartere Speisen genießen, scharfsinniger, aber auch schwächer sind. Doch hat diese Regel ihre Ausnahmen S. 110.

finden. Aber einige Hauptfehler, die er dabey begeht, fallen auch bald in die Augen. Einmal nimmt er zu wenig Gründe der Neigungen und Gemüthsarten an; sucht sie bloß aus dem angebohrnen körperlichen und geistischen Temperamente eines jeden Menschen zu erklären. Unter dem geistischen Temperamente versteht er die herrschende Neigung, welche entweder in dem Ehrgeiz, oder Geldgeiz, oder der Wollust, oder einer Mischung aus mehrern dieser drey Grundneigungen, bey einem jeden Menschen bestehen soll. Daß er nicht bis zu den entfernten, äußerlichen, physischen und moralischen Ursachen fortgieng; kam daher, daß er der Meynung war, die ursprüngliche Gemüthsart eines Menschen könne durch nichts, weder Glück noch Unglück, Diät und andere Einflüsse verändert werden. Diesen Satz hielt er für eine Hauptwahrheit, und wichtige Entdeckung, die er in der Moralphilosophie gemacht habe *).

So sehr sich aber dieser Lehrer in Ansehung der Gründe der Neigungen zurück hielt; so kühn schritt er fort in der Anzeige ihrer Folgen. **).

*) S. Hauptst. XII. §. 58 ff.

**) Da ich bey den allerwenigsten meiner Leser darauf rechnen kann, daß sie die Sittenlehre des Thomasius nachzuschlagen Lust und Gelegenheit haben: so will ich zur Erläuterung des Obigen ein Paar Absätze aus dem VII Hauptst. auszeichnen. „Die Menschen werden ihren Stän-

Bey diesem Verhalten desselben wird es nicht nur begreiflich, warum er, mit allem Eifer, den er für ihn zeigte, die Aufnahme dieses Theiles der Philosophie nicht sehr befördert hat; sondern auch wahrscheinlich, daß er zur Verachtung und Vernachlässigung desselben vielen einen neuen Grund gegeben hat, durch die auffallenden Irrthümer, die manchen Paradoxa und kühnen Uebertreibungen, die er hineinbrachte.

Gundling, ob er gleich in den Hauptgrundsätzen mit dem Thomasius übereinstimmt, geht doch schon um etwas weiter in der Verfolgung der Gründe der Gemüthsarten; und gesteht insbesondere dem Klima seinen Einfluß dabey zu*).

Un-

Ständen nach eingetheilt in den Lehrstand, Wehrstand, Nehrstand. Der Nehrstand leidet das Meiste von der Wollust; der Wehrstand von dem Ehrgeize, und der Lehrstand von dem Geldgeiz. In dem Lehrstand haben sich Studenten sehr für der Wollust in Acht zu nehmen. Die Professores aber der disciplinarum theoreticarum, als Physicae, Matheseos u. s. w. für Geldgeiz, und derer Practicarum für Ehrgeiz zu hüten. In den höhern Facultäten stellet die Wollust denen Medicis, der Ehrgeiz denen JCtis, und der Geldgeiz denen Theologis sonderlich nach.

*) De climate qui dubitat: nae is omni experientia, tum propria, tum aliena videtur esse destitutus. Daß die Gemüthsart sich nicht verändern lasse; sucht er dabey doch noch zu behaupten. Eben deswegen hält er nicht viel von der Bemühung, die besondern Gemüthsarten der Stände, Alter und Geschlechter anzugeben. S. *Ethica* cap. XV. XXIX. XXX. XCII. XCIV.

Unter den Moralisten der damaligen Zeit hat sich auch noch, sowohl durch die Weitläuftigkeit seines Plans, als die Sonderbarheit seiner Sprache ausgezeichnet, der als Litterator sonst bekannte *Vincent. Placcius.* In seinem Typus medicinae moralis d. i. Entwurf einer vollständigen Sittenlehre, nach Art der leiblichen Arzneykunst, Hamb. 1685. hat derselbe im vierten Theil, welcher die **Sittenprüfung** (semiotica moralis) enthält, Kap. 1. doch die Grundbegriffe von den Ursachen der verschiedenen Gemüthsarten, den physischen und moralischen, mittelbaren und unmittelbaren ordentlich beygebracht *).

Bey den ausländischen Verfassern moralischer Lehrbücher habe ich diese Untersuchungen eben so sehr vernachlässiget gefunden. **Hobbes** hat etwas davon, aber wenig; weniger als man von seiner sonst bewiesenen Aufmerksamkeit auf die mechanischen Ursachen, und überhaupt auf den Zusammenhang der Dinge und Veränderungen in der Natur hätte erwarten können **).

*) Bey der Unterabtheilung kömmt manches mit vor, was wenigstens sonderbar ausgedruckt ist; wie so freylich gar vieles in diesem Buche, z. E. unter den äußerlichen Sittenursachen der Himmel oder die Gestirne, und insonderheit der Sonnen Anstrahlung §. XI. S. 182.

**) *De Homine* cap. XIII. Der Grundsatz, den er da ausführt, ist dieser: Ingenia, i. e. hominum ad certas res

Und dieß ist es, was ich von den Beyträgen der neuern Philosophen zur Hervorbringung dieses vom **Verulam** gewünschten Theiles der Moral anzuzeigen im Stande bin. Es wird mir lieb seyn, wenn mehr dahin gehöriges mir durch andere bekannt gemacht wird. Nur, versteht sich, müssen es Schriften seyn, die wenigstens so erheblich sind, als der bessere Theil der von mir genannten. Der nichts bedeutenden wüßte ich selbst noch viele.

Was die **Moralisten des Alterthums** anbelangt: so brauche ich wohl nicht umständlich anzuzeigen, daß sich bey denselben über die Gründe der Neigungen, besonders über **Diät, Erziehung, Temperament** und **Klima** manche gründliche Bemerkungen zerstreut finden. Aber mir ist keiner bekannt, der uns über diesen Theil der Naturlehre ausführliche und zusammenhängende Untersuchungen hinterlassen hätte. **Aristoteles**, der, bis zum Aergerniß der

---

res propensiones a sextuplici fere fonte oriuntur; nimirum a temperie, ab experientia, a consuetudine, a bonis fortunae, ab opinione, quam quisque habet de se ipso, ab authoribus. Quibus mutatis mutantur etiam ingenia. Etliche sich auszeichnende besondere Behauptungen sind: Quod vulgo dicitur, senes ingenio esse ad divitias nimis attento, verum non est. — Puerorum ingenia ad omnia formantur, quae volunt parentes & magistri, virgis. Eine Meynung, die sich zu des Mannes politisch despotischen Grundsätzen gut paßt.

der Moralisten vom gemeinen Schlage, die Lehre von den Sitten **physisch**, d. h. in Absicht auf ihre Ursachen und Wirkungen bearbeitete *), geht doch dabey nicht weiter, als daß er den Zusammenhang der Neigungen unter einander aufsucht; bis zu den entfernten äußerlichen Ursachen derselben geht er in der Sittenlehre nicht. In andern Schriften desselben, in der **Rhetorik** und in den **Aufgaben** **), finden sich einige Bemerkungen darüber; aber nichts zusammenhängendes und vollständiges.

Im **Mittelalter** sind die Astrologischen Träume vom Einfluß der Gestirne auf die Gemüther, desgleichen die Vorurtheile und ungeläuterten Begriffe von den Eingebungen des Teufels, der Erbsünde und den Gnadenwirkungen Hindernisse gründlicher Untersuchungen über diesen Theil der Moral gewesen.

Aber die wichtigste Classe der Schriftsteller, die sich um denselben verdient gemacht haben, ist nun noch anzuzeigen übrig. Dieß sind zwar nicht Philosophen in der eingeschrenktesten Bedeutung des Wortes; aber mehr als dieß; es sind

IV. Die **Philosophischen Geschichtschreiber und Geschichtsforscher.** Ohne deren Hülfe

*) S. *Brucker* Hist. crit. philos. tom. I. p. 835.
**) Sect. XIV. XXX.

würde ich vielleicht nie im Stande gewesen seyn, wenigstens so bald es nicht haben wagen können, meine Arbeit zu unternehmen. Wie viel ich den **Hume's**, **Robertsons** und **Schmidts** zu verdanken habe; davon legen meine Ausarbeitungen selbst das sicherste Zeugniß ab. Aber meine vorhergehende Erklärung bezieht sich doch noch mehr auf diejenigen Schriftsteller, die nicht die Geschichte einzelner Völker und Personen, sondern vielmehr aus der Vergleichung vieler solcher Particulargeschichten, und mit Hülfe der psychologischen Grundlehren, die **Geschichte der Menschheit**, die natürliche Geschichte der Sitten, ans Licht zu bringen sich Mühe gegeben haben; die **Iselins**, **Fergusons**, **Krafts**, **Millars**, **Homes**, und andere in der neuern Litteratur genugsam bekannte Männer. Unter diesen hat der erste nicht nur nach einem vollständigeren, ordentlicheren und zusammenhängenderen Plane, als die andern seine Geschichte der Menschheit ausgearbeitet; sondern er hat auch in dem ersten Buche eine bloß speculative Einleitung in dieselbe vorausgeschickt, und darinn, nebst andern psychologischen Grundlehren, auch die von den Ursachen der Gemüthsverschiedenheiten für die Kürze, die er dabey beobachten wollte, sehr lehrreich abgehandelt.

Und hier darf denn auch das unsterbliche Werk des großen **Montesquieu** nicht ungenannt bleiben; welches nicht nur an sich selbst

für

für unsere Wissenschaft unzählige nützliche Bemerkungen enthält, sondern auch sicher eine der wirksamsten Erweckungen zur Philosophie der Geschichte überhaupt, und zur gründlichern Untersuchung der Einflüsse des Klima und anderer physischer und moralischer Ursachen der Sitten geworden ist. Ein solches, wenn auch nicht eben so großes, doch ähnliches Verdienst der Erweckung anderer hat auch **Rousseau**; nicht nur in Absicht auf seinen Aemil, sondern auch wegen seiner paradoxen Abhandlungen vom Einflusse der Wissenschaften und vom Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Es läßt sich dieß in den vortreflichen Werken der vorzüglichsten von den vorher genannten Bearbeitern der Geschichte der Menschheit ohne Mühe wahrnehmen.

Auch die **Geschichte des menschlichen Verstandes** vom Herrn **Flögel** darf ich hier nicht ungenannt lassen. Nicht nur weil ihr Plan und Inhalt mit meiner Arbeit sehr viele Aehnlichkeit und Verwandtschaft hat; sondern hauptsächlich deswegen, weil ich sie zuerst zu einer Zeit las*), wo mein eigener Vorrath von Geschichtskenntnissen viel zu geringe war, als daß sie nicht mir sehr lehrreich hätte seyn müssen.

Die übrigen Hülfsmittel, die ich bey den besondern Hauptstücken meiner Untersuchungen gebraucht

*) Sie kam zuerst 1765, und zum dritten male 1776 heraus.

braucht habe, finden sich überall getreulich angezeigt. Ich habe bey dieser, wie bey meinen andern philosophischen Arbeiten, die Regel beobachtet, immer erst meine eigene Meditation zu Ende zu bringen, ehe ich nachsuchte, was etwa darüber von andern geschriebenes vorhanden seyn möchte, oder das mir schon bekannte und ehedem gelesene wieder nachlas. So bin ich manchmal auf Stellen gestoßen, wo eben dasselbe, was ich schon gedacht und geschrieben hatte, aber um etwas vollständiger, oder bestimmter, oder schöner, gesagt war. In diesem Fall habe ich bisweilen die Worte eines andern, als solche, in meinen Text eingeschaltet, oder darunter als eine Anmerkung gesetzt; anstatt meinen Text darnach auszubessern. Besonders habe ich es mit Barclay und Ferguson so gemacht.

Ich glaube nicht, daß der Leser, wenn es nicht zu oft geschieht, bey diesem Verfahren verliert; es bringt einige Abwechselung in die Art des Vortrags, und kann zu Vergleichungen Anlaß geben. Und wenn auch diese Abwechselungen in andern Fällen zu oft, für diese Absicht, vorkommen sollten: so war es unvermeidlich in einem Buche, welches auf das Verdienst, ein Product des Genies zu seyn, nicht Anspruch machen sollte.

Endlich muß ich mich auch noch über die Entwicklungen oder Schilderungen der moralischen Charaktere, die in diesem Buche vorkommen, erklären.

ren. Es giebt zweyerley Arten solcher Schilderungen. Die eine besteht aus **allgemeinen** Zügen, nur so weit bestimmt, als die allgemeinen Gründe dazu erweislich machen. Die andern aus individuellen Zügen, nach Bildern aus einzelnen Erfahrungen, oder der Verwebung einzelner Erfahrungen in der Imagination. Die erstere Methode befolgt **Aristoteles** bey seinen Entwicklungen moralischer Grundbegriffe; die andere sein Schüler **Theophrast**. Die letztere ist freylich angenehmer, sie wirkt schneller auf die Imagination und sinnliche Erinnerung. Aber die erste ist den Absichten wissenschaftlicher Untersuchungen, wo es auf allgemeine Wahrheiten ankömmt, angemessener. Wo es nur darum zu thun ist, allgemeine, **schon genug bewiesene** Grundsätze zu **erläutern**; da kann auch wohl der wissenschaftliche Schriftsteller solche Schilderungen nach individuellen, vielleicht nur aus der Imagination gegriffenen Zügen sich erlauben; und dann habe auch ich sie bisweilen gebraucht. Aber nicht, wo allgemeine Sätze gegründet werden sollen.

Vielleicht vermissen einige in diesem Theile eine weitere Ausführung der Einflüsse der Religion. Aber was hier und in dem ersten Theile nicht schon enthalten ist, wird im dritten Theil, bey der Untersuchung der Gründe und Hindernisse der Tugend und Glückseligkeit an seinem rechten Orte stehen.

Meine Schreibart für unverbesserlich zu halten, bin ich zwar noch immer weit entfernt. Noch bitte ich, daß man nicht nach dem Wohlgefallen

oder

oder Mißfallen an derselben sein Urtheil über den Werth der Sachen sich bestimmen lasse. Doch soll dieß nicht dahin gedeutet werden, als ob ich nicht Mühe und oft wiederholten Fleiß auf die Verbesserung des Ausdrucks verwendet hätte. Ich erkenne, was der Schriftsteller in jedwedem Fache, der Nutzen stiften will, seinen Lesern auch hierinn schuldig ist. Aber ich weiß auch, daß diese Forderung gegen einen Schriftsteller, der allein oder hauptsächlich nur für die Einbildungskraft und die Empfindung arbeitet, weiter gehen darf, als in Ansehung desjenigen, der sich mit allgemeinen Wahrheiten beschäftiget. Denn da ist es doch gewiß **ungleich schwerer**, verständlich und angenehm zu schreiben, als wo man Bilder anreihet und ausmahlet. Und leicht kann es dem Leser begegnen, daß er Schwierigkeiten, die in den Sachen liegen, mit Schwierigkeiten, die von der Schreibart herkommen, verwechselt. Außerdem daß es auch hier Eigenheiten des Geschmacks giebt, die andern zum Gesetze zu machen die Menschen sich nicht so sehr hüten, als es der Billigkeit nach seyn sollte. Göttingen im März 1782.

Inhalt

Inhalt

der Untersuchungen über die Verschiedenheiten der menschlichen Gemüther.

Abschn. I. Kap. I. Anzeige der allgemeinsten Hauptverschiedenheiten der Gemüther, und Schwierigkeiten bey der Erforschung derselben. §. 122, 124. S. 479.

Kap. II. Allgemeine Uebersicht der Ursachen dieser Verschiedenheiten. §. 125, 128. S. 490.

Abschn. II. Kap. I. Von den Gründen zu Verschiedenheiten der Gemüther, die in den Verschiedenheiten der Erkenntnißkräfte und Einsichten ihren Grund haben. §. 129, 136. S. 495.

Kap. II. Vom Einfluß des Körpers auf den Gemüthscharakter. §. 137, 148. S. 527.

Kap. III. Von den Einflüssen der Lebensart. §. 149, 154. S. 586.

Kap. IV. Vom Einflusse des Klima und der übrigen Beschaffenheiten des Wohnlandes. §. 154, 161. S. 620.

Kap.

Kap. V. Vom Einflusse der gesellschaftlichen Verbindungen, Gesetze und Staatsverfassungen. §. 162-168. S. 680.

Kap. VI. Vom Einflusse der Glücksumstände auf die Gemüther. §. 169-175. S. 721.

Kap. VII. Von den Gemüthsbeschaffenheiten der verschiedenen Alter und Geschlechter. §. 176-194. S. 760.

Kap. VIII. Vom Beytrag der Erziehung zur Bestimmung des Gemüthscharakters. §. 195-199. S. 846.

Kap. IX. Schlußfolgen. §. 200-202. S. 880.

Verbes-

Verbesserungen.

S. 481. l. Z. Classe l. Classen.
— 495. Z. 1. nächsten l. mächtigsten.
— 497. Not. dritte Zeile von unten, letztere l. letzterer.
— 503. Z. 8. l. jenen auf einem — beruhenden.
— 504. Z. 2. wurden l. werden.
— 505. Not. l. Gentoo laws und specified.
— 507. Z. 10. alle l. viele.
— 510. Not. l. zusammenpressenden.
— 511. Z. 5. l. ursprünglicher.
— 519. Z. 19. l. Neuen; u. Z. 25. angemerkt.
— 520. Not. l. Monthly Review.
— 522. Z. 7. l. Ursachen.
— 523. Z. 2. l. konnte.
— 535. Z. 5. l. ersten.
— 537. Z. 4 von unten, l. Elemente.
— 545. Z. 4 von unten, l. Schmerzgefühlen.
— 572. Z. 6 von unten, l. keinem st. kleinem.
— 588. Z. 3. l. Kräuterkenners.
— 597. Z. 5 und 4 von unten haben die Striche hier gar keine Bedeutung, und sind nur aus Mißverständniß da.
— 602. Not.** l. ankomme st. ankäme.
— 607. Z. 14. l. Erfindungen.
— 655. Z. 4 von unten, hat oft genug — gestrebt.
— 665. Z. 10. l. remors.
— 669. Z. 5 von unten, sollten um der Deutlichkeit willen die Worte so folgen: Nicht nur sie selbst erkennen sich ꝛc.

S. 683.

Verbesserungen.

S. 683. Z. 13. l. ungebundenstem.
— 684. Z. 4. l. gleichgültiger; und Z. 5. einsiedlerisch.
— 726. Z. 6 von unten, l. öftesten.
— 735. Sollte mit dem Wort Reichthümer in der dritten Zeile ein frischer Absatz anfangen. In Ansehung der Absätze ist in beyden Theilen oft gefehlt worden.
— 742. Z. 4. l. jung.
— 743. l. Z. l. können.
— 754. Z. 6 von unten, l. Herrschsucht.
— 786. Z. 8. l. Standfestigkeit.
— 796. Z. 2. l. festere.

Drittes

Drittes Buch.

Von den Verschiedenheiten der menschlichen Gemüther.

Abschnitt I.

Allgemeine Uebersicht dieser Verschiedenheiten und ihrer Ursachen.

Kapitel I.

Vorläufige Betrachtungen über die Verschiedenheiten der menschlichen Gemüther und deren genauere Kenntniß.

§. 122.

Grundbegriffe zu den Eintheilungen der menschlichen Gemüther.

Zur Kenntniß der moralischen Natur des Menschen, und deren Verhältniß zur Tugend, Glückseligkeit und allen gesellschaftlichen Absichten, ist es lange noch nicht genug, die allgemeinen Triebe und Gesetze des Willens zu kennen. Man muß mit den vielen und

großen Unterschieden, die sich dabey finden, und den Ursachen und Wirkungen derselben gleichfalls bekannt seyn. Denn gerade darauf kömmt es am meisten an, wenn man die Gemüther erforschen, bilden und regieren will. Die Untersuchungen des ersten Theils enthalten schon manche darauf abzielende Bemerkung. Nunmehr soll eine vollständige und ordentliche Ausführung dieses wichtigen Theils der Psychologie versucht werden.

Da das Wesen des menschlichen Gemüths oder Willens, wie wir das Wort in diesen Untersuchungen verstehen, in Empfindungen der Lust oder Unlust und den davon abhängigen Begierden, Trieben und Entschließungen besteht: so sieht man leicht ein, daß die Verschiedenheiten der Gemüther, nach ihren allgemeinen Verhältnissen betrachtet, entweder auf die Art der Empfindungen und Triebe, oder auf die Stärke derselben, oder ihre Anzahl sich beziehen müssen.

Und darnach lassen sich auch die gewöhnlichen Haupteintheilungen derselben ordnen. Nemlich

1) Einige Gemüther werden ganz oder vorzüglich von sinnlichen Vorstellungen beherrscht, ihre Begierden und Entschließungen richten sich nach der, den Sinnen oder der Einbildungskraft vorgestellten nahen Lust oder Unlust. In andern herrschen Absichten auf die entfernten Folgen und mittelbaren Beziehungen der Dinge. Sie heißen daher, nach dem verschiedenen Werth ihrer Absichten, weise, klug oder listig.

2) Einige Menschen werden mehr durch den Reiz des Angenehmen, die Lust zum Guten, getrieben, andre durch die Vorstellung des Unangenehmen, die Furcht vor dem Bösen. Jene sind daher, vermöge der in

ihnen

ihnen herrschenden Vorstellungen, die meiste Zeit, wenn nicht frölich durch den Genuß, so doch heiter und gutes Muthes in der Hoffnung. Diese hingegen finster und mürrisch, oder niedergeschlagen und traurig.

3) Die Empfindungen und Begierden der einen sind **lebhaft, heftig**; ihre Antriebe stark, sie sind **thätig**. Andere dagegen empfinden und begehren **schwach**; ihre Neigungen sind **gemäßigter**, ihre Thätigkeit ist geringer.

4) Die Empfindungen, Neigungen und Entschließungen sind bey einigen Menschen, auch der **Dauer** nach, ungleich stärker, als bey andern. Sie sind **standhaft, fest** in ihrem Charakter und **gleichmüthig**: andre sind dagegen **veränderlich**.

5) Es giebt Menschen, in welchen eine **Leidenschaft** augenscheinlich über alle andre herrschet; da in andern **mehrere** Neigungen eine gleiche Gewalt auszuüben scheinen. Jene haben einen einfachern, diese einen verwickeltern Charakter.

6) Und in Rücksicht auf die herrschende Neigung ist es endlich auch, daß man Hauptunterschiede bey den Gemüthern erkennt; wohin vornämlich die Namen der **Edlen**, der **Eigennützigen**, der **Geizigen**, **Wollüstigen**, **Ueppigen**, **Eiteln**, **Ehr- und Herrschsüchtigen**, der **Patrioten** und **Menschenfreunde** gehören. Es ist keine Neigung so sonderbar, daß sie nicht bey einem Menschen, wenigstens auf eine Zeitlang, zur herrschenden Leidenschaft werden könnte. Dies beweisen nicht nur die Beyspiele der Verrückten und Schwärmer; sondern auch vieler andern Menschen, die nicht eigentlich in diese Classe gesetzt werden dürfen. Wie manchfaltig und

wie groß kann nicht allein schon die Herrschaft der Liebe zu einzelnen Künsten und Wissenschaften, oder auch Producten und Gegenständen derselben werden?

§. 123.

Einfluß der herrschenden Neigung auf den ganzen Charakter.

Daß es Folgen für den ganzen Gemüthszustand haben müsse, was auch für Ursachen ihn bestimmen, wenn irgend eine Neigung mit überwiegender Gewalt im Gemüthe herrschet; läßt sich nicht bezweifeln. Es können aber diese Folgen auf manchfaltige Art entstehen. Denn auf eine gedoppelte Weise hängen die Neigungen mit einander zusammen, und haben Einfluß auf einander; einmal vermöge des Verhältnisses, in welchem ihre Bestrebungen und die Gegenstände, auf die sie sich beziehen, mit einander stehen; sodann vermöge ihrer Gründe in dem Empfindungs- und Erkenntnißsystem. Nach dem ersten Zusammenhange entstehen aus den herrschenden Neigungen diejenigen andern, oder wachsen durch sie, deren Absichten mit den Absichten der erstern übereinstimmen, sie befördern; und die widerstrebenden werden erstickt oder geschwächt. Vermöge des andern Zusammenhangs entspringen aus einer Neigung diejenigen andern, zu welchen sich Grund in der Empfindungs- und Vorstellungsart findet, die jene erste voraussetzt, und vermöge des gegenseitigen Einflusses der Neigungen auf die Vorstellungs- und Empfindungsart, unterhält und verstärkt. Das Verlangen nach Ruhm im Kriege erzeugt aus der ersten Ursache Neigung sich abzuhärten, Abscheu vor Weichlichkeit; vermöge der andern gesellen sich ihr leicht

Herrsch-

Herrschsucht und Kühnheit zu, auch in andern Verhältnissen, bey Streitigkeiten über Meinungen, Bewerbungen und Gunstbezeugungen. Die Wirkungen dieses zweyfachen Grundes stimmen nicht immer mit einander überein; die einen werden bisweilen durch die andern gemäßiget und eingeschränkt. Der Herschsüchtige ist, vermöge der Gründe seiner Hauptneigung, zum Stolz und zur Grausamkeit geneigt; vermöge ihrer Absichten kann er zur Nachgiebigkeit und Gelindigkeit gestimmt werden; die übrigen Gründe seines Charakters, und die äußerlichen Umstände müssen entscheiden, ob er das eine oder das andere öfter seyn werde *). Schon ein starker

*) Solche entgegengesetzte, und doch auf eine begreifliche Weise vereinigte Züge zeigen sich in der Schilderung des berühmten Mentzikow. Gracieux & poli envers les etrangers, s'entend envers ceux, qui ne pretendoient pas avoir plus d'esprit que lui, il ne faisoit pas non plus de mal aux Russes, qui savoient se plier à son humeur. Il traitoit avec douceur tous ceux, qui etoient moins, que lui; n'oubliant jamais un service rendu; brave de sa personne jusqu' à la temerité, & ami zelé de tous ceux qui etoient devoués à ses interets. De l'autre coté il etoit d'une ambition demesurée, ne pouvant souffrir de superieur ni d'egal, & surtout ne pardonnant jamais à ceux, qu'il soupçonnoit de vouloir le surpasser. Dominé par une avarice sordide, il etoit d'ailleurs ennemi implacable — Il ne manquoit pas d'esprit; mais n'ayant eu aucune education, ses manieres etoient brusques & grossieres. *Memoires sur la Russie par le General de Manstein* p. 15. Nicht viel anders sieht das Gemälde des Grafen Münnich von eben diesem Verfasser aus. Er ist, oder war vielmehr nach demselben un vrai contraste de bonnes et de mauvaises qualités

Beweis, wie leicht es ist, bey der Erforschung der Gemüther sich zu irren; wenn man nach einzelnen Aeußerun-

---

lités. Poli, grossier, humain, emporté tour à tour; rien ne lui est plus facile que de gagner les coeurs de ceux, qui ont à faire à lui; mais souvent un instant après, il les traite d'une maniere si dure, qu'ils sont forcés, pour ainsi dire, de le haïr. Dans de certaines occasions on l'a vû d'une generosité extrême, dans d'autres d'une avarice sordide. C'est l' homme du monde, qui a l'ame la plus haute; & cependant on lui a vû faire de bassesses. L'orgueil est son vice dominant — D'une stature haute et imposante et d'un temperament robuste et vigoureux, il semble être né General; jamais aucune fatigue n'a pu le rebuter — Pour tirer de lui les choses les plus secretes, il suffit de le contrarier et de le facher. pag. 429.

Graf Ostermann, nicht weniger ehrgeizig als die beiden vorhergehenden, war durch seine frühere Bestimmung, ohne Zweifel auch durch sein Temperament, zur Furchtsamkeit und Behutsamkeit viel mehr, als zur Kühnheit bestimmt. Daher Il etoit incorruptible; il n'a jamais reçu le moindre présent des cours étrangeres, sans que celle, qu'il servoit, ne l'eût ordonne! Il etoit extremement defiant, poussant le soupçon souvent trop loin Dans la place qu'il occupoit, il ne pouvoit souffrir ni de superieur ni d'egal; à moins que leurs lumieres ne les rendissent infiniment inferieurs à lui. Il vouloit être le maitre de toutes les affaires; les autres ne devoient qu'approuver et signer. Dans les affaires epineuses, où, en vertû de sa charge, il falloit qu'il donnât son opinion, il affectoit d'être malade, de peur de se compromettre; et c'est par cette politique qu'il s'est soutenû pendant six regnes — Tout ce qu'il disoit, et tout ce qu'il ecrivoit, pouvoit s' entendre de deux façons. Fin & dissimulé il savoit commander à ses passions et s'attendrir dans

rungen und Merkmalen urtheilet. Je heftiger die herrschende Leidenschaft sich hervorthut, desto größer sind auch die Veränderungen, die in dem übrigen ganzen System der einem Menschen zukommenden Vorstellungen und Neigungen entstehen. Erstickung der natürlichsten Gefühle, Verlust der Vernunft, des Menschenverstandes, sind ja oft genug die Folgen davon gewesen. Ohne Zerrüttung der übrigen kann keine Neigung zu einer ausschweifenden Stärke gelangen. Darum ist nur eine Tugend; und sie allein ist sich immer gleich, und mit sich selbst übereinstimmend; da sie mit dem System der Natur übereinstimmt.

§. 124.

Schwierigkeiten der weitern Entwickelung, Bestimmung und Ordnung dieser Begriffe. Art der folgenden Untersuchungen.

Wenn man den bisherigen Bemerkungen weiter nachdenkt, und sie auf alle besondere Neigungen anzuwenden sucht, von denen sich die Menschen beherrschen lassen; und auf diese Weise eine vollständige und ausführliche Beschreibung und Eintheilung der Gemüther nach Classen, Gattungen, Arten und Unterarten zu entwerfen übernimmt, so wie die Erscheinungen in der Körperwelt eingetheilt zu werden pflegen: so wird man bald große Schwierigkeiten gewahr; größere, als diejenigen sind, die

dans le besoin jusqu'aux larmes. Il ne regardoit jamais personne en face; et de peur que ses yeux ne le trahissent, il savoit les rendre immobiles ib. p. 434.

schon bey den Versuchen, das System der Natur in den Verschiedenheiten der Körperwelt vorstellig zu machen, sich hervorthun.

Die erste Schwierigkeit besteht darinn, daß man bey den Gemüthseigenschaften eine Menge wichtiger Verschiedenheiten gewahr wird, für die es keine Namen giebt. Eine und dieselbe Gattung von Neigungen läßt nach der Verschiedenheit des Grundes, aus dem sie entspringt, oder des Grades, bis zu welchem sie angewachsen ist, oft die größten Verschiedenheiten zu, die verschiedensten Folgen für den ganzen Gemüthscharakter. Aber aller dieser Verschiedenheiten ungeachtet, wird ihr immer ein und derselbe Namen gegeben; es heißt immer Stolz, Muth, Zorn, Furchtsamkeit u. s. w.; oder die Unterscheidungsnamen, die sich etwa noch dabey finden, reichen doch lange noch nicht aus, alle jene Verschiedenheiten damit auszuzeichnen. Bey der Beschreibung sichtbarer Dinge ist es leicht, dem Mangel der Sprache abzuhelfen; man zeichnet die Sache selbst, und macht dadurch den Namen sofort verständlich, den man ihr geben will, oder auch entbehrlich. Dies ist nicht so bey der Seelengeschichte. Unterdessen nehmen unsre Sprachen an psychologischen Redensarten täglich zu; welches beweiset, daß dieser Theil der Nachforschung zunimmt, und zu weiterm Wachsthum Hoffnung giebt. Denn Sprache und Erkenntniß befördern einander wechselseitig.

Aber auch die Beobachtung an sich schon ist hier sehr schwer; schwerer nicht nur, als bey den sichtbaren Dingen, sondern auch schwerer, als diejenige, die sich nur auf die gemeinen Gesetze des Willens bezieht. Eben deswegen, weil es gemeine Erscheinungen sind, kann

man

man sie beobachten, beynahe so oft, wann und wo man will; man braucht nur auf sich selbst acht zu geben, und sein Herz zu fragen; und eine Erfahrung klärt da leicht und geschwind die andre auf. Die Eigenheiten der einzelnen Gemüthsarten aber müssen schon mühsamer aufgesucht werden; und die Schlüsse von sich auf andre sind dabey am mißlichsten. Und wenn kein Mensch ein Geheimniß daraus macht, dasjenige an sich zu haben, und dem unterworfen zu seyn, was zur menschlichen Natur gehört: so weiß man hingegen, wie weit die Bemühung und Geschicklichkeit der Menschen geht, ihren ganzen eigenthümlichen Charakter zu verbergen.

Irgend eine Eigenschaft einmal an einem Menschen bemerken, ihn in einem Gemüthszustande sehen, kann noch sehr unzureichend seyn, nicht nur seine ganze Gemüthsart, sondern auch nur diese einzige Eigenschaft, völlig wie sie in ihm ist, richtig zu beurtheilen. Ist es gewöhnliche Eigenschaft oder vorübergehender Zustand? Wie entstand er in ihm? was waren die nächsten Ursachen davon? wie ist er durch entfernte Ursachen dazu vorbereitet gewesen? Den wie vielsten Theil seines gewöhnlichen Gemüthszustandes, des ganzen Systems seiner Neigungen, nach ihrer Zahl und Stärke betrachtet, macht dies Bemerkte aus? Wie fest oder wie veränderlich ist überhaupt die Gemüthsbeschaffenheit dieses Menschen? Lauter Untersuchungen, die zur Vollständigkeit und Bestimmtheit einzelner Beobachtungen über die Gemüther nothwendig gehören.

Und wenn es schon so viele Mühe fordert, nur einzelne Beobachtungen zuverlässig und genau anzustellen: wie viel muß nicht dazu gehören, allgemein richtige Be-

griffe von den Gemüthseigenschaften und ihren mancherley Verschiedenheiten, und nicht nur von einfachen Neigungen, sondern von dem Naturell ganzer Gemüthsarten aus der Erfahrung sich einzusammlen?

Wenn man mit diesen Schwierigkeiten bekannt ist, so muß man ja wohl erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Fertigkeit und Zuversichtligkeit manche Menschen, zufolge ihrer Erfahrungen, wie sie sagen, oder auch nur ihres Gefühls, über Eigenschaften und Arten der Gemüther, Ursachen, Wirkungen und Kennzeichen derselben, urtheilen, und andre belehren zu können vermeinen. Dutzende von Sätzen sprechen sie in einer Viertelstunde aus, oder drängen sie auf ein Blatt zusammen, wovon einer vielleicht ihr halbes Leben und ein ganzes Buch erforderte, wenn er gehörig bewiesen werden sollte.

Je größer die Schwierigkeiten sind, die der Erforschung der Gemüthsarten mittelst der bloßen Beobachtung im Wege stehen; je unsicherer es ist, aus einzelnen Wirkungen und Aeußerungen derselben auf ihre ganze Beschaffenheit zu schließen: desto nützlicher und nöthiger muß es seyn, hiebey auch den andern Weg zu betreten und zu bahnen, der zur Erkenntniß der Wahrheit führt; den Weg der Schlüsse aus den Ursachen, durch welche etwas entstanden und bestimmt worden ist. Wenn uns die Menschen bey den Beobachtungen, die wir über sie anstellen, auf alle mögliche Weise zu täuschen suchen, wenn sie durch Worte und Handlungen, die ihnen nicht natürlich, sondern nur zum Schein eingerichtet sind, ihre Neigungen zu verbergen, und zu verstellen wissen; so geben uns oft die Dinge, unter deren Einfluß sie stehen oder gewesen sind, und die sie uns nicht verbergen können,

oder auch nicht wollen, deren Wirkungen aber aus allgemeinen Erfahrungen und Grundgesetzen der Natur bekannt sind, vieles Licht, wenigstens Vermuthungen, wodurch die Beobachtung geleitet und berichtiget werden kann.

Es ist also von großem Nutzen, alles, was Ursache einer erheblichen Verschiedenheit menschlicher Gemüther werden kann, genau zu kennen, und die Verhältnisse mehrerer solcher Ursachen gegen einander, so viel sich thun läßt, richtig beurtheilen zu können. Und dies ist der Zweck der nachfolgenden Untersuchungen.

Kapitel II.

Allgemeine Uebersicht der mancherley Ursachen der Verschiedenheiten in den menschlichen Gemüthern.

§. 125.

Eintheilung derselben in physische und moralische, unmittelbare und mittelbare.

Gleichwie der menschliche Wille theils durch Empfindungen, theils durch Vorstellungen regiert wird: also müssen auch die Ursachen der Verschiedenheiten desselben theils solche Dinge seyn, die die Empfindungen, theils solche, die die Vorstellungen eines Menschen bestimmen. Beide gehören entweder zu den mechanisch, nothwendig wirkenden physischen Kräften, oder zu den von Willkühr und Freyheit abhängigen moralischen Ursachen und deren Wirkungen. Beide sind entweder ursprünglich in dem Menschen selbst, und wirken unmittelbar auf den Willen; oder sie sind außer ihm, und haben Einfluß auf seine Neigungen, durch die Veränderungen, die sie in dem Körper oder in der Denkart hervorbringen.

§. 126.

Uebersicht der moralischen Ursachen und der allgemeinen Gründe ihrer Realität.

Der Wille hängt von den Vorstellungen ab. Folglich muß es Unterschiede in den Willensneigungen nach sich

sich ziehen, ob Menschen schon gewisse Vorstellungen überall haben, oder nicht haben. Was sie nicht wissen, das können sie weder begehren noch fürchten; das kann ihren übrigen Trieben überall keinen Einhalt thun. Ferner muß es darauf ankommen, welche Vorstellungen die lebhaftesten, die herrschenden sind, ob die von himmlischen Dingen, oder die von irdischen; ob die von Ehre und Freyheit, oder die von Geldgewinn und sinnlicher Lust. Und weiter, wie diese Vorstellungen unter einander zusammenhängen, vermöge der Gleichzeitigkeit ihres Ursprungs, oder der Meinung von den Dingen; was für Dinge als Mittel zum Vergnügen, zur Ehre, zum Reichwerden, zur Seligkeit, oder als Hindernisse dagegen angesehen werden.

Da es aber sowohl bey dem Ursprung, als der Wiedererweckung und Verbindung der Vorstellungen auch auf die Kräfte und Fähigkeiten zur Erkenntniß ankömmt, wie solche bey einem Menschen entweder von Natur beschaffen, oder durch den Gebrauch geworden sind: so müssen auch in den dabey sich findenden Verschiedenheiten Ursachen der Gemüthsverschiedenheiten enthalten seyn.

In beyderley Rücksicht läßt sich also nicht zweifeln, daß nicht die Schicksale und Erfahrungen, die ein Mensch gehabt hat, seine Verbindungen mit der Welt nach Ort, Zeitalter und Stand, die Staatsverfassung, in der er lebt, die Religion, zu der er sich bekennt, und besonders der Unterricht, und die ganze Erziehung in der Jugend zu den wichtigsten Ursachen bey der Gründung und Ausbildung seines Charakters gerechnet werden müssen.

§. 127.

§. 127.

Einfluß der körperlichen Dinge überhaupt betrachtet.

Vom Körper und dessen verschiedener Beschaffenheit hängen nicht nur die Grundvorstellungen, die Empfindungen von den Dingen ab; sondern derselbe hat auch auf alle Theile des Erkenntnißvermögens, auf Gedächtniß und Einbildungskraft, Aufmerksamkeit und Beurtheilungskraft, gewaltigen Einfluß. Von ihm rührt ferner großentheils das Selbstgefühl her, nach welchem nicht nur unmittelbar das Wohl- oder Uebelbefinden, Zufriedenheit oder Unzufriedenheit sich richten; sondern durch welches auch die Vorstellungen und Urtheile von andern Dingen so sehr geändert werden. Denn ganz anders kommen sehr viel Dinge einem Menschen vor, wenn er sich gesund und kraftvoll fühlet; und anders wenn er krank und schwach ist. Durch den Körper endlich entsteht ein großer Theil der Bedürfnisse des Menschen; und diese Bedürfnisse sind leichter oder schwerer zu befriedigen oder zu überwinden, je nachdem der Körper geartet und beschaffen ist.

Also müssen Gründe der verschiedenen Gemüthsarten in der ursprünglichen Disposition des Körpers, aber auch in denjenigen Dingen liegen, die den Zustand des Körpers in der Folge bestimmen. Nahrung, Beschäftigung, in so fern dadurch der Körper abgehärtet und gesund erhalten, oder verzärtelt und geschwächt wird; Klima in Absicht auf Wärme und Kälte, Nässe und Trockenheit; Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Erdbodens, sind also nicht weniger für Ursachen der Unterschiede in den Neigungen der Menschen zu halten.

§. 128.

§. 128.

Nöthige Erinnerungen zu den folgenden genauern Untersuchungen.

Wo mehrere und einander entgegengesetzte Ursachen wirken; da kann die Wirkung der einen oft durch die andre verhindert werden. Um deswillen darf aber der Einfluß jener überhaupt nicht geleugnet werden. Denn sonst könnte man alle Ursachen in der Welt nach einander wegleugnen; indem schwerlich irgend eine so stark ist, daß ihre Wirkung auch bey noch so widrigem Einfluß andrer Dinge, doch zu Stande kommen könnte. Die Einflüsse des Klima können durch die Gesetzgebung, oder auch durch die Nahrungsart vielleicht bis zum Unmerklichen gehoben werden; darum darf jenes doch von den Ursachen der Gemüthsverschiedenheiten nicht ausgeschlossen werden, wenn nur seine Wirkungen sich in andern Fällen hinlänglich offenbaren. Eben so können durch die Religion oder durch das Klima die Wirkungen der Regierungsform, es können auch diese letztern durch andere Umstände der Staatsverfassung, durch Reichthum oder Armuth der Nation, so verändert werden, daß sie kaum mehr zu bemerken sind. Wer die Natur der Regierungsform darum für gar nichts achten wollte; würde sich einer großen Uebereilung bey diesen Untersuchungen schuldig machen.

Bisweilen kann es auch hier zweifelhaft werden, welche von den mehrern Erscheinungen für die eigentliche Grundursache zu halten sey. Der Charakter eines Volkes ließe sich vielleicht aus der Staatsverfassung so gut, als aus dem Klima erklären. Aber nun frägt sich's, ob

nicht

nicht die Ursache einer solchen Staatsverfassung in dem Klima, und dem daher entspringenden Charakter der Menschen gesucht werden müsse? *).

*) So auch bey einzelnen Menschen. Wie viel von des Kaisers *Marc. Aurel* Gleichmüthigkeit und Nachsicht gegen die Fehler der Menschen kam von der stoischen Philosophie; wie vieles von seinem ruhigen Naturell her? A prima infantia gravis fuit. *Jul. Capitol.* Erat tantae tranquillitatis, ut vultum nunquam mutaverit, moerore vel gaudio, philosophiae deditus Stoicae. *Idem.* Seine Güte scheint bisweilen Schwachheit zu seyn. Aber auch Grundsätze können zu weit führen.

Abschnitt II.

Untersuchungen über den Einfluß der nächsten Ursachen der verschiedenen Gemüthsarten

Kapitel I.

Von den Verschiedenheiten der Gemüther, die in den Verschiedenheiten in den Erkenntnißkräften ihren Grund haben.

§. 129.

Von den Verschiedenheiten in den äußern Sinnen.

Wenn ein Mensch einen Sinn nicht hat, oder nur ganz schwach hat: so kann ihm weder Vergnügen noch Mißvergnügen durch diesen Weg, so wie andern Menschen; es können ihm keine Begierden dadurch entstehen. Der Blinde oder völlig Kurzsichtige kann sich nicht an weiten Aussichten in die offne Natur ergötzen, nicht Lust zu Reisen in dieser Absicht haben, nicht mit dadurch gegründeten Erinnerungen, für sich, oder bey Erzählungen andrer, sich belustigen. Wer kein musikalisches Gehör hat, für den kann nicht die Tonkunst Zeitvertreib, Aufmunterung und Mäßigung der Leidenschaften bewirken.

Weil denn aber doch der Mensch Zeitvertreib und Ergötzungen haben muß: so sucht er sie auf andern Wegen, weil er sie auf diesen nicht finden kann. Etwas muß der Mensch haben, womit er seine Neigungen beschäftiget. Der unmäßige Geiz der Verschnittenen an den orientalischen Höfen, wird nicht ohne Grund für eine Folge des Verlustes anderer Freuden schon von alten Schriftstellern angesehen *). Eben so die Herrschsucht dieser und andrer durch moralische Nothwendigkeit zu ähnlichen Entbehrungen gezwungener Personen.

Gröbere sinnliche Vergnügungen werden manchen Menschen Bedürfniß, weil sie, aus Mangel des dazu erforderlichen Sinnes, die feinern nicht genießen können. Auch der Denker lebt nicht vom Denken allein, er will bisweilen sinnliche Zerstreuungen und Aufmunterungen haben, und kann also auch in jenem Falle sich finden.

Aber auch Neigungen zu feinern Vergnügungen können dadurch entstehen, daß der Mangel eines Sinnes eine desto mehrere Vervollkommnung anderer Sinne veranlaßt.

Die Musik schien den Alten außerdem, daß sie Gesetze und Sittenlehren dem Gedächtniß einprägen hilft, auch um ihrer unmittelbaren und eigenen Wirkungen willen bey der Sittenbildung sehr wichtig zu seyn **). Und noch immer giebt es Leute, bey denen es ein übles Vorurtheil

*) — — Peius in aurum
aestuat, hoc uno fruitur succisa libido.

**) Ihre vortheilhaften Wirkungen bey Nervenkrankheiten haben auch neuere Aerzte beobachtet. *Tissot Tr. des Nerfs* tom. II, part. II, §. 149.

theil gegen den Gemüthscharakter eines Menschen erwecket, wenn er kein Gefühl für die Annehmlichkeiten derselben hat. Was von der leichtern Entstehung der Neigungen zu den gröbern sinnlichen Vergnügungen bey dem Mangel der feinern vorher bemerkt worden ist, könnte einen Grund zur Rechtfertigung dieser Denkarten abgeben. Einen andern könnte man daher ableiten, daß das Gefühl für Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung auch durch die Uebung, die die Tonkunst ihm gewährt, gestärkt werden könne; welches, wo alles übrige gleich wäre, doch nicht ganz ohne Nutzen seyn müßte. Aber beide Gründe entscheiden an sich noch viel zu wenig, um nicht auf die Erfahrung vielmehr in jedwedem Falle die Entscheidung ankommen zu lassen. Und gleichwie diese leider es nicht an Beyspielen großer Tonkünstler von schlechter Gemüthsart hat fehlen lassen: also zweifle ich auch nicht, daß sich nicht sehr gute Menschen finden sollten, die wenig Geschmack an Musik besitzen *).

Da es den Menschen so gewöhnlich ist, dasjenige gering zu schätzen, was sie nicht kennen, und durch Empfindung kennen zu lernen, nicht einmal Hoffnung

*) Man hat Beyspiele von Menschen, auf deren Körper alle Musik so übel wirkte, daß die einen Erbrechen, andre sonst unangenehme Zufälle dabey bekamen. *Tissot Tr. des nerfs* p. 11. p. 55. f. Vom Linnäus schreibt sein Lobredner, daß er kein für die Musik gebauetes Ohr gehabt habe G. A. 1779 S. 344. Mangel an guten Sitten und an Gefühl für die Musik können beysammen seyn, ohne daß letztere den Grund des ersten in sich enthalte. Beide können vielmehr Wirkungen des Hangs zu gröbern sinnlichen Vergnügungen seyn.

haben, und dann auch weiter die andern Dinge, die nur durch jenes wichtig werden; da einige sogar auch andern dasjenige Vergnügen nicht gerne genießen lassen, deren sie selbst nicht theilhaftig sind: so läßt sich nie sehen, wie viel und entfernte Wirkungen es bisweilen haben kann, wenn einem Menschen ein Sinn fehlt.

§. 130.

Von den Verschiedenheiten der Einbildungskraft und des innern Sinnes.

In den wenigsten Fällen wirken die Dinge auf den Willen vermöge des bloßen sinnlichen Eindruckes, sondern fast immer einiger maßen, und oft hauptsächlich, nach der Beschaffenheit der Vorstellungen, die dabey erweckt und zugesellt werden. Durch diese wird die Aufmerksamkeit auf die eine oder die andre Seite des Gegenstandes gerichtet; durch diese wird die Vergleichung, wird das Urtheil bestimmt. Auch beschäftigen sich die Menschen im Leben überhaupt vielleicht mehr mit dem Zukünftigen oder Vergangenen, als mit dem Gegenwärtigen.

Hieraus läßt sich nun leicht schließen, wie sehr es bey den Neigungen und Gemüthszuständen auf die Beschaffenheit der Imagination und des innern Sinns ankommen müsse. Und zwar kömmt

1) viel darauf an, ob überhaupt ein Mensch eine lebhafte Einbildungskraft hat, oder nicht. Eine lebhafte Einbildungskraft ist eine reiche Quelle von Vergnügungen und Zeitvertreiben; sie macht, daß ein Mensch nicht leicht lange Weile hat, wenn er für sich allein ist, daß er sein Vergnügen in sich finden kann, und

und unabhängig erhält von dem, was äußerlich ihn umgiebt. Ein Mann von lebhafter Einbildungskraft kann sich von mühsamen Beschäftigungen erhohlen und zerstreuen, indem er ruhig auf seinem Stuhle, oder in seiner Stube auf- und abspatzierend, die Schönheiten gesehener Gegenden, oder nur seinen kleinen Garten mit allen den Vergnügungen des Frühlings, Sommers und Herbstes, die er darinne oft genossen, im Geiste sich lebhaft erneuert. Aber wie sehr auch die lebhafte Einbildungskraft den Mangel äußerlicher Gegenstände und Empfindungen ersetzen, und gegen manche derselben gleichgültig machen kann: so geschieht es doch nicht leicht, daß ein Mensch diese darüber völlig vergißt, und völlig gleichgültig dagegen wird. Vielmehr ist die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft mehrentheils auch Ursache stärkerer Begierden und Verabscheuungen, Ursache des Affekts und der Thätigkeit. Und wie sehr sie durch ruhigen Genuß ergötzen, oder durch Begierden beunruhigen werde; hängt von anderweitigen Gründen ab. Weiter aber

2) Kömmt es darauf an, wovon diese Lebhaftigkeit der Einbildungskraft am meisten abhängt? wie leicht und wodurch ihre Vorstellungen hauptsächlich erwecket und ausgebildet werden? Ob durch unwillkührliche Reize, durch mechanische Antriebe des Körpers, durch Eindrücke der äußern Sinne; oder durch das selbstthätige willkührliche Bestreben der Seele, nach Maaßgabe ihrer eigenthümlichen Begierden und Zwecke? Das Daseyn dieses Unterschiedes macht die Erfahrung gewiß. Es giebt Leute von sehr lebhafter Einbildungskraft, Virtuosen in jedweder Gattung der Dichtkunst, die bis zu den wärmsten Gefühlen, bis zur Schwärmerey ihren Vorstellun-

stellungen sich überlassen können. Aber es müssen ihre Vorstellungen im genauesten Verstande seyn; es muß ihr freyer Entschluß seyn, was sie darinn versetzt. Allen fremden Antrieben scheint sich etwas in ihnen zu widersetzen. Andere sind gegen jedweden Reiz empfindlich, jeder Funke zündet bey ihnen, jeder Windstoß vermag das Feuer ihrer Imagination anzufachen.

Man begreift bald, wie dieser Unterschied der erstern durch Uebung entstanden seyn, und von der überwiegenden Gewalt der alles beherrschenden Vernunftbegriffe und Grundsätze herkommen kann. Aber er findet sich auch schon in den Grundanlagen der Menschen. Es giebt Kinder, die sehr oft, zumal außer den Lernstunden, schläfriger und unlustiger zu seyn scheinen, als andre; und dennoch, wie die längere und genauere Beobachtung derselben endlich beweiset, eben so lebhafter, ja noch lebhafterer Vorstellungen und Gemüthsbewegungen fähig sind, brünstiger lieben, und herzlicher hassen, als jene. Nur nicht so leicht, nicht so auf den Wink und Willen anderer fängt ihre Imagination an in Bewegung und Feuer zu gerathen.

Die nächste und gewisseste Folge, die davon abhängig ist, läßt sich leicht einsehen.

Je mehr der Wille eines Menschen durch äußerliche Ursachen sich bestimmen läßt; desto mehr ist er der Veränderlichkeit ausgesetzt. Menschen also, deren Imagination nicht so leicht durch äußerliche Anreizungen belebt wird, müssen sich selbst mehr ähnlich bleiben, als andre.

3) Eben dieser Unterschied der Gemüther kann aber auch von einer andern Art der Verschiedenheit in der Einbildungskraft herkommen, von der mehrern und mindern

Dauer

Dauer der Eindrücke. Vielleicht wird man gemeiniglich diese Dauer der Eindrücke im umgekehrten Verhältnisse mit jener passiven Lebhaftigkeit der Imagination, der Erwecklichkeit durch äußerliche Reize, bey der Beobachtung gewahr werden. Unterdessen zeigen sich bisweilen auch solche Menschen dauerhafter Eindrücke fähig, die sie durch andre erhalten. Und diejenigen, die durch ihre eigne Geisteskraft die Gegenstände ihrer Neigungen sich erschaffen, Phantasienschlösser sich aufbauen, können auch wohl selbst wieder die Zerstörer derselben werden, durch ihre gar zu große und unruhige Geschäftigkeit *).

4) Durch Imagination und Gedächtniß werden nicht nur Vorstellungen aufbewahret und wieder erwecket; sondern auch manchfaltig mit einander verbunden und zusammengesetzt. Das Aehnliche mehrerer Vorstellungen vereinigt sich; aber eben dadurch verdunkelt sich leicht das Eigene und Unterscheidende derselben. Es entsteht eine klärere, aber unvollständigere Idee; vielleicht geht sie vollends in den allgemeinen Begriff über, wenn dieser

*) Bey diesen darf man sich gar nicht darüber wundern, wenn sie erst eine Zeitlang die bürgerliche Freyheit mit der größten Wärme vertheidigen, bald darauf Hofleute werden, und dann eben so sehr wider die Freyheit declamiren, als sie sie vorher erhoben haben. Männer von einer solchen Phantasie, die, gleich Schauspielern, Empfindungen von einigen Augenblicken in sich selbst aufwecken, und sie andern mitzutheilen wissen, diese Männer würden sich selbst sehr unrichtig beurtheilen, wenn sie ihren jedesmaligen Enthusiasmus für beständig und anhaltend halten wollten.

Gedanken über die Natur des Vergnügens. Aus dem Italiänischen 1777. S. 93. f.

bereits im Gedächtniß vorhanden und geläufig ist. Diese Erhöhung, oder wenn man lieber will, Schwächung der sinnlichen Vorstellungen, kurz diese Verwandlung derselben in allgemeine Begriffe scheint von einer gewissen Reizbarkeit und Schwäche der Einbildungskraft herzurühren. Von Reizbarkeit, in soferne sie zur Wiedererweckung vorher erhaltener ähnlicher Vorstellungen leicht gebracht wird. Von Schwäche aber; indem sie vollausgebildete Eindrücke, die nicht nur das Allgemeine, sondern auch das Eigene der einzelnen Gegenstände enthalten, nicht tief genug fassen, oder lange genug aufbewahren kann. Folgen aber von dieser allzuleichten Abspringung der Imagination vom Einzelnen aufs Allgemeine müssen seyn, daß einer kalt und gleichgültig bey manchen Dingen bleibt, indem ihm nur ihr Aehnliches mit andern bekannten Dingen, nur das Gewöhnliche derselben auffält; nicht ihr Eigenes, was ihnen just das Interesse bey andern giebt, Eindruck auf ihn macht; daß einer leichter als andre über Anlässe starker Gemüthsbewegungen räsonnirt, moralisirt, empfindelt; indem andere den ganzen bestimmten Eindruck fühlen und handeln.

5) Die Vorstellungen erwecken einander in der Einbildungskraft, und gesellen sich zusammen, nicht bloß nach dem Zug des Aehnlichen, das sie mit einander gemein haben; sondern auch nach dem Zusammenhange und der Ordnung, in welcher sie zuerst in der Seele entstanden, oder bey vorhergehenden Anlässen erwecket worden sind. Dieser letztere Grund richtet sich nach der eigenen Geschichte eines jedweden Menschen, und den besondern Zufällen, die die Ordnung seiner Ideen bestimmt haben. Wenn sich also die Imagination eines Menschen in der Verknü-

knüpfung und Stellung ihrer Ideen, in den Uebergängen von einem aufs andre durch diesen Grund bestimmen läßt: so entstehen Vorstellungen und ihnen gemäße Gemüthsbewegungen, Begierden und Verabscheuungen, die etwas Eigenes an sich haben, die andere befremden, mit denen sie nicht sympathisiren können. Auch kann die Verbindung der Dinge und Begebenheiten in der Welt jener auf einen so besondern Grund beruhender Ideenverknüpfungen nicht oft entsprechen. Die Vernunft treibt uns daher an, unsre Ideen nach dem innern Zusammenhange ihrer Aehnlichkeit und Abhängigkeit, vermöge der allgemeinsten Gesetze von Ursachen und Wirkungen, mehr als sie es vermöge ihres Ursprunges sind, in Ordnung zu bringen. Aber die Erfahrung lehrt, daß sich eben hierinn die Menschen häufig von einander unterscheiden; daß die Ideen der einen laufen und unter einander sich verbinden, nach dem Grunde ihres vermaligen zufälligen Zusammenhangs, weit mehr als anderer ihre. Unbegreifliche Einfälle, Entschließungen, die ohne allen Grund zu seyn scheinen, wenigstens wider das natürliche Interesse sind, unerwartete Launen und plötzliche Abänderungen derselben, Eigensinn im Begehren und Verabscheuen, sind begreifliche Folgen einer solchen Phantasie, von welcher dergleichen Leute auch bisweilen Phantasten genennet werden. Außer der Schwäche der Vernunft, oder der verabsäumten Anwendung derselben zur Ordnung der Ideen, und außer der vorsetzlichen Bemühung sonderbar zu seyn, kann auch in der Beschaffenheit der Ideen selbst der Grund solcher sonderbaren Wendungen der Imagination sich finden. Denn je nachdem dieses oder jenes Stück einer Idee klärer, lebhafter vorgestellt ist; je nach-

dem werden durch sie die einen oder die andern Ideen erweckt; auch wenn diejenigen erweckt wurden, die mit den jetzt vorgestellten und bemerkten einige Aehnlichkeit haben. Von einer Seite können auch die verschiedensten Ideen Aehnlichkeit haben.

Es kömmt aber auch auf die Beschaffenheit derjenigen Ideen an, die durch andere erweckt und ihnen zugesellet werden sollen. Denn je leichter dieselben zu erwecken sind; desto leichter können sie auch in Verbindung mit andern gebracht werden. Wenn also Zufälle gewissen Ideen eine besondere Lebhaftigkeit und Erwecklichkeit bey einem Menschen gegeben haben; oder wenn die unwillkührlichen organischen Ursachen der Imagination gewisse Ideen jetzt eben oder gewöhnlich vor andern rege erhalten: so ist auch dieses ein Grund zu sonderbaren Folgen und Verbindungen der Vorstellungen, und zu sonderbaren Willensäußerungen.

6) Es ist aus dem bisher bemerkten schon abzusehen, aber auch durch eigene Erfahrungen gewiß, daß eine lebhafte Imagination bisweilen mit guter Gesundheit, Kraft des ganzen Körpers, und Munterkeit der äußern Sinne verknüpft seyn kann; bisweilen aber mit Entkräftung, unnatürlichen Dispositionen des Körpers, und Schwächung der äußern Sinne. Wenn im ersten Fall vernünftige, oder doch gemeine Neigungen durch die Lebhaftigkeit der Imagination eine mehrere Gewalt erhalten: so wird hingegen im andern Falle eine unnatürliche Gleichgültigkeit gegen viele Dinge, und eine Heftigkeit der Begierden und Entschließungen in andern Fällen, die mehr oder weniger an den eigentlichen Wahnsinn grenzet, aus der andern Art von lebhafter Phantasie ent-

entstehen. Bey den berüchtigten Gelüstungen der Schwangern, und bey manchen Arten von Schwärmereyen, sonderlich den orientalischen, scheint eine solche Ursache zum Grunde zu liegen. Die orientalischen Völker scheinen auch ohne den Gebrauch des Opiums, wahrscheinlich durch das Klima, plötzlichen Anfällen von einer solchen unnatürlichen, mit Schwächung der äußern Sinne verknüpften Einbildungskraft ausgesetzt zu seyn; daß die Besinnung und allseitige Ueberlegung sie ganz verläßt, und sie mehr in einem lebhaften Traume, gleich den Schlafwandlern, als im Zustande des völligen Wachens zu seyn scheinen. Es wird dieses Zustandes in ihren Gesetzen mehrmalen gedacht unter einem eigenen Namen, den der englische Uebersetzer nicht recht auszudrücken wußte, nur unvollständig, wie er selbst erinnert, mit dem Namen Folly bezeichnet, und weiter so beschreibt, daß er aus den vorhergehenden Anmerkungen sich erklären läßt*). Er erläutert den Begriff durch folgendes Beyspiel.

Ein gar nicht einfältiger Mann wurde vor das oberste Gericht zu Calcutta in einer Sache gefordert, und schwor da, daß er kein Verwandter sey von seinem leiblichen Bruder, der gleichfalls vor dem Gerichte stand, und der ihn von Kindheit an erhalten hat, und daß er sein eigenes Haus bewohne, wovon das Gegentheil gleichfalls klar vor Augen lag. Ohne eine solche träumerische lebhafte Phan-

*) S. A. *Code of Gentoo laws* London 1777. Preface pag. 48 seq. The folly there specifid is not to be understood in the usual sense of the word in an Europea Idiom —— but as a Kind of obstinately stupid lethargy, of perverse absence of mind, in wich the will is not altogether passive. It seems to be a weakness peculiar to Asia.

Phantasie lassen sich auch kaum die Lügenhaftigkeit und Eitelkeit, oder ein auf Einbildungen sich gründender Stolz erklären, die den orientalischen Völkern vor andern eigen seyn sollen *). Wie sie von Jahrtausenden in der Geschichte sprechen, wo andere Menschen nur Jahrhunderte gewahr werden, oder nicht so lange Zeitläufe; so verwandeln sich auch bey ihren geographischen Beschreibungen die Hunderte der Einwohner einer Stadt in Tausende, und die Ruthen ihres Umfanges in Meilen. Als der französische Abgesandte de la Loubere angebliche Gesandte aus der Nachbarschaft von Siam erzählen hörte, daß ihre ehemalige Hauptstadt so groß gewesen sey, daß man in weniger nicht als 3 Monaten sie umgehen konnte, sagte ihm zur Erläuterung dieses Vorgebens der Ingenieur de la Mare, der schon länger in Siam sich aufgehalten hatte, daß, als er einmal auf Befehl des Königs den Plan der Stadt Ligor aufnehmen wollte, der Gouverneur derselben durchaus verlangte, daß er zwey Tage brauchen sollte, ehe er um sie herum käme, ob er gleich in weniger als einer Stunde dies verrichten konnte.

Endlich ist auch wohl der orientalische Geschmack in den bildenden Künsten, ihr Wohlgefallen an Fratzengesichtern und unnatürlichen Gestalten eine Frucht dieser zügellosen Imagination.

§. 131.

*) La vanité et le mensonge, caracteres essentiels aux orientaux. *Descript. du Royaume de Siam p.* Mr. *de la Loubere* I. 30. Vergl. 206 ff.

§. 131.

Weitere Entwickelung einiger Verschiedenheiten der Gemüthsarten, die in den bemerkten Unterschieden der Imagination ihren Grund haben.

Diese einzelnen Verschiedenheiten im Gedächtniß und der Einbildungskraft sind keinesweges einander alle so entgegengesetzt, daß nicht mehrere derselben sich beysammen finden könnten. Und einige der merkwürdigsten Anlagen zu Eigenheiten des Gemüthscharakters sind in derjenigen Art von Imagination enthalten, die die beiden gewissermaßen aus einander begreiflichen Eigenschaften hat; daß sie nicht leicht durch äußerliche Ursachen zu reizen ist, aber die erhaltenen Eindrücke nicht leicht wieder verliert; die in sich alle Kraft hat, und eben deswegen äußerlichen Ursachen nicht so leicht nachgiebt. Bey einer solchen Einbildungskraft also

1) kostet es mehr Mühe, Begierden, Entschließungen, Vorsätze zu erwecken. Aber wenn sie gefaßt sind, so bleibt es auch nicht beym bloßen Gedanken; sondern es kömmt zum Werke; und Einreden anderer, oder kleine Schwierigkeiten bringen nicht davon ab. Leute von der Art lassen andere bisweilen voraus; aber holen sie mit der Zeit ein, und lassen sie bald hinter sich zurück. Sie sind nöthig zu Unternehmungen, die unverrückten Gang zum vorgesteckten Ziel, ohne Abweichen zur Rechten und zur Linken, erfordern. Andere kann man gebrauchen, wo es darauf ankömmt, geschwind Scene zu machen, Aufsehen, Auflauf zu erregen.

2) Sie schenken ihre Liebe und ihr Zutrauen nicht so geschwind; aber wer sie einmal hat, dem hangen sie auch getreu und standhaft an. Sie liebkosen weniger; aber

sie

sie lieben ununterbrochener. Eben so sind sie auch durch kleine Beleidigungen nicht so geschwind aufgebracht; aber sie tragen es länger nach. Die von der andern Art sind weit gefährlicher in der ersten Hitze. Aber desto weniger sind sie zu fürchten, wenn man erst Zeit gewonnen hat *).

3) Sie können sich nicht so leicht in die Sitten und Charaktere anderer umschaffen, nicht mit jedem vorübergehenden Gefühl sympathisiren. Sie können sich daher auch nicht so geschwind gefällig machen. Sie sind geschickter Achtung sich zu erwerben, als Liebe.

4) Aus allem erhellet, daß sie ihre Gewohnheiten nicht leicht ändern werden. Denn ihre Beweggründe sind dauerhafte Vorstellungen, und sie werden nicht von jedweder Anregung erschüttert. Doch hängt es von anderweitigen Gründen ab, ob ihre Beharrlichkeit blinder Steifsinn, oder zweckmäßige Anhänglichkeit seyn werde.

5) Wenn sie auch durch neue Reize gerührt werden, so lassen sie sich doch nicht so geschwind von einem Extrem zum andern hinreißen. Die alten Eindrücke sind nicht sogleich vertilgt; sie geben noch erst zu allseitigen Vergleichungen des Einen und des Andern Anlaß.

6) Durch einen Sturm vieler hinter einander andringenden Gründe läßt sich ein solcher Charakter nicht leicht bezwingen. Jede Idee will ihre Zeit haben, um zu fassen. Und an vollständige Ideen gewöhnt, läßt er

*) So schildert Hume den Charakter Heinrich des III. Hist. of Engl. II. 12 f. 26. f.

er sich auf gar nichts ein, wenn man ihn überräuben will. Philipp II. in Spanien scheint diese Einbildungskraft gehabt zu haben, in welcher die Vorstellungen langsam sich ausbilden, aber starke und dauerhafte Eindrücke machen. Seine Leidenschaften und Anschläge beweisen die Stärke seiner Ideen. Aber langsam kamen sie zur Reife und völligen Bestimmtheit. Der große Gedanke, der die unüberwindliche Flotte schuf, würde vielleicht nicht fruchtlos gewesen seyn, wenn mehr Feuer der Einbildungskraft ihre Absegelung beschleunigt hätte. Wiederum brachten widrige Erfolge ihn nicht leicht von seinen gefaßten Entschließungen ab.

§. 132.

Einige allgemeine Betrachtungen über die Gewalt der Vernunft in der Bestimmung des Gemüthscharakters.

Nach den Vorstellungen einiger Beobachter des menschlichen Herzens scheinen Empfindung und Einbildungskraft die einzige, oder doch bey weiten die vornehmste Quelle der Neigungen und Leidenschaften, und aller Verschiedenheiten der Gemüther zu seyn.

Die Vernunft und alle die ihr eigenen Vorstellungsarten des speculativen Verstandes sollen keinen, oder nur geringen Einfluß darauf haben.

Man kann zur Vertheidigung dieser Meinung freylich sich auf nicht wenige Beyspiele solcher Menschen berufen, deren Leben ihren Lehren, den ernstlichen Behauptungen und gründlichen Einsichten ihrer Vernunft offenbar widerspricht; sowohl solcher, die ungleich richtiger gehandelt als gedacht haben; als solcher, deren Begriffe und Grundsätze sich mit dem, was gut und edel ist, beschäf-

schäftigten, indem ihr Leben von verderblichen und schändlichen Leidenschaften regiert wurde. Man kann sich auf so manche vergeblich gepredigte, einleuchtende, eingestandene, und doch fast allgemein in der Anwendung vernachlässigte Wahrheiten, von der Schädlichkeit gewisser herrschenden Gebräuche, Nahrungs- oder Kleidungsarten *), berufen. Weiter läßt sich sagen, daß die Bemerkung der Verhältnisse der Dinge, und die Anwendung und Vereinigung mehrerer ähnlicher Bemerkungen zu allgemeinen Begriffen und Grundsätzen, worinnen eben das Wesen und Geschäfte der Vernunft besteht, nach der Aufmerksamkeit, folglich nach dem Eindruck, den die Dinge auf die Seele machen, und dem Interesse, so diese dabey hat, sich richte und abmesse; und folglich in dem Grade und in Ansehung der Dinge da sey, in welchem und in Ansehung derer die Seele durch Empfindung und Leidenschaft erweckt worden ist.

Aber was das letztere anbetrift; so kann daraus, daß zur Bildung der Vernunfterkenntnisse Aufmerksamkeit nöthig ist, und diese allerdings auch von der Stärke des sinnlichen Eindruckes und dem Interesse der Leidenschaften abhängt, noch nicht gefolgert werden, daß Empfindung und Einbildungskraft die einzigen innern Gründe der Neigungen und Handlungen seyn. Denn damit ist noch nicht einmal entschieden, ob nicht, vermöge ursprünglicher Eigenschaften und Anlagen, bey gleich starkem Eindrucke und gleicher Aufmerksamkeit, die Wahrnehmung

*) Z. B. der den Leib unnatürlich zusammenpressender Schnürbrüste.

mung der Verhältnisse in dem einen Menschen geschwinder, feiner, richtiger, und die Kraft zur Beobachtung und zum Nachdenken reger und dauerhafter seyn könne, als in dem andern? Und die Erfahrung macht die Wirklichkeit solcher ursprünglichen vom Grade der Empfindlichkeit und der Leidenschaften unabhängiger Anlagen zu verschiedenen Graden der Beurtheilungskraft und Vernunft wenigstens wahrscheinlicher als das Gegentheil.

Auch jener erste Grund beweiset nicht, daß es vergeblich oder nicht sehr der Mühe werth sey, den Gründen der verschiedenen Gemüthsarten in den Verschiedenheiten der höhern Erkenntnißfähigkeiten nachzuspühren. Denn daraus, daß die herrschenden Neigungen und Handlungen der Menschen sich nicht immer nach den Einsichten und Urtheilen ihrer Vernunft richten, kann doch nicht geschlossen werden, daß dieses nie geschieht. Und wenn bey jenen Menschen einige von den Vorstellungen und Aussprüchen ihrer Vernunft keinen oder keinen anhaltenden und überwiegenden Einfluß auf ihren Charakter und ihr Verhalten hatten: so muß nicht gleich angenommen werden, daß die Vernunft überall nichts oder wenig zur Bestimmung derselben beygetragen habe. Frühere Irrthümer und Fehlschlüsse können Triebfedern erzeugen, denen die spätere richtige Einsicht nicht allezeit ganz wieder abhelfen kann. Die Vernunft kann, wenn sie zur Reife kömmt, den durch Gewohnheiten geänderten Mechanismus des Körpers und die verlornen Kräfte nicht wiederherstellen, wenn sie gleich an diesem Verluste und jener Zerrüttung Schuld war. Oder nur bey einem gewissen Grade der Vernunft, des Nachdenkens und der Einsicht können die Reize der Sinnlichkeit überwunden werden;

und Mangel am Verstande ist also in solchem Falle doch die wahre Ursache, daß die herrschenden Neigungen so und nicht anders sind.

Uebrigens wird gern eingestanden, daß die Unterschiede, die schon bey der sinnlichen Erkenntniß sich äußern, und sonderlich diejenigen, die auf die Einbildungskraft allernächst sich beziehen, auch Gründe enthalten zu Verschiedenheiten in dem Vermögen, durch Beurtheilung und Schlüsse, Begriffe und Grundsätze sich zu bilden und sie anzuwenden.

Wenn aus allzuträger und matter Einbildungskraft die Vorstellungen nur schwach, dunkel und unvollständig erweckt werden, und allzu langsam auf einander folgen: so wird es oft gar nicht zur Vergleichung und Beurtheilung derselben kommen können. Und wenn sie allzulebhaft sind und flüchtig vorbeyeilen: so wird nach einseitiger Beobachtung das Urtheil ausfallen, wofern sie nicht gar aller Beurtheilung entwischen, und Triebfedern erwecken, bey denen man ohne alle Ueberlegung handelt.

Das ganze Vermögen der Vernunft, alle Kräfte zum Nachdenken und Beurtheilen, sind unwirksame Fähigkeiten, wenn es an Vorstellungen von den Gegenständen fehlt. Und diese Vorstellungen werden uns nicht angeboren, sondern müssen durch Erfahrungen gegründet, und allmählig zur Vollständigkeit gebracht werden. Alle Vernunftkraft kann den Mangel der Erfahrung und des Unterrichts in vielen Fällen nicht ersetzen. Der beste Kopf, dem es daran fehlet, handelt daher oft wie ein Blödsinniger; einfältiger als ein Mensch von mittelmäßigem Verstande mit mehrerer anpassender Erfahrung.

§. 133.

§. 133.

Leichtsinnige und bedachtsame, sinnliche und empfindsame Gemüther.

Wenn ein Mensch nach dem ersten lebhaften Eindruck der Dinge, und den daraus entstehenden einseitigen Vorstellungen, begehrt und handelt; wenn weder sein tieferes Gefühl nur erst halb aufgeschlossene Wahrheit ahndet, noch auch Warnung der aus Erfahrung entstandenen Klugheit von der Uebereilung ihn zurückhält: so handelt er leichtsinnig; und wenn er es oft thut: so ist Leichtsinn sein Charakter. Ein solcher opfert dem Vergnügen die Ehre, und dem nahen kleinern Vortheil den entferntern größern auf; er faßt im gegenwärtigen Augenblick einen Vorsatz, und vergißt ihn im folgenden *). Jetzt seyd ihr ihm die ganze Welt; und bald darauf handelt er, als ob ihr nicht in der Welt wäret. In der Frölichkeit denkt er nicht daran, daß es Leiden giebt: oder jedes Mittel scheint ihm hinlänglich sich dagegen zu schützen. Aber wenn Schmerz oder Traurigkeit, ihn einmal ergriffen haben: so sieht er auch keine Errettung mehr vor sich,

*) Den höchsten Grad von Sinnlichkeit und Leichtsinn schildert Hume im Charakter des Herzogs von Buckingham, des Günstlings Carls I mit folgenden Ausdrücken: „Beym geringsten anscheinenden Vortheil vergaß er, was er seiner Ehre schuldig war, dem kleinsten Vergnügen opferte er sein Interesse auf. Der unwichtigste Einfall konnte machen, daß er das Vergnügen fahren ließ — Er hatte alle Vortheile des Glücks, der körperlichen Schönheit und des Witzes. Sein Leichtsinn machte ihn zuletzt so unfähig zu schaden, als er ihn vorher ungeneigt gemacht hatte zu nutzen. Hist. VI. 201.

oder er ergreift die äußersten Mittel der Verzweiflung, weil er nur die geschwindeste Befreyung von seinen Leiden in ihnen gewahr wird, und das weitere ihn nicht rührt. Daß er euch verspricht, werdet ihr leicht in allen Angelegenheiten von ihm erhalten; aber ihr müßt zusehen, daß die Erfüllung seines Versprechens keinen Aufschub nöthig hat, wenn er es nicht wiederum aus der Acht lassen oder anders Sinnes werden soll. Weil nur dasjenige auf ihn Eindruck macht, was in die Sinne fällt, dasjenige, was durch anhaltende Aufmerksamkeit und mehrere Vergleichungen erkannt wird, sich ihm nicht offenbaret: so hat er wenig Empfindung von den höhern Schönheiten der Kunst und der sittlichen Güte. Eiteler Tand und Prunk, das Schimmernde, wenn gleich Kraft- und Zwecklose, gefällt ihm mehr, als das wahrhaftig Große und Erhabene. Eine Handlung, die nur durch die kleinen Nebenumstände bedeutend wird, und die ganze Größe oder Güte der Seele des Handelnden verräth, hat für ihn keine Bedeutung. Er ist sinnlich, nicht empfindsam. Weil man andere nach sich beurtheilet, und der sinnliche seichte Kopf am meisten dazu aufgelegt ist: so glaubt er andern zu gefallen, und sie sich zu verbinden, wenn er ihren Sinnen oder ihrer Einbildungskraft schimmerndes Vergnügen vormacht, sie überschüttet mit verstandlosen, das feinere Gefühl beleidigenden Schmeicheleyen; und wird vollends ekelhaft, da er sonst nur gleichgültig oder verächtlich seyn würde. Er rechnet aber auf diese Dinge so viel, daß er die größten Blößen dadurch zu decken, und wahre Beleidigungen damit gut machen zu können, nicht selten sich einbildet.

Es

Es wird nicht schwer seyn, nach diesen Zügen den entgegengesetzten Charakter des Nachdenkenden, Bedachtsamen zu entwerfen. — Auch dieser fällt bisweilen ins Extrem; in den Fehler einer allzugroßen Verachtung des Kleinen und Schimmernden; wird finster, ungefällig, bitter, steif, rauh — durch allzugroße ausschweifende Aufmerksamkeit auf seine Hauptzwecke. Oder indem er der Empfindung und dem Scheine allzuwenig traut, den Schlüssen vom Möglichen, was dahinter verborgen seyn, oder daraus erfolgen könnte, allzusehr sich überläßt, wird er dadurch oft allzu mißtrauisch, ängstlich und unentschlossen *).

§. 134.

Folgen von der Uebermacht des Witzes, der Unterscheidungskraft und des Tiefsinns.

Nach den verschiedenen Arten der Verhältnisse, die sich bey der Zusammenhaltung der Ideen zu erkennen geben, pflegt man auch verschiedene Stücke oder Arten von Vollkommenheit bey der Beurtheilungskraft zu unterscheiden. Die vorzügliche Fertigkeit, Aehnlichkeiten und Uebereinstimmung der Dinge zu entdecken, wird in der Sprache einiger Schulen Witz **) genannt; und das

*) Mehrere Verschiedenheiten der Charaktere, die sich auf den verschiedenen Gebrauch der Vernunft und des Nachdenkens und deren Verhältniß zur Stärke der Empfindung gründen, werden bey den Untersuchungen des dritten Theils über Tugend und Laster bemerklich werden.

**) Dieser Begriff ist freylich nicht allen Anwendungen des Wortes völlig gemäß; indem es vielmehr entweder ein

Vermögen, Verschiedenheiten, Abweichungen zu bemerken, von einigen Scharfsinn, von andern Unterscheidungskraft. Gewiß ist es, daß nicht alle Menschen in beyden Anwendungen der Beurtheilungskraft eine gleiche Fertigkeit besitzen; mag solches nun von ursprünglichen Dispositionen, oder bloß von der Uebung und den herrschenden Ideen herrühren *).

Bey denen nun, in deren Imagination und Verstande Aehnlichkeit der Ideen hauptsächlich hervorsticht, die überall Uebereinstimmung und Einartigkeit bemerken, und bey dieser Bemerkung leicht stehen bleiben, ist in so ferne Grund vorhanden,

1) leichter befriediget zu werden; indem die Dinge nur von der Seite ihrer Aehnlichkeit mit den Idealen, nach denen ihr Werth beurtheilet wird, angesehen werden. Nicht just auf beständig; denn die Bemerkung des entgegengesetzten Verhältnisses, der Unähnlichkeit, kann doch auch entstehen. Und wenn dies geschieht, und die

---

Vermögen, ergötzende Vorstellungen und Verbindungen derselben hervorzubringen; oder auch Geschicklichkeit, scheinbar zu machen, was im Grunde falsch ist, bedeutet. Doch kann, da es an einem andern Worte für den ersten Begriff fehlet, jene Anwendung um so mehr geduldet werden, da bey den beyden andern selbige doch in den meisten Fällen allein oder größtentheils zu Grunde liegt.

*) Es können auch umgekehrt die Gemüthsneigungen, die hier als Folgen der angezeigten Verstandesbeschaffenheiten angemerkt werden, wenn sie aus andern Gründen vorhanden sind, Ursachen seyn, daß mehr der Witz oder mehr die Unterscheidungskraft geübt wird. Der Einfluß zwischen Verstand und Willen bleibt immer wechselseitig.

die Vergleichung da wieder einseitig vor sich geht: so kann das, was vorher Himmel schien, leicht Hölle werden.

2) Aus eben dem Grunde entstehn leichter Hoffnungen und Erwartungen. Und leichter nehmen also auch Beyfall und Liebe überhand. Je lebhafter dabey die Einbildungskraft ist, und die Eindrücke vergrößert und verschönert; desto mehr können kleine Vollkommenheiten zum unmäßigen Wohlgefallen reizen, und die Unvollkommenheiten des Gegenstandes werden bey diesem lebhaften Scheine des Guten desto leichter übersehen.

Regenten von diesem Charakter sind insgemein das Spiel ihrer Günstlinge und ihrer Feinde; zumal wenn sie keinen besonders starken Trieb zur Selbstthätigkeit in sich fühlen. Die Englische Geschichte stellt unter andern in Jacob I und Carl I Beyspiele hievon auf *).

Wo hingegen die Unterscheidungskraft die Oberhand hat; da haben Unzufriedenheit, Vorsicht und Bedacht-

*) Vom ersten urtheilt *Robertson: James* was naturally of so soft and ductile a temper, that those, who were near his person, commonly made a deep impression on his heart; which was formed to be under the sway of favorites. — *James* possessed talents of that Kind, which make a better figure in conversation than in action. Er konnte so leicht eingenommen werden, daß er auch den Douglas zu seinem Vertrauten und Gesandten am englischen Hofe machte, der im großen Verdacht stand, an der Ermordung seines Vaters mit schuldig zu seyn, und dem er vorher kaum den Schutz gönnete, den ihm die Königinn Elisabeth als einem Vertriebenen wiederfahren ließ. S. *Hist. of Scottland* II. 60. 84. 88. 168 seq.

bachtsamkeit, Tadelsucht und Hang zum Argwohn Grund für sich. Je mehr Unterscheidungskraft und anhaltendes, tiefeindringendes Nachdenken die Seele anwendet; desto mehr wird ein Mensch aufs Reelle gehn, nicht dem Scheine nachlaufen; nicht die Dinge für die Zeichen derselben hingeben, den Zweck für die Mittel. Er wird oft kalt und ungerührt bleiben, wo andre von Bewunderung, Verlangen oder Entsetzen belebt sind; und ein anders mal in lebhaftes Gefühl gerathen, wo andre unbewegt bleiben.

§. 135.

Vom Gemüthscharakter der sogenannten Genies.

Es ist gewöhnlich geworden, denjenigen Menschen, welche durch ihre Erkenntnißkräfte unter der Menge sich auszeichnen und Bewunderung erregen, den Namen der Genies beyzulegen. Wie die Menschen überhaupt in den Gegenständen ihrer Hochachtung und Bewunderung nicht völlig übereintreffen: so zeigen sich daher freylich auch Abweichungen bey der genauern Bestimmung des Begriffs vom Genie. Unterdessen ist man darinn einig, daß lebhafte Einbildungskraft und eine gute Beurtheilungskraft wesentliche Bestandtheile des Genies seyn. Jene, um Ideen in gnugsamer Menge und Klarheit hervorzubringen. Diese, um sie nach ihren Verhältnissen zum wahren Schönen, Schicklichen und Nützlichen zu würdigen und anzuwenden. Mehr von jener giebt kühne und glänzende Genies; mehr von dieser bringt tiefsinnige Köpfe, gründliche Denker hervor. Es ist sofort begreiflich, daß diese beyderley Arten des Genies

auch

auch in den Anlagen des Gemüthscharakters sich nicht völlig ähnlich seyn können. Und nachfolgende Bemerkungen werden auch zum Theil mehr oder weniger wahr befunden werden; je nachdem man sie auf die eine oder die andere Art guter Köpfe anwendet.

1) Das Gefühl vorzüglicher Geisteskraft erzeugt natürlicher Weise Zutrauen zu sich selbst, Muth und Stolz. Man setzt sich leichter über das Urtheil anderer hinweg; verzeiht sich ein mehrers, sicher, noch immer Hochachtung genug für sich zu haben, oder sich verschaffen zu können; vielleicht auch, daß man andre gar nicht für fähig hält, Fehler, wenn man sie vor ihnen verbergen will, zu entdecken. Vorschriften im Denken, und in allen den Dingen, die es seiner Aufmerksamkeit würdig hält, sind dem Genie ein beschwerlicher Zwang; es giebt lieber Gesetze, als es sie annimmt.

2) Das Vorurtheil des Alterthums und der Menge ist einer Sache eher nachtheilig, als vortheilhaft bey ihm. Nur beym Neuern oder beym Unterscheidenden kann selbstthätige Denkkraft sich auslassen.

3) Die lebhafte Einbildungskraft, bey welcher die Beurtheilung so leicht einseitig bleibt, ist die Ursache der oftmaligen Heftigkeit im Begehren und Verabscheuen, und des Enthusiasmus in den Entschließungen, die man bey den größten Künstlern und Gelehrten angemerkt hat *).

*) Daß auch hier die Regeln ihre Ausnahmen leiden; beweiset unter andern das Beyspiel des großen Newton. Die Geschichte mit dem Hund, der Ursache war, daß ihm

4) Sie können auf einmal in große Ausschweifungen gerathen. Aber sie verweilen um so weniger dabey; jemehr sie von richtiger Beurtheilungskraft besitzen.

5) In ihren Unternehmungen werden sie sich öfter beharrlich, als veränderlich zeigen; weil Schwierigkeiten den erfindrischen Geist so geschwinde nicht abschrecken; und ihrem Stolze es hart ankömmt, zu gestehen, daß sie sich geirret haben.

6) Das Leichte und Kleinliche verachtet das Genie; und das Große und Schwere erhält oft selbst vor dem Nützlichen den Vorzug.

7) Das große Zutrauen zu sich selbst und seinem eigenen Urtheile, und die Achtung für sich selbst, scheinen die Genies weniger zur warmen Freundschaft, als zur lebhaften Empfindung der Beleidigungen geschickt zu machen. Aber wie sehr kann sich nicht dies alles durch den Grad und die Art der erworbenen Einsichten ändern!

§. 136.

Umfang der Einsichten. Charakter eines durch Talente und Uebung großen Geistes.

Durch Unterricht, Erfahrung und Nachdenken erworbene Einsichten in die Natur und Verhältnisse der Dinge

---

ihm Papiere, die meist zu Ende gebrachte Arbeiten vieler Jahre enthielten, verbrannten, und nur mit den sanftesten Worten bestraft wurde, ereignete sich freylich erst im hohen Alter des Denkers. Er soll aber jederzeit von gelassener Gemüthsart gewesen seyn, auch nie die Gesetze der Keuschheit übertreten haben. S. *Monthly Review*, 1772 Octob.

Dinge tragen wenigstens eben so viel zur Bestimmung des Gemüthscharakters bey, als die Unterschiede in den ursprünglichen Erkenntnißkräften. Auf jene muß also auch hier gleich im Allgemeinen Rücksicht genommen, und erwogen werden, was aus großen Abständen in dem Umfange und der Vollständigkeit der Einsichten für Unterschiede in den Gemüthsarten entstehen können.

1) Bey der **rohesten Unwissenheit**, wo wenige Begriffe deutlich und geläufig sind, können nur wenig Beweggründe, nur wenige Neigungen im Gemüthe etwas ausrichten. Aber diese wenigen werden auch das, was sie mit ihrer eigenthümlichen Kraft, oder mittelst einer eingeschränkten Ideenadsociation bewirken können, desto ungehinderter und völliger ausrichten. Auf körperliche Bedürfnisse gründen sich die ursprünglichen für sich lebhaften Empfindungen und Triebe des Menschen. Diesen **sinnlichen, thierischen Trieben** wird also derselbe um so viel mehr sich überlassen, je eingeschränkter seine Erkenntniß ist. **Gewohnheiten** und **angenommene** Vorurtheile sind das **non plus ultra** der Unwissenheit; über diese erhebt sie sich nicht leicht in ihrem Nachdenken. Sie macht, daß der Mensch **im Elende ausdauert**; weil er es weniger fühlt, da er es mit dem Bessern nicht vergleichen kann; oder weil er keine Möglichkeit ahndet, daß das Bessere auch ihm werden könne. Wie er das, was er haben könnte, oft nicht begehrt, weil er den Werth oder die Möglichkeit desselben nicht einsieht: so kann es ihm einfallen, nach dem zu begehren, was bey mittelmäßiger Erkenntniß keinen Wunsch erregt, weil seine Unmöglichkeit oder Schädlichkeit einleuchtet. **Größe, Kunst** und **Schönheit**, die nur bey feiner Unterscheidung

dung und der Vereinigung manchfaltiger Gewahrnehmungen bemerklich werden, machen keinen Eindruck auf ihn. Das **Ungeheure** kann er mit einigem Vergnügen anstaunen; es füllt ihn mit Empfindung, und Mißverhältnisse nimmt er nicht gewahr.

2) **Mittelmäßiger Verstand und halbe Einsichten** sind die Ursache der **Streitsucht** und **Rechthaberey**; der Neigung, alles Unbegreifliche zu verwerfen, und der leichten Ueberredung, alles erklären und begreifen zu können; der Neigung zum leichtsinnigen Spotte, und zur übereilten Rechtfertigung oder Verurtheilung. Mittelst der Fähigkeit, durch einseitige Ueberlegung sich zu bestimmen, und durch Scheingründe sich verführen zu lassen, entspringen daher **Leichtgläubigkeit**, **Voreiligkeit** und **Verwegenheit**; die, wenn sie einen glücklichen Erfolg haben, von der kurzsichtigen Menge Entschlossenheit und Heldenmuth genannt werden. Je weniger der halberleuchtete Mensch das Verhältniß seiner Kraft zu dem, was außer ihm wirkt, gehörig schätzet, oder die Güte seiner Absichten und Begierden zu bezweifeln geneigt ist; desto schwerer fällt es ihm auch, dem Schicksal nachzugeben. Eigensinnig beharret er bey seinen Vorsätzen, oder flucht dem Schicksal, wenn er nachgeben muß; oder ist eitel genug, sich anzustellen, als wollte er nicht mehr, was er nicht konnte. Wenn ein Mensch **Scharfsinn** besitzt, aber nur **bey einem kleinen Umfang von Begriffen**; wenn er genau zu überlegen gewohnt ist, aber nur wenig auf einmal zu befassen, nicht auf viel und weit aus einander liegende Gegenstände zugleich oder schnell nach einander seine Aufmerksamkeit zu richten im Stande ist: so wird er oft gewahr werden, was andre übersehen;

aber

aber nicht gewahr werden, daß es ohne Nachtheil übersehen werden könnte. Er wird Mittel für seine und auch für andrer Absichten entdecken, denen nichts fehlt, als daß sie nicht anwendbar, oder nicht herbey zu schaffen sind, und unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu stellen glauben, die es auch seyn würden, wenn sie eben so wenig vorbey gegangen, als überstiegen werden könnten. Man begreift leicht, wie zuversichtlich ein solcher Mensch sich gebärden, wie stolz er über andre hinwegsehen werde; so lange ihn die Erfahrung noch nicht klug gemacht hat. Zu wünschen ist, daß er es nicht auf Kosten eines Landes werde.

3) Allseitiger, tiefeindringender, von Natur starker, durch Uebung geschärfter Blick, ausgebreitete und durch die Erfahrung aufgeklärte und geläuterte Kenntnisse, besonders von den Menschen, geben dem Geiste Festigkeit, Gleichmüthigkeit ohne Gleichgültigkeit, gesetzten, geraden Gang. Ein solcher Geist kennt die verschiedenen Seiten und den Wechsel der Dinge. Seine meisten Begierden und Verabscheuungen sind daher sehr gemäßigt. Nur wenige Güter von gewissem und dauerhaftem Werthe liebt er mit Leidenschaft; und auch diese ist nach Absichten und Grundsätzen geordnet. Nie versäumt er das Große über dem Kleinen. Und doch beachtet er auch das Kleine. Nicht nur weil er Fähigkeit genug hat, auch dieses zu beachten, ohne jenes zu versäumen, sondern auch, weil er weiß, wie wichtig oft das Kleine im Zusammenhange seyn kann. Er liebt die Menschen, ohne zu seinem Glücke ihrer sehr zu bedürfen, oder in seiner Zufriedenheit von ihnen sehr abzuhängen. Er betrachtet sie hauptsächlich als Gegenstände seiner großen wohlthätigen Wirk-

samkeit, und thut weit mehr für sie, als er sich von ihnen thun lässet. Er widersetzet sich ihnen, wenn es seyn muß, ohne sie zu hassen; und beherrscht sie weit mehr, als sie es selbst gewahr werden. Er ist groß genug, um auch das Große an andern, auch an seinen Gegnern, gern zu bemerken und aufrichtig zu loben. Aber nie dünkt er sich zu groß, um Rath und Belehrung auch von dem Geringsten anzunehmen, der eigene Kenntnisse und Erfahrungen besitzt. Er hütet sich und warnt vor Gefahren, so lange sie vermieden werden können; und fürchtet sie am wenigsten, wenn sie da sind. Er verrichtet die größten Dinge dadurch, daß er die Gründe legt, aus denen sie kommen müssen; und kann daher am wenigsten zu thun scheinen, wenn er am meisten thut. Er macht nie große Anstalten für kleine Zwecke: aber er nutzet kleine Umstände für große Absichten. Er kann veränderlich scheinen, weil er nur immer seinen Hauptabsichten nachgeht, und in der Wahl der Mittel sich ändert, wie die Umstände oder seine Einsichten sich ändern. Wie er nichts halb thut: so weiß er auch, wenn es nöthig ist, bis zur Undurchdringlichkeit, bis zur Vermeidung alles Anscheins von Verstellung, seine Absichten zu verbergen. Aber weit entfernt, an der Kunst zu täuschen ein unmittelbares Wohlgefallen zu haben; ist er vielmehr, seiner natürlichen Neigung nach, gerade und offen, bis zur Unbegreiflichkeit für kleine Geister. Er kann Schwachheiten an sich haben. Aber dann kennt sie niemand besser, als er selbst sie kennt. Und er ist sich ihrer bewußt, ohne darüber bestürzt zu seyn; weil er sich eben so sehr der anhaltenden Aufmerksamkeit, sie zu bewachen, und im Zaume zu halten, bewußt ist; weil er nie mehr zu seyn begehrt,

als

als er seyn kann; vielleicht auch, weil er es für gefährlich hält, dem gemeinen Menschen sich so ganz unähnlich zu machen. Der Pöbel verachtet ihn, wenn das Schicksal, welches alle menschliche Weisheit vereiteln kann, über ihn siegt. Wenige nur können ihn völlig begreifen, und ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Mittelmäßige Köpfe halten ihn höchstens just zu der Laufbahn geschickt, in der sie ihn wirklich sehen. So sehr ist er immer das, was er seyn soll! Diese Züge sind nicht bloß aus Grundsätzen gefolgert, sondern auch aus Beyspielen großer Männer abgenommen. Der ältere Cato *), Cäsar, Agricola, Carl der gr. **), Sully, Colbert, Necker,

*) S. von diesem großen Manne das Urtheil des Livius XXXIX. 40. In hoc viro tanta vis animi ingeniique fuit, ut quocunque loco natus esset, fortunam sibi ipsi facturus fuisse videretur. Nulla ars neque privatae neque publicae rei gerendae ei defuit. Urbanas rusticasque res pariter callebat — Versatile ingenium sic ei pariter ad omnia fuit, ut natum ad id unum diceres, quodcunque ageret. — Asperi procul dubio animi, sed invicti a cupiditatibus. In parsimonia, in patientia laboris periculique, ferrei prope corporis animique, quem ne senectus quidem quae solvit omnia fregerit.

**) Carl der Gr. dachte in der Mitte von Sachsen an Italien und Spanien, und zu Rom sorgte er für Sachsen, Bayern und Bonnonien. Bey allen seinen Kriegen in seinen eigenen Ländern, war er dennoch nicht nur Verbesserer der Religion und Erziehung, Stifter und Mitglied einer gelehrten Gesellschaft: sondern er untersuchte auch mit der genauesten Sorgfalt die Wirthschaft seiner Meierhöfe: durchsah selbst die Rechnungen, wo alles bis auf die Anzahl der Eier eingetragen seyn mußte. Er wollte alles selbst einsehn, und selbst thun. Sein großer Geist war auch im Stande, alles zu umfassen.

Necker, Turenne *), Baron Görz **), Friedrich und Joseph waren mir allernächst dabey im Geiste gegenwärtig.

---

sen. Er hatte der Erziehung wenig, sondern alles seinen Anlagen und den Erfahrungen eines langen Lebens zu verdanken. S. Schmidts Geschichte der Deutschen I. 430. 432. 516.

*) Der Card. von Retz, dessen Schilderungen, wenn die Leidenschaft nicht dazwischen kam, aus Mangel des Scharfsinns die Wahrheit nicht leicht verfehlen; und denen noch am meisten zu trauen ist, wenn er lobt, entwirft dessen Charakter folgendermaßen. *M. de Turenne* a eu dès sa jeunesse toutes les bonnes qualités, et il a acquis les grandes d'assés bonne heure. Il ne lui en a manqué aucune, que celles, dont il ne s'est point avisé Il avoit presque toutes les vertus comme naturelles; il n' a jamais eu le brillant d'aucune. On l'a cru plus capable d'être à la tête d'une armée, que d'un parti, et je le crois aussi, parce qu'il n'etoit pas naturellement entreprenant; mais toutefois qui le sait? Il a toujours eu en tout, comme en son parler, de certaines obscurités, qui ne se sont developpées, que dans les occasions, mais qui ne se sont jamais developpées qu'à sa gloire.

**) S. dessen gerettete Unschuld und Ehre, welche vor einigen Jahren erschienen ist.

Kapitel II.

Vom Einfluß des Körpers auf den Gemüthscharakter.

§. 137.

Allgemeine Bemerkungen. Schwierigkeiten, die sich bey der genauern Bestimmung desselben vorfinden.

Der Körper hat, wie schon oben (§. 127.) angemerkt worden ist, auf eine doppelte Weise Einfluß auf das Gemüth; unmittelbar, vermöge der Gefühle, die von ihm herkommen, und mittelbar, vermöge des Einflusses, den er auf die Vorstellungskräfte der Sinne, der Einbildungskraft und des Gedächtnisses, und auf das ganze Erkenntnißvermögen der Seele hat.

Nach der verschiedenen Beschaffenheit, Gesundheit oder Kränklichkeit des Körpers entstehn einem Menschen, wenigstens aus diesem Grunde, mehr angenehme oder unangenehme Empfindungen; und es wird die eine oder die andere Art von Vorstellungen die herrschende in der Einbildungskraft. Nach der Beschaffenheit des Körpers hat auch der Mensch ein in vieler Rücksicht wichtiges, stärkeres oder schwächeres Gefühl von Kraft. Der Körper endlich bestimmt die Stärke oder Schwäche der

thierischen Bedürfnisse des Schlafes, der Nahrung, des Geschlechtstriebes u. s. w.

Diese Art der Einflüsse des Körpers aufs Gemüth ist nicht nur überhaupt außer Zweifel; sondern es lassen sich auch die besondern Folgen, die aus den mancherley dahin gehörigen Verschiedenheiten entstehen, ziemlich genau und zuverlässig angeben *); weil Gefühle, welches

*) Die Krankengeschichten können nicht nur unzählige Bestätigungen dieses Hauptsatzes vom Einfluß des Körpers auf den Willen; sondern auch bey einer vollständigen und genauen Beobachtung Stoff zu einer sehr lehrreichen Ausführung desselben hergeben. Zu einer solchen vollständigen Ausführung reichet aber weder meine Belesenheit zu, noch würde sie dem Verhältnisse der übrigen Untersuchungen dieses Werkes unter einander angemessen seyn. Unterdessen können einige besondere, hieher gehörige Bemerkungen theils die Ueberzeugung von der Wichtigkeit und Wahrheit des Hauptsatzes allgemeiner machen; theils den Fleiß anderer zur weitern Bearbeitung dieses Stückes der Anthropologie, der psychologischen Pathologie, erwecken.

So ist also, unter andern, durch Erfahrungen gewiß, und auch begreiflich, daß Verstopfungen in den Eingeweiden große Reize zur Unkeuschheit veranlassen können. Der Verlust vieles Blutes, indem er allernächst Erschlaffung der Fiebern nach sich zieht, verursacht oft äußerste Muthlosigkeit und Schreckhaftigkeit. Homines antea audaces et intrepidi sponte prolabuntur in fletus fere puriles sagt *Boerhave*; de morbis nervorum p. 139. Und *Tissot*: On a remarqué, il y a long tems, qu'après des blessures, qui leur ont fait perdre beaucoup de sang, les soldats les plus intrepides perdent tout leur courage, jusqu' à ce que la force des fibres retablie, la densité du sang revenue, en un mot, l'etat de laxité et d' humidité dissipé, ils redeviennent ce qu'ils etoient avant la blessure. *Traité*

ches hier die Wirkungen des Körpers sind, doch mehrentheils den Gemüthszustand stärker afficiren, als bloße

Traité des Nerfs tom. I. part. II. p. 280. Nach den Versicherungen eben dieses Arztes, in verschiedenen Stellen des angeführten Werkes, können Würmer eben so sonderbare Wirkungen auf das Erkenntniß- und Begehrungsvermögen hervorbringen, als viele und sonderbare Zufälle in dem Körper von ihnen entstehen. Verdrüßlichkeit und Neigung zum Zorn ist häufig die Folge von Verstopfung und Unreinigkeiten in den ersten Wegen, verdickter Galle, gichtischer Materie, ehe sie sich gesetzt hat. Eine übel gewartete Ruhr oder andere hitzige Krankheit kann die beschwerlichste Hypochondrie nach sich ziehen. Beständige Unruhe und Verdrüßlichkeit, bisweilen Melancholie und Wahnsinn entstehn oft aus einer unordentlichen Absonderung bey dem andern Geschlechte. Die physisch-moralischen Folgen der unordentlichen Reizungen und ausschweifenden Befriedigung des Geschlechtstriebes hat dieser verdienstvolle Schriftsteller in einem eigenen bekannten Buche ausführlich geschildert. Von den Folgen der sich allzusehr anhäufenden natürlichen Reize desselben, versichert er, daß sie in tiefe Schwermuth, ausschweifende Schaamhaftigkeit, so lange die Vernunft sich behauptet, und in die zügellosesse Unverschämtheit, wenn diese sich endlich verliert, ausschlagen können. *Traité des Nerfs* tom. II. p. I. p. 85. Alle Kräfte des Verstandes leiden bey einem verdorbenen Magen; und die Gemüthseigenschaften oft nicht weniger. La gayeté, l'affabilité, la bonté, l'equité même peuvent être detruites par des alimens difficiles à digerer, par trop d'alimens, par des alimens acres. ib. part. II p. 77. Ueberhaupt bestimmt Tissot die physischen Ursachen der Leidenschaften noch auf nachfolgende Weise: „Alles, was die Beweglichkeit der Nerven befördert, Schärfe in die Säfte bringt, erhitzt, vollblütig macht, oder das Geblüt stark gegen den Kopf treibt; alles, was fortwährende Reize in irgend einem Haupttheil des Körpers, als in der Lunge oder im Magen er-

Vorstellungen; und weil diese Wirkungen des Körpers unmittelbar von ihm herkommen, und also gewisser und gleichförmiger sich erwarten lassen, als diejenigen Wirkungen, die durch Mittelursachen sich fortpflanzen, durch deren Beschaffenheit sie also leicht verändert werden können.

So ist es in Ansehung derjenigen Wirkungen des Körpers auf den Gemüthszustand, die mittelst des Einflusses, den derselbe auf die Verstandeskräfte hat, entstehen. Ueberhaupt kann dieser mittelbare Einfluß des Körpers auf die Gemüthsbeschaffenheiten zwar auch nicht geleugnet werden; die Erfahrung hat ihn zu oft schon außer allen Zweifel gesetzt; und die Natur der Sache macht ihn begreiflich. Was die Aufmerksamkeit stärken oder schwächen, was die Einbildungskraft mannfaltig verändern, was die Vernunft zerstören und erhö-

---

erzeugt; alles dieses befördert die Empfindlichkeit gegen die Eindrücke, und also auch die Leidenschaften. tom. II. part. II. p. 276 f. Er führt auch ein Beyspiel an von einem nach einer Krankheit entstandenen, dem vorhergehenden ganz entgegengesetzten Charakter. J'ai vu, schreibt er, il y a dix huit ans un etranger agé alors de 19 ans, qui avoit du genie, des connoissances, de l'honnetete, mais froid, timide, taciturne, hypocondre, parlant peu, ne contant rien, ne riant jamais, qui dans la convalescence d'une fievre maligne trés longue, acquit une vivacité, une gayeté, une volubilité singulieres; il parloit beaucoup, avec feu, avec assurance, avec la plus grande justesse et la plus grande gayeté; je n'ai jamais ouï conter plus plaisamment, plus rapidement et plus agreablement, ib. pag. 321.

höhen *) kann; das muß ja wol auch Aenderungen im Willen nach sich ziehen. Aber wenn es darauf ankömmt, zu bestimmen, was diese und jene Beschaffenheit in den uns bekannten Theilen des Körpers für Einflüsse allernächst auf das Erkenntnißvermögen und die Ideen, und mittelst dieser auf das Gemüth haben müsse: so wird man, wenn man die Sache nur ein wenig aufmerksam untersucht, gar bald viele und große Schwierigkeiten gewahr. Denn von der Natur und den mancherley Eigenschaften der innern Organisation, aus deren die Seele allernächst die Vorstellungen erhält, und auf denen wahrscheinlich Einbildungskraft und Gedächtniß beruhn, weiß die Physiologie beynahe gar nichts gewisses zu sagen. Und was giebt uns die Versicherung, daß diese innere Organisation, von deren eigenthümlichen Natur und Beschaffenheiten wir so wenig wissen, sich bey einem jeden Menschen nach den Beschaffenheiten der äußern Organisation richte? Daß eine verhältnißmäßige Stärke oder Schwäche, Reizbarkeit oder Reizlosigkeit in beyden immer Statt finde? Sind ja doch die verschiedenen Theile der äußern Organisation, die mehrern Sinne, die Sprachwerkzeuge, die Verdauungswerkzeuge, nicht immer im gleichen Verhältnisse. Warum könnten also auch nicht die Muskelnfibern und Nerven äußerlich, und die materiellen Vorstellungskräfte im Gehirn, der unsichtbare Nervensaft und das Geblüt mit seinen in die Sinne fallenden Bestandtheilen bey mehrern Menschen in verschiedenen Verhältnissen vorhanden seyn? Nicht

*) Homo parvi ingenii, dum sanus fuerat, ingeniosus ex ictu in cranio accepto, sanatus ad priorem simplicitatem rediit. *Haller* Elem. phys. tom. IV. p. 294

zu gedenken, daß vielleicht die ursprüngliche eigenthümliche Kraft der Seele bey verschiedenen Menschen ungleich seyn kann *).

Es

*) Tissot, der die Schwierigkeit auch bemerkt, aus der verschiedenen Beschaffenheit der flüssigen und soliden Theile der Nerven die darauf sich beziehenden Phaenomene zu erklären; da jene Theile der Nerven und ihre verschiedene Beschaffenheiten nicht in die Sinne fallen, fährt darauf so fort: *Pour s'aider dans cette recherche, on peut etablir*, que *quoique souvent* il y ait des parties, dont la force ou la foiblesse sont tres-disproportionées à la force ou à la foiblesse des autres parties, *cependant*, en general il y a un rapport entre la force de toutes les fibres, et l'etat de tous les fluides du corps animal. *Ainsi par tout* où nous trouverons tous les symptomes d'une fibre trop molle, trop lache, de trop d'aquosité par tout, de liqueurs trop peu stimulantes; nous pouvons présumer, que l'action de tous les vaisseaux etant trop foible, le sang etant trop aqueux, *le cerveau et les nerfs seront aussi trop foibles, le fluide nerveux trop aqueux.* (*traité des nerfs* vol. II p. 271 f.) Dieß scheint nun freylich mehr ein Räsonnement fürs System, als nach der Natur zu seyn. Doch dieser scharfsinnige Beobachter unterstützt seine Hypothese auch mit vielen einstimmigen Erfahrungen. Nach denselben sind die Nervenkrankheiten überall am häufigsten, wo entweder die natürliche Constitution des Alters oder Geschlechts, oder die Nahrung oder die Witterung weichere, schlaffere Fibern oder allzu wässerigtes Blut mit sich bringt.

Er macht sich selbst p. 300 einen Einwurf, wie ich ihn gemacht habe, und beantwortet ihn. Ne trouvera-t-on point, que je me livre beaucoup aux conjectures, et que ce chapitre est trop systematique? Je ne serai point surpris, si quelqu'un fait cette remarque. Cependant j'espere que les lecteurs en état de suivre le fil de ces discussions, jugeront que de toutes ces conjectures il n'y en a aucune, qui ne

soit

Es ist hier nicht die Rede davon, was etwa in einzelnen oder auch in den mehresten Fällen die bloße

soit deduite de faits, dont la verité n'est pas contestée; et par tout j'ai cherché à ne pas m'ecarter des loix les plus severes de l'analogie. Diese Anmerkung schien mir auch hier nicht überflüssig zu seyn, da ich auf die Grundsätze dieses großen Arztes so oft mich beziehe.

Unterdessen sind mir meine obige Zweifel dadurch noch nicht völlig gehoben. Einmal ist doch gewiß, und von den größten Aerzten eingestanden, daß so wol Empfindlichkeit als Reizbarkeit Phaenomene sind, davon physische Gründe sich nicht angeben lassen; von denen also auch nicht bekannt ist, wie weit sie abhängig von einander, oder durch eine gemeinschaftliche Grundursache verknüpft, und also überall in gleichem Verhältnisse bey einander seyn müssen oder nicht? Empfindlichkeit ist dazu ein Phänomen, das man an einem andern nicht unmittelbar gewahrnimmt, und nach Schlüssen, die dabey gemacht werden, oft falsch schätzt. Wenn man also nicht, vermöge der Gründe, aus denen beyde entstehen, von Reizbarkeit auf Empfindlichkeit zu schließen im Stande ist; und selbst, wenn man beyde zugleich beobachtet, nicht so sicher die eine schätzen kann, als die andere: wie groß kann denn die Sicherheit seyn, wenn man bloß von der Reizbarkeit der äußern Körpertheile, auf die Stärke der Empfindung schließt?

Wenn nun aber auch die Empfindlichkeit der äußern Werkzeuge nach physischen Gründen, oder nach Beobachtungen sich hätte bestimmen lassen: womit beweist man, daß die Empfindlichkeit und Vorstellungskraft im Innern, in der Einbildungskraft im gleichen Verhältnisse seyn müsse? Die Vorstellungen der Einbildungskraft stammen freylich von äußern Eindrücken ursprünglich ab; und müssen sich also nach deren Beschaffenheit, Vollständigkeit, Klarheit und Deutlichkeit richten.

Aber

Erfahrung uns lehren kann vom Beysammenseyn solcher im Körper sichtbarer und solcher Gemüthseigenschaften; ohne daß man den Zusammenhang zu erklären im Stande ist. Diese Erkenntniß aus bloßer Erfahrung hat auch ihre große Schwierigkeit. Eigenschaften können sich beysammen finden, ohne in einander gegründet zu seyn. Aber hier soll nur erwogen werden, was, ohne besondere Erfahrungen davon zu Hülfe zu nehmen, ver-

---

Aber sie beruhen doch allernächst auf eigenen Kräften. Und können nicht unzählige, bekannte oder unbekannte Ursachen ein ungleiches Verhältniß zwischen diesen innersten Werkzeugen, Bewegungs- und Vorstellungskräften, und den äußern hervorbringen? Es fällt nicht schwer, allerley solche Ursachen, zufolge sonst angenommener Hypothesen, sich zu denken.

Und wenn man nur selbst die Erfahrung hiebey zu Rathe zieht: giebt es nicht viele Menschen, die gegen verschiedene Gattungen von Eindrücken eine sehr verschiedene Empfindlichkeit beweisen; einige, die äußerst empfindlich gegen unangenehme Eindrücke sind, ohne gegen angenehme Reize eben so empfindlich zu seyn; einige, die bey schwachen äußern Sinnen eine höchst lebhafte Einbildungskraft haben; andere umgekehrt? Und ist nicht ein solches Mißverhältniß der äußern und innern Empfindlichkeit auf eine gewisse Weise nothwendig, wenigstens überhaupt wohl begreiflich, aus dem bekannten Grunde, daß durch eine sehr lebhafte Empfindung die Empfindlichkeit gegen andere gleichzeitige Eindrücke geschwächt wird? So ist während des Schlafes und bey manchen Krankheiten die Imagination nicht nur lebhaft, obgleich die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der äußern Werkzeuge um vieles geschwächt ist: sondern sie ist eben deswegen lebhafter. Und eine einzige übermäßig lebhafte Idee im Innern kann Ursache einer fast gänzlichen Unempfindlichkeit im Aeußern seyn.

vermöge allgemeinerer physiologischer und psychologischer Lehrsätze, vom Einflusse der mancherley Beschaffenheiten des Körpers auf die Neigungen, mittelst des Einflusses auf die Vorstellungen, sich behaupten lasse.

Selbst bey jenem erstern offenbarern Einfluß ist noch eine Erinnerung nöthig, um sich nicht mit seinen Schlußfolgen zu übereilen. Es können nemlich alle aus dem Körper entspringende Gefühle auf eine zwiefache und ganz entgegengesetzte Art im Gemüthe wirken. Einmal, und wahrscheinlich bey den meisten Menschen, so, daß sie Neigungen nach sich ziehen, die mit den Bedürfnissen des Körpers und den Launen, die er erzeugt, übereinstimmen. Bey denen hingegen, bey welchen Streben nach höhern Vollkommenheiten mächtiger wirkt, können Entschließungen entstehn, die der Natur des Körpers entgegen sind; weil man sich von der Nothwendigkeit überzeugt hat, derselben sich zu widersetzen. So kann ein Mensch, den sein Körper zur Schwermüthigkeit geneigt macht, aus überlegtem Vorsatz Zerstreuungen und Lustbarkeiten suchen. Und zur einsiedlerischen, eingezogenen Lebensart sind vielleicht eben so viele durch das allzustarke Gefühl auf Welt und Gesellschaft sich beziehender und vom Körper abhängiger Bedürfnisse bewogen worden, als durch den Mangel solcher Gefühle. Einige, die bemerkt haben, daß sie allzu leicht zu rühren, oder allzu offenherzig von Natur sind, verpanzerten sich durch Grundsätze, und wurden hart, zurückhaltend mehr als andere, die natürliche Anlage dazu hatten. Denn es ist bekannt, dum vitant vitia, in contraria currunt. Doch beweiset sich hiebey auch oft das naturam furca expellas, tamen usque recurret. Endlich ist auch

noch zu merken, daß die Wirkungen der Seele und des Körpers dergestalten wechselseitig sind, da auch hier in dem einen Falle Wirkung seyn kann, was in dem andern Ursache war; und umgekehrt. Eine gewisse Beschaffenheit des Körpers kann zur Trägheit geneigt machen; und eben diese Trägheit und Müssiggang kann jene Beschaffenheit des Körpers erzeugen oder unterhalten. So ist es auch in Ansehung der Traurigkeit, Furcht und anderer Leidenschaften *). Ohnmacht kann Stillstehn der Gedanken bewirken **); aber eine im Inneen tyrannisirende, dem Aufkommen aller andern sich widersetzende Idee auch die Ursache der Starrsucht im Körper seyn ***).

§. 138.

Nähere Vorbereitung zur Lehre von den Temperamenten. Fehler, vor denen man sich dabey in Acht zu nehmen hat.

Aus den bisherigen Bemerkungen muß klar seyn, daß die Lehre von den Temperamenten oder den hauptsächlichsten Verschiedenheiten der körperlichen Constitution und deren Einflüssen auf die Neigungen und den Gemüths-

*) S. Zückert von den Leidenschaften. Zw. Aufl.

**) S. Sulzers vermischte Schrift. S. 205. Tiedemanns Untersuchungen über den Menschen. Th. I. S. 52.

***) Catalepsis videtur exemplum esse tyrannicae ideae, quae sola dominetur; omnemque alium sensum impediat — ut aeger in statuam quasi transformetur. — Origo fere est in amore, etiam in alio studio et in devotione. *Haller* Elem. Phys. lib. XVII. Sect. I. §. XI.

müthscharakter überhaupt nicht ungegründet sey; zugleich aber auch erhellen, daß bey der Ausführung derselben viele Behutsamkeit nöthig ist, um nicht von den festen Gründen ab in das Gebiete der unsichern Vermuthungen oder übereilten Schlüsse zu gerathen.

Die Regeln, die dabey beobachtet werden müssen, sind demnach:

1) daß man nicht nach zu wenigen Rücksichten, nur nach einem Theil der Gründe, alle wichtige Temperamentsverschiedenheiten zu bestimmen unternehme; oder wohl gar Grundunterschiede dichte, die gar nicht bewiesen werden können. In diesen Fehler verfielen die ältern Physiologen, indem sie bey der Eintheilung der Temperamente nur allein auf das verschiedene Verhältniß der Bestandtheile des Geblüts sahen. Auch nahmen sie bey der Anzeige dieser Bestandtheile manche mehr nach Maaßgabe ihrer vorgefaßten Meynungen, als sicherer Beobachtungen, an. Wenigstens behaupten dieß die neuern in Ansehung der angeblichen schwarzen Galle, wovon man dem melancholischen Temperamente den Namen gegeben hat. Verschiedene andere Aufzählungen der Bestandtheile des Geblüts machen sich durch ihre Abweichungen unter einander selbst verdächtig. Die einen unterscheiden darinnen nach der Analogie der vier gemeinen Elementen, das Feurige, Luftige, Irdische und Wässerigte. Andere reden von Salz, Oel, Erde und Wasser; oder von Schwefel und Merkur; oder wol gar vom Sonnenartigen, Mondartigen, Marsartigen u. s. w.*).

Nach

*) S. Dissertat. inaug. de Temperamentis auct. *I. a. Lugt.* Goetting 1781. §. III. seqq. *Hollmann* Ethices prim. lin. §. 66.

Nach Hallern sind die ausgemachtesten Bestandtheile des Geblüts ein rothes irdisches, den Eisenelementen ähnliches Wesen, wovon die mehrere specifike Schwere des Geblüts abhängt; ferner ein laugenartiges, scharfes Salz, und endlich ein mit leimigten und öhligten Theilen vermischtes Wasser *). Aber dieser große Physiolog bestimmt die Hauptverschiedenheiten der körperlichen Constitution vielmehr in Rücksicht auf die festen, als auf die flüssigen Theile; nemlich nach den verschiedenen Graden der Stärke und Reizbarkeit der Muskelnfibern und der Empfindlichkeit der Nerven. Doch bestimmt er die Begriffe in verschiedenen Stellen seiner Schriften nicht völlig auf dieselbe Weise **). In seinem größern Werke über die Physiologie nennt er cholerisches Temperament, wo viele Stärke, Reizbarkeit und Empfindlichkeit beysammen sind; wenn Stärke bey mittelmäßiger Reizbarkeit

*) S. *Elementa physiologiae* lib. V. Sect. IV. *Prim. lin.* cap. V.

**) S. *Elementa physiol.* Sect. IV. §. VII. Robur partium solidarum et coniuncta natura irritabilis temperamentum *cholericum* facit: robur absque irritabili indole temperamentum *boeoticum*, *quadratum*, *rusticum* — Indoles solidarum partium adprime irritabilis, cum debilitate, *melancholicum*, *hysterium* et *hypochondriacum* temperamentum constituit, debilitas denique non irritabilis id quod *phlegmaticum* vocamus. Und *lib.* XI. *Sect* II §. 13. Aptitudo ad recipiendas vehementes sensuum impressiones cum robore musculoso coniuncta videtur *cholericum* temperamentum efficere; aptitudo eadem sed cum fibra debili *temp. hypoch.* facit Minor ad commotiones facilitas cum robore *sanguin. temp.* cum fibra debili, *phlegmat.* videtur constituere. —

keit und Empfindlichkeit sich findet, nennt er dieß das sanguinische, oder, wenn Reizbarkeit und Empfindlichkeit noch geringer sind, das böotische, bäurische, Temperament. Schwäche bey vieler Empfindlichkeit und Reizbarkeit macht, nach ihm, das hypochondrische, hysterische oder melancholische Temperament; und ohne Empfindlichkeit und Reizbarkeit das Phlegmatische. In den *primis lineis physiolog.* *) unterscheidet er das sanguinische und böotische Temperament dadurch, daß er ersterem weniger Stärke und Reizbarkeit als dem cholerischen, mehr aber von beyden als dem phlegmatischen zueignet.

Nichts ist gewisser, als daß so wol auf die festen, als auf die flüssigen Theile Rücksicht genommen werden müsse bey der Aufsuchung der körperlichen Gründe der Neigungen. Denn nicht nur bestimmen beyde unmittelbar die aus dem Körper entstehende Gefühle; sondern beyde haben ja auch wechselseitig Einfluß auf einander. Von den Säften des Körpers werden die festen Theile desselben genährt, gereizt, ausgedehnt und zusammengezogen; und muß also so wol von der Menge als der Beschaffenheit der erstern die Natur und der jedesmalige Zustand der letztern sehr abhängig seyn. Hingegen muß sich auch die Zubereitung, Absonderung, Vertheilung und manchfaltige Bewegung der flüssigen Theile nach der Beschaffenheit der festen Theile richten. Daher bey einerley Nahrung so wol Menschen als auch Thiere und

*) S. §. CLI.

und Pflanzen so sehr von einander verschieden seyn können *).

Aber sollten nun wohl auch alle diese in den vorhergehenden Bemerkungen enthaltene Eigenschaften der flüssigen und der festen Theile des Körpers zusammengenommen hinreichend seyn, alle merkwürdige Einflüsse desselben auf die Seele, ihre Fähigkeiten und ihre Neigungen zu bestimmen? Daß man bey den flüssigen Theilen sich aufs Blut einschränket, könnte vielleicht noch am ehesten gerechtfertiget werden; da nicht nur unter allen sichtbaren Säften dasselbe den allgemeinsten Einfluß auf den ganzen Körper hat; sondern auch von den Beschaffenheiten desselben auf die Beschaffenheit der übrigen daraus entstehenden unsichtbaren flüssigen Theile sich wahrscheinlich schließen lässet **).

Aber sollte es genug seyn, nur überhaupt auf den Grad der Stärke und Beweglichkeit der festen Theile Acht zu haben? Sollte nicht die besondere Beschaffenheit einzelner Haupttheile, des Kopfes, des Herzens, des Magens, der Eingeweide sehr wichtige Folgen, wie in Absicht auf die Gesundheit, so auch in Absicht auf die Kräfte und Neigungen der Seele nach sich ziehen? Es fehlet nicht an Erfahrungen, die diese Vermuthung grün-

*) S. *Haller* Elem. phys. lib. V. Sect. IV. §. V. *Boerhave* Praelect. in propr institt §. L.

**) Doch ist dieß lange noch nicht außer allem Zweifel; wie auch schon im vorhergehenden bemerkt worden ist. Der Herr Prof. Wrißberg setzt unter den nächsten Ursachen der Temperamente auch die Quantität des elektrischen Wesens an, welches alle Menschen, aber nicht alle im gleichen Grade, einathmen, in einer Note zu Hallers *prim. lin. physiol.* edit. nov. §. CLI.

gründen können. Alberne Leute sollen gewöhnlich eine unnatürliche Form des Kopfes haben *). Nach andern Beobachtungen sollen die Verstandesfähigkeiten mit der specifiken Schwere des Gehirns in gleichem Verhältnisse stehen **). Furchtsame, phlegmatische und melancholische Leute sollen ein verhältnißmäßig kleineres Herz haben ***). Es ist bekannt, daß die Nerven nicht bey einem Menschen genau so wie beym andern sich im Körper verbreiten, mit einander verbinden und wieder theilen. Da von dieser Verbindung der Nerven unter einander und mit den übrigen festen Theilen, die zum Theil so sonderbaren physiologischen Sympathien abhängen: sollten nicht eben daher auch psychologischwichtige Eigenheiten entstehen? Die Geschwindigkeit, mit welcher das Herz sich öfnet und zusammenzieht, das Geblüt also umläuft, hängt zum Theil vom Zustande des Gehirns ab; und sie selbst hat auf Körper und Seele die unleugbarsten Einflüsse †).

Wollte jemand sagen, daß diese und andere dergleichen Verschiedenheiten der Körper nicht in die Tempera-

*) Fatuorum capita semper male formata esse, oblonga, vel angulosa, vel aliter a naturali forma aliena, et ego vidi et *Willisius*, schreibt *Boerhave*, Praelect. in propr. Instit. §. 797. Kämpf Abh. von den Temperamenten S. 5.

**) *Wrisberg* in not. ad *Halleri* prim. lin. §. DLXIII.

***) S. *Le Sueur* Diss. inaug. de Temperamentis. Groen. 1768. p. 18. Von den Hypochondristen, die er von den Melancholischen unterscheidet, merkt der Herr Prof. Wrißberg l. c. an, daß sie gemeiniglich eine verdorbene Leber haben.

†) *Haller* prim. lin. §. C. *Mackenzie* Histoire de la santé p. 318.

peramentslehre gehörten, da sie vielmehr pathologische, als natürliche Constitutionen seyn: so würde diese Einwendung zu weit um sich greifen, um hier völlig genugthuend zu seyn. Denn man könnte sagen, und die Aerzte sagen es ausdrücklich, daß nur ein Temperament das vollkommen natürliche, der Gesundheit gemäße, sey. Die Namen des Hypochondrischen und Melancholischen zeigen einem jeden, der sie versteht, Ungesundheit an.

2) Aber die Gründlichkeit der medicinisch-psychologischen Lehre von den Temperamenten beruht nicht nur darauf, daß nicht zu wenige und keine erdichtete Principien derselben angenommen werden: sondern daß man auch bey der Untersuchung der daraus entstehenden Folgen vorsichtig genug zu Werke gehe; daß man keine andere Einflüsse des Temperaments auf die Seele behaupte, als die man entweder mittelst allgemeinerer ausgemachter Naturgesetze begreiflich machen, oder mit hinlänglich vielen, genau aufgenommenen, zuverlässigen Erfahrungen beweisen kann. Auf das erstere hat man um so mehr Ursache zu dringen; weil es nicht nur dem Wesen einer wissenschaftlichen Erkenntniß angemessen ist, Beobachtungen so viel möglich mit den ausgemachten Naturgesetzen in Uebereinstimmung zu bringen: sondern weil es gar leicht ist, wenn man sich bloß allein auf die Beobachtung verläßt, auf mehr als eine Weise sich zu irren. So und so oft hat man bey einem solchen Temperamente solche Neigungen gefunden: also, schließt man, ist es wahrscheinlich oder gewiß, daß jenes diese hervorbringe. Nichts weiter davon zu gedenken, daß aus andern Ursachen auch mehrere male bey Menschen von einem gewissen Temperamente gewisse Neigungen

sich

sich finden können, ohne in diesem ihren Grund zu haben. Wie leicht irrt man sich nicht bey der Bestimmung der Neigungen eines Menschen; wenn man etwa bloß nach einigen vorübergehenden Beobachtungen sie beurtheilet? Also mit Recht verlangt man begreifliche Ableitung einer Eigenschaft aus der andern, nach ausgemachten Grundsätzen, bey einem gründlichen Unterrichte von den Temperamenten; und läßt sich nicht so leicht durch angebliche Erfahrungen befriedigen.

Aber auch bey der Zusammenstimmung mancher Erfahrungen und ausgemachten Grundsätze hat man noch Ursache, sehr behutsam zu seyn bey der Anzeige der Folgen, sonderlich der moralischen, die aus jedwedem Temperamente entspringen sollen. Nicht nur darum, weil die Einflüsse des Temperaments durch die übrigen Ursachen, nach denen die Neigungen sich richten, überwogen werden könnten. Sondern schon deswegen, weil es noch so unvollständig ausgemacht ist, wie weit den in die Sinne fallenden, und in den gewöhnlichen Begriffen von den Temperamenten enthaltenen, körperlichen Beschaffenheiten, alle für die Seele wichtigen Eigenheiten der Organisation, auch in den innersten unsichtbaren Theilen entsprechen müssen. Daher es eben so unsicher seyn würde, in einzelnen Fällen den Schlüssen aus allgemeinen Grundsätzen allein zu trauen, und nicht die Beobachtung dabey zu Rathe zu ziehen; als es gefährlich ist, auf wenige Erfahrungen allgemeine Urtheile zu gründen, wenn die sonst ausgemachten Naturgesetze nicht dieselbe Folge geben.

Wenn man dieß alles beherziget hat: so wird es freylich anstößig, wenn manche berühmte Schriftsteller

in dieser Materie mit der größten Eilfertigkeit eine Menge einem jeden Temperamente zukommender Eigenschaften herzählen, oder Folgen auf Folgen häufen; bloß aufs Ansehn ihrer Beobachtungen, oder etlicher weniger durch viele andere manchfaltig einschrenkbarer Grundsätze.

3) Manche machen sich die Sache noch leichter, und werden noch ungründlicher dadurch, daß sie gleich mit sehr zusammengesetzten, willkührlich zusammengesetzten Begriffen, Nominalerklärungen, anfangen; aus denen sich nun freylich viele Eigenschaften herleiten lassen. Nur weiß man im vorkommenden Falle nicht, wo man mit der Untersuchung und dem Beweise anfangen soll. Statt mit einfachen ausgemachten physischen Grundbeschaffenheiten anzufangen; fängt man wohl gleich die Eintheilung der Temperamente damit an, daß man das eine das frölige, das andere das nachdenkende u. s. w. nennt; Unterschiede, die doch offenbar auf mehrern und verwickelten Gründen beruhen.

Da diese Regeln der Vorsicht und Gründlichkeit in der Lehre von den Temperamenten, so wol Aerzte als Philosophen, oft gar sehr vernachlässigten: so läßt es sich wohl begreifen, wie bey gründlicher denkenden Männern die ganze Lehre dadurch verdächtig und verhaßt werden konnte *); die doch zu viel für sich hat, um ganz aufgegeben zu werden.

Auch ist es bey so manchen schwankenden und willkührlich angenommenen Gründen der Unterscheidung und Bestimmung der Temperamente nicht zu verwundern, wenn

*) *Hollmann* Prim. lin. Eth. §. 64. 67. sqq.

wenn die Meynungen von den vortheilhaften oder nachtheiligen Folgen eines jedweden Temperaments für das Erkenntnißvermögen und für die Neigungen oft so sehr von einander abweichen; so daß fast keines ist, welches nicht irgend einer für das vortheilhafteste, manchmal vielleicht nicht ohne Einfluß der Eigenliebe, erklärt hätte *).

§. 139.

Bestimmte Begriffe von den Hauptverschiedenheiten des Temperamentes.

So wenig, zufolge der bisherigen Bemerkungen, es sich erwarten läßt, daß alle wegen ihrer Folgen für die Seele merkwürdige Verschiedenheiten des Körpers in eine kleine Anzahl von Begriffen aufgefasset, oder überhaupt vollständig aufgezählet werden können: so ist doch auch gewiß, daß einige allgemeiner vorkommende Verschiedenheiten der körperlichen Constitution vorzüglich Aufmerksamkeit verdienen. Diejenigen nemlich, die auf merklich von einander abstehenden Graden der Stärke oder Schwäche, desgleichen der Reizbarkeit und Empfindlichkeit, und endlich auf besondern und nähern Dispositionen zu Krankheiten und Schreckgefühlen beruhen. In Rücksicht auf diese dreyerley Gründe und deren Abhängigkeit von der Beschaffenheit so wol der festen als der flüssigen Theile scheinen, nach deutlichen Merkmalen, und dem mehresten

*) Christ. Thomasius hat, aus Scherz oder Ernst, das sonst so allgemein verachtete phlegmatische Temperament in Schutz genommen. S. Kämpf §. 70. Für das Temperament des Genies haben einige das cholerische, andere das melancholische erklärt.

Sprachgebrauche gemäß, sechs Hauptverschiedenheiten der körperlichen Constitution, oder, wenn man diesen Ausdruck lieber hat, sechs **Haupttemperamente** angenommen werden zu können.

1) Dasjenige, welches mit vieler **Stärke** viele, äußerst viele Empfindlichkeit und Reizbarkeit vereiniget. Seine Bestandtheile also große Nerven, starke und gespannte Muskelfasern, ein schweres, scharfes und warmes Blut. **Das cholerische Temperament.**

2) Dasjenige, welches bey gleicher Stärke eine gemäßigtere Reizbarkeit und Empfindlichkeit enthält; vermöge starker, aber weniger gespannter Fasern, und eines nach dem gleichmäßigsten Verhältnisse gemischten gesunden, reichlich vorhandenen, und ebenmäßig durch den ganzen Körper sich verbreitenden Geblütes. **Das sanguinische Temperament.**

3) Ein drittes, bey welchem gleichfalls Stärke sich findet, und eine gemäßigte, dabey aber ungleich vertheilte, durch ungesunde Dispositionen hier erhöhte, dort geschwächte Empfindlichkeit und Reizbarkeit. Die Ursachen dieser ungleich vertheilten Empfindlichkeit können in den Gefäßen oder auch in den Säften liegen; besonders in einem zu dicken, und daher bey seinen Ausströmungen nicht überall eindringenden, bey seinem Rücklaufe oft aufgehaltenen, überhaupt langsamer sich bewegenden und kältern Blute. Der Name des **melancholischen Temperamentes** wird vermuthlich den meisten der anpassendste scheinen.

4) Endlich können auch Stärke und äußerst wenige Empfindlichkeit beysammen seyn; und dieß ist das von **Hallern** so genannte **böotische, bäurische, plumpe,** vier-

vierschrötige Temperament. Ein verhältnißmäßig zu schweres, mit zu wenig Reizen versehenes, daher durch zu wenige Reaction der festen Theile zu wenig in Bewegung gesetztes, bey seiner trägen Bewegung zu wenig sich verfeinerndes, zu wenige Lebensgeister bereitendes Geblüt ist vielleicht die Ursache dieser Unempfindlichkeit; wenn sie nicht schon in der ursprünglichen Beschaffenheit der festen Theile liegt.

5) Schwäche kann bey vieler Reizbarkeit und Empfindlichkeit Statt finden; zufolge allzuzarter, und für ihre Feinheit leicht überspannter, aber darauf desto mehr erschlaffender Fasern, zufolge eines verhältnißmäßig zu scharfen und leichten Geblütes. Dieß sind bekannte Eigenschaften hypochondrischer und hysterischer Personen; und das Temperament dieser Art wird daher das hypochondrische oder hysterische heißen können.

6) Schwäche und Reizlosigkeit beysammen, bey einem wässerigen, langsam, aber ungehindert in den weichen, schwammigten Gefäßen fließenden Blute, bilden den Phlegmatiker. „Bey allzu schlaffen Fibern schlägt das Herz langsam, die Zusammenziehungen der Pulsadern sind schwach, das Geblüt wird zu wenig in Bewegung gesetzt, zu wenig verarbeitet, und auch nur langsam dem Gehirn zugeführt. Die Elemente des Nervensaftes sind auf diese Weise schlecht vorbereitet; es kann sich nicht viel davon im Gehirn absondern. Die Nervenröhren, schlecht angefüllt, erschlaffen, und sind ungeschickt, dessen Bewegungen zu befördern. Da es also an dem Mittel fehlt, wodurch Seele und Leib mit einander in Verbindung stehen: so sind die Empfindungen schwach, unvollständig, unordentlich; die Vorstellungen

entstehen langsam, dunkel und verworren; Gedankenlosigkeit und Blödsinn halten die Kräfte der Seele gefesselt" *).

§. 140.

Folgen aus den einfachern Bestimmungen der Temperamentsverschiedenheiten.

Nicht nur weil es der strengern wissenschaftlichen Ordnung gemäß ist, von dem einfachen zu dem zusammengesetzten fortzugehen; sondern auch darum, weil mehrere Temperamente in einigen Bestimmungen mit einander übereinkommen, wird es gut seyn, die Untersuchung der Wirkungen des Temperamentes auf den Charakter mit diesen anzufangen. Was also

1) die Folgen anbelangt, die aus körperlicher Stärke oder Schwäche für den Gemüthszustand und die Neigungen am wahrscheinlichsten sich erwarten lassen: so ist unleugbar, daß das Gefühl dieser Schwäche vielmehr zur Furchtsamkeit, als zum Muthe geneigt machen müsse. Selbst in denjenigen Fällen kann es geschehen, in welchen es am wenigsten auf körperliche Kraft ankömmt. Denn außerdem, daß das Körpergefühl sich gar zu leicht in alle Arten von Empfindungen und Vorstellungen einmischet, und die Menschen bey ihren Gefühlen und Gemüthsbewegungen nicht immer so richtig unterscheiden, als sich,

*) *Tissot* Traité des nerfs tom. II. p. 285. In Absicht auf die übrigen hier angenommenen physiologischen Gründe vergleiche man des Herrn Prof. Wrißbergs Note zu Hallers prim. lin. §. CLI. und Zückert von den Leidenschaften Zw. Aust. §. 43 ff.

sich, der Sache nach, wohl unterscheiden ließe: so weiß man, wie sehr es bey allen Entschließungen darauf ankömmt, welche Neigungen und Vorstellungen überhaupt die herrschenden sind. Freylich kömmt es aber auch in Ansehung der Furcht darauf an, ob einer die Gefahr kennt, oder ob er sich nicht ein anderes Uebel größer oder lebhafter vorstellt. Daher kann der Schwache wohl manchmal furchtloser seyn, als man es erwartet. (Th. I. §. 31.)

Wie die Wirkungen, welche die Furcht im Gemüthe hervorbringt, überhaupt manchfaltig sind (l. c.), also können auch die Folgen, die aus der Schwächlichkeit des Körpers mittelst der Furchtsamkeit entspringen, von sehr verschiedener Art seyn. Wo der Schwache nicht glaubt durch Widerstand etwas auszurichten, hingegen durch gute Worte: da macht sie ihn **nachgiebig** und **gefällig**. Hingegen macht sie auch **ungefällig**, **widerspänstig**, **eigensinnig**; wenn einer es um so viel schwerer hält, verlohrne Vortheile wieder zu erlangen, je weniger er sich Kräfte dazu fühlt. Der Starke macht weniger Schwierigkeiten, indem ihm eher etwas entbehrlich, eine Kleinigkeit, die er nicht braucht, scheinen kann; oder er gewiß sich hält, wenn man zu weit gehen, von seiner Nachgiebigkeit einen übeln Gebrauch machen wollte, schon zur rechten Zeit Einhalt thun zu können.

Zu **Beschäftigungen**, die viele Kraft erfordern, kann der Schwache nicht aufgelegt seyn. Aber ein eigener Antrieb zu einer **gewissen** Geschäftigkeit kann doch selbst in der Schwäche liegen. Nemlich das um so viel größere Vergnügen, so jedwedes Gefühl seiner Kraft, und jedweder Beweis, den er andern davon geben kann, dem Schwachen gewähret; je weniger ein überwiegendes,

auf immer beruhigendes Bewußtseyn derselben in ihm ist. Die Stärke dieses Antriebs zur Thätigkeit muß freylich wohl zugleich vom Grade der Empfindlichkeit abhängen.

Im Gegentheile haben also Menschen von vieler Körperkraft kein Wohlgefallen an Tändeleyen, wobey sie ihre Kräfte mehr zurückhalten müssen, als auslassen können; haben Muth zum Angriff und zu beschwerlichen Unternehmungen, wenn nicht aus eigenem Antrieb, so doch durch andere ermuntert und angeführt; sind geneigt sich zu widersetzen, wo zumal nur körperliche Gewalt zu befürchten ist; und sind, überhaupt genommen, eher zu Grobheiten und Beleidigungen, als zur Bescheidenheit, Schonung und Duldsamkeit aufgelegt. Auch aus dem Grunde können sie hart verfahren gegen andere; weil ihr Selbstgefühl sie verhindert, mit den Schwachen genugsam zu sympathisiren. Sie verzeihen aber auch kleine Beleidigungen, gegen die der Schwache schon empfindlich ist; weil sie weniger dabey leiden, und weniger dabey fürchten. Mit offenbarer Gewalt vielmehr, als hinterlistig sich an ihren Beleidigern zu rächen, muß ihnen natürlicher seyn, als den Schwachen; wenn übrigens alles gleich ist. Aber die Begriffe von Ehre allein schon können hier das Gegentheil verursachen. Zumal wenn die Liebe zum Leben in dem einen Falle mit ins Spiel kömmt. Wilde Völker und Leute von gemeiner Erziehung, die nicht durch Begriffe von Ehre abgehalten werden, ziehen gemeiniglich Hinterlist der offenbaren Gewalt im Angriffe wider ihre Feinde vor *).

Der

*) *Robertson* macht diese Bemerkung beym Franc. Pizarro, einem robusten und tapfern Manne, der in

Der Schwache ist geneigter von seinen Leiden zu sprechen, und zu klagen, als der Starke; theils weil er um seiner Schwäche und Furcht willen sie stärker empfindet, oder größer sich vorstellt, oder auf eine andere Weise sich zu helfen nicht im Stande ist; theils weil er überhaupt weniger Bedenklichkeit dabey findet, durch Mitleiden andere zu rühren, und für sich einzunehmen. Der Starke will nicht gern schwach scheinen; er verbirgt daher seine Leiden; wo sie ihm nicht etwa so außerordentlich scheinen, daß sie zu tragen selbst Kraft beweiset.

2) Je mehr Empfindlichkeit, durch die Beschaffenheit der innern oder äußern Organisation, oder beyder mit einander, einem Menschen eigen ist; desto mehr Anlage hat er zu Affecten und Leidenschaften, zur Thätigkeit und Betriebsamkeit; was auch die bestimmte Art jener, und die Gegenstände dieser, vermöge der übrigen Ursachen, seyn mögen. Auch mehr Anlage zur Veränderlichkeit, wenn alles übrige gleich ist; weil doch auch neue Vorstellungen bey ihm leicht entstehen und lebhaft werden können.

3) Ob der Körper eine vorzügliche Quelle angenehmer oder unangenehmer Empfindungen ist; hat gewiß eben so viel Einfluß auf das Gemüth, als das Maaß seiner Kräfte und Empfindlichkeit an sich betrachtet. Aber es wird einen großen Unterschied dabey machen, ob das unangenehme Körpergefühl mehr das Ge-

in seiner Jugend ein Schweinehirte war, und nicht einmal lesen gelernt hatte. Hist. of America II. 149.

fühl allgemeiner Schwäche und Ermattung; oder das Gefühl gehinderter, aufgehaltener Kraft ist. Denn im letztern Fall wird das unangenehme Körpergefühl mehr zum Zorn reizen, verdrüßlich, mürrisch machen; es streben starke Kräfte vorwärts, die Seele wird leicht verführt, die Ursache des Leidens außer sich nicht nur, sondern in ganz äußerlichen Dingen und Umständen zu suchen. Beym Bewußtseyn innerer Schwäche, ermatteter, erstorbener Kräfte ist mehr Grund zur Traurigkeit und Aengstlichkeit; der Mensch fürchtet sich vor jedem Anstoß äußerer Kräfte, verschließt sich und zieht sich in sich selbst zurück.

§. 141.

Vollständigere Erörterung der Temperamentsanlagen, unter einer gewissen Voraussetzung. Vom cholerischen Temperamente.

Ohne ein gleichmäßiges Verhältniß der Stärke, Reizbarkeit und Empfindlichkeit in den innern und äußern Theilen der Organisation, in den Empfindungs- und Vorstellungs- wie in den Bewegungswerkzeugen vorauszusetzen; würden die Gründe zur genauern Bestimmung der Temperamentseinflüsse in den Charakter allzuverwickelt und schwankend seyn. Auf die Kräfte und Dispositionen der Imagination kömmt es hier gar zu sehr an; ohne von diesen einen bestimmten Begriff vorauszuhaben, aus den Beschaffenheiten der äußern Organisation allein die Dispositionen der Seele angeben wollen, würde höchst unsicher seyn.

Unter Voraussetzung eines solchen gleichmäßigen Verhältnisses also, welches nicht ohne viele Wahrscheinlich-

lichkeit, obgleich auch nicht ohne einige gegründete Zweifel dagegen (§. 137.), insgemein angenommen wird, läßt sich in dieser Lehre fortfahren.

Und läßt sich vom cholerischen Temperamente behaupten:

1) daß es besondere Anlagen zum Stolze mit sich führe; vermöge der vielen Kräfte und des lebhaften Gefühls derselben. Und wenn es erlaubt ist, diese Gemüthsart schon in Rücksicht auf ihre Ursache vernünftig und edel zu nennen, kann man sagen, der vernünftigen und edlern Art des Stolzes; in Vergleichung mit demjenigen Stolze, der auf äußerliche Vorzüge, Geburt und Reichthum sich gründet. Auch läßt sich von jenem Stolze mehr Gutes und Edles hoffen; mehr Großmuth und Uneigennützigkeit im Betragen gegen andere. Denn derjenige, der seine Größe in sich selbst fühlt, befürchtet nicht so leicht, durch andere sie zu verlieren, sich etwas zu vergeben, als diejenigen, die sie bloß außer sich haben. Wer viele Kraft hat, dient auch andern eher, wenn er gleich keinen Vortheil davon hat, weil es ihm leicht ist. Auch wird der cholerische Stolz sich selbst mehr gleich bleiben; da er auf einen gewissern und absolutern Werth sich gründet; wenn der Stolz des Reichen oder Hochbetitelten vor dem noch Reichern oder Höherbetitelten sich oft bis zur Niederträchtigkeit bücket.

2) Freymüthigkeit ist eine andere Folge dieses Temperaments. Der Cholerikus fühlt lebhaft, die Gedanken dringen stark an; und Furcht hält ihn weniger ab. Schon durch diese Freymüthigkeit und die Lebhaftigkeit seiner Aeußerungen beleidiget er den empfindlichen Schwachen; auch wenn er es nicht will. Auch sichert

ihn

ihn sein mit scharfen Theilen leicht zu sehr sich überladender Körper nicht vor bösen Launen. Sonst können ihn die Begriffe von Ehre, die leicht bey ihm aufkommen, da er einen so starken Anspruch darauf in sich fühlt, von vorsetzlichen Beleidigungen, offenbaren Unbilligkeiten abhalten. Aber grimmig ist sein Zorn, wenn Beleidigungen des mächtig sich Dünkenden zugleich seiner Ehre Gefahr drohen.

3) Außer sich wirken, ist ihm vorzügliches Bedürfniß. Aber so viel möglich frey und unabhängig von andern, als Anführer, nicht als Nachfolger, strebt er zu wirken; obgleich Absicht und Hofnung auf Herrschaft ihn eine Zeitlang im Gehorsam erhalten können. Was er unternimmt, thut er nicht halb; denn er hat Kraft und lebhafte, dauerhafte Vorstellungen *).

§. 142.

Sanguinisches Temperament.

Da dieses Temperament die gesundeste körperliche Constitution, Kräfte ohne beschwerlichen Drang, Empfind-

*) Diese Gemüthsart ist gewöhnlich bey Reformatoren; und ist nöthig bey ihrer Bestimmung, wenn sie es gewaltsam und öffentlich seyn wollen. Bekannt ist es von Luther; und auch den Schottischen Luther Knox schildert Robertson so. *Hist. of Scotl.* vol II. p. 35 Zeal, intrepidity, disinterestedness were virtues, which he possessed in an eminent degree. His maxims were often too severe, and the impetuosity of his temper excessive Regardles of the distinctions of rank and character, he uttered his admonitions with an acrimony and vehemence more apt to irritate, than to reclaim. Those very qualities enabled him to face dangers and to surmount oppositions — He was of a constitution naturally strong.

pfindlichkeit ohne Ueberspannung, ein bewegliches, nicht brausendes, gleichmäßig sich vertheilendes Geblüt zum Grunde hat: so muß es

1) der Seele gewöhnlich das behaglichste Körpergefühl zuführen; oder wenigstens vor allem beschwerlichen Gefühl des Körpers am meisten sichern, und dadurch also mehr als ein anderes zur **Heiterkeit** und **Freundlichkeit** aufgelegt machen.

2) Mehr als ein anderes lädt es auch zum Genuß **sinnlicher Freuden** ein. Die meisten Eindrücke müssen demselben angenehm seyn; bey starken, gefüllten, und doch nicht überspannten Werkzeugen, bey so frey sich bewegenden und nicht übermäßig reizenden Säften, können sie ihm nicht leicht zu stark oder zu schwach werden. Diesen Genuß und die Aussichten auf denselben stöhren dabey auch seltener die bey andern so häufig aus dem Körper entstehenden Anwandlungen von Angst, Grämlichkeit und Unzufriedenheit. Bey diesem leichten Gefühl seiner selbst, und diesen angenehmen Eindrücken des Gegenwärtigen, vergißt der Sanguinische der Zukunft nur allzu leicht, wird **sorgenlos** und **leichtsinnig**.

3) Den **besten Gesellschafter** giebt er ab; so heiter, offen, ohne Mißtrauen und ohne Arges in seinem Herzen; nicht zu träge, um etwas fürs gemeinschaftliche Vergnügen mit zu thun, nicht zu steif und widerspänstig, um nach den Wünschen anderer sich zu bequemen; voll des Vergnügens, um auch über andere davon zu verbreiten; und nicht zu unempfindlich oder zu verschlossen, um die Freuden anderer mit zu fühlen. Nicht so reizbar, um bey dem geringsten Anlasse aufgebracht und beleidigt zu werden; aber auch nicht zu schwach, um denjenigen

zu

zu widerstehn, die Freuden stöhren, oder Geduld und Güte mißbrauchen.

4) Das Vergnügen hat zu viele Reize für ihn, als daß er sich nicht auch Mühe darum geben sollte, wenn diese erfordert wird. Aber er kann es auf zu manchfaltige Weise finden. Bey seinem behaglichen Körpergefühl läßt sich auch schon so angenehm vegetiren; daß er nicht ohne Gefahr ist, der Neigung zum Müssiggange und zur Trägheit sich zu überlassen; und wenn er dieß thut, aus Mangel der nöthigen Bewegung selbst sein Temperament ins Phlegmatische zu verstimmen. Aber die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen, der gute Vorrath von Kräften, die er besitzt, und immer leicht wieder herstellt, nebst seiner Lenksamkeit und leichten Theilnehmung an dem Zustande und den Wünschen anderer, machen es auch nicht schwer, ihn aus der Unthätigkeit heraus zu reißen, und zur anhaltenden Arbeitsamkeit zu gewöhnen.

5) Ueberhaupt hat dieses Temperament nur eine gute Erziehung und richtige Grundsätze nöthig, um den vollkommensten Gemüthscharakter zu geben.

§. 143.

Vom melancholischen Temperamente.

Im melancholischen Temperamente liegt, nach dem oben angenommenen Begriffe, viele Kraft; und es fehlt dabey auch überhaupt nicht an Empfindlichkeit; nur können die Säfte nicht überall frey sich hinbewegen, und die Kräfte ebenmäßig vertheilen und unterhalten; die Bewegungen erfolgen langsamer, und es entstehen oft Gefühle aufgehaltener Kräfte. Daher

1)

1) Ein mehrentheils **unbehagliches Selbstgefühl**, öftere Anwandlungen von Verdrüßlichkeit und **mürrischer übeln Laune**. Dieses Selbstgefühl und diese Launen machen schon **unfähig zum rechten Genuß angenehmer äußerlicher Eindrücke**; wenn auch den Organen die Geschicklichkeit dazu nicht fehlte, wie doch vielleicht mehrentheils der Fall ist, und bey allzu irdischen dicken Säften seyn muß. Vielleicht verschließt sich diesen angenehmen Eindrücken der Melancholische auch schon, oder sucht die Gelegenheiten dazu nicht auf, aus Mißtrauen und Besorgniß vor allerhand Gefahren. Denn bey einem unbehaglichen Selbstgefühl gewinnen überall die Vorstellungen von Uebeln gar leicht die Oberhand.

2) Desto mehr **Anlage zu genauen tiefen Nachforschungen** bey diesen seltener eintretenden lebhaften äußern Empfindungen und Zerstreuungen, diesen langsamer entstehenden und mit einander sich verbindenden Bewegungen, diesen die Oberherrschaft behauptenden Vorstellungen von dem, wovor man sich in Acht zu nehmen, wogegen man sich zu bewahren hat. Tiefsinnig, nachdenkend seyn, mit einem finstern und halb geöffneten Blick vor sich sehen, ist daher ein am allgemeinsten anerkanntes Merkmal der Melancholie. Und hieraus erhellet, daß der Melancholische allerdings auch sehr starker Leidenschaften fähig seyn müsse, daß sie aber nicht so plötzlich in ihm entstehen, als bey Temperamenten von mehrerer Empfindlichkeit und Reizbarkeit, und daß sie mehrentheils von der unangenehmen Art seyn werden.

3) Besonders ist er **zum Zorn und Haß** sehr aufgelegt. Wer Kräfte in sich fühlt, daher Zutrauen in sich setzt, Achtung für sich hat, und doch nicht vergnügt

und

und zufrieden sich findet, sucht die Ursache seiner Unzufriedenheit am liebsten außer sich, glaubt leicht, daß ihm Unrecht wiederfahren sey. Der Melancholische giebt auch andern zu wenig Anlaß mit ihm zufrieden zu seyn, als daß er ihre Abneigung von ihm nicht oft bemerken sollte. Aber eben dieß scheint ihm bey der guten Meynung, die er von sich hat, Ungerechtigkeit oder Unverstand zu beweisen. Mit übeln Launen und Argwohn angefüllt, verkennt er nun leicht auch das Gute, was man ihm erweisen will, oder wenigstens die unschuldige Absicht, in der man etwas thut. Sein verschlossener, in sich selbst beschäftigter Sinn läßt wenig Sympathien zu; diese können also auch die unbilligen Forderungen seiner Unzufriedenheit nicht mäßigen. Und so ist es nicht leicht möglich, seinen Dank zu verdienen; leicht aber geschieht es, daß man durch zuvorkommende Gefälligkeiten und redliche Bemühungen für sein Bestes, seinen Haß sich zuzieht; weil er entweder, bey seinen Gefühlen, an reine, uneigennützige, bloß aus Sympathie entstandene Gefälligkeit nicht glauben kann; oder sich größere Erwartungen gemacht hatte, als man ihm erfüllte. Er ist überhaupt ein strenger Richter anderer, auch in dem, was ihn nicht betrift; weil er immer leichter Fehler als Vollkommenheiten sieht; und wenig sympathisiret.

4) Langsamer müssen die Entschließungen des Melancholischen seyn; weil er sich leicht etwas Schlimmes denkt, und langsamer auch die Ideen in ihm sich mit einander verbinden und lebhaft werden. Aber er ist nicht nur anhaltend und ausdaurend in seinen Unternehmungen, eben deswegen weil seine Kräfte nicht so leicht neuen Reizen weichen, und die langsamer abwechselnden Vorstellun-

Vorstellungen beym genauen Nachdenken tiefer sich eindrücken; sondern er ist auch, wenn er einmal bis zur Leidenschaft aufgebracht ist, der kühnsten, äußersten Entschließungen fähig; um so mehr, je mehr, bey seiner Unzufriedenheit und Gleichgültigkeit gegen das, was anderer Glück ausmacht, er sich vorstellen kann, wenig aufs Spiel zu setzen.

5) Insbesondere kann der **Melancholische** in der Rachbegierde sehr weit gehn; ob er gleich gewöhnlich sich damit nicht übereilt. Er kann seinen Zorn lange in sich verschließen; aber schwerlich kann er Beleidigungen ganz verzeihen, weil es ihm zu schwer wird, sie zu vergessen, oder von angenehmen Vorstellungen sich einnehmen zu lassen.

6) Es ist leicht zu begreifen, wie es so weit mit diesem Temperamente kommen könne, daß Feindschaft gegen das ganze menschliche Geschlecht, Haß gegen die ganze Welt und die über sie waltende Vorsehung daher entstehen. Und wenn es beym Melancholischen so weit kömmt, daß er die Ursachen seiner Unzufriedenheit und der Hindernisse, die seinen Absichten widerstehen, in den höhern Verhängnissen suchet; so ist er nicht so geneigt, durch abergläubische Bemühungen die Gottheit zu versöhnen, als sie zu verleugnen oder zu verlästern. Denn er ist mehr stolz als furchtsam.

§. 144.

Vom hypochondrischen Temperament.

Der **Hypochondrist** hat nicht immer ein unangenehmes Körpergefühl. Wenn sich die Kräfte bey ihm gesammlet haben: so fühlt er sich leicht und wohl; ja er

ist, bey seiner großen Empfindlichkeit, mancher angenehmen Eindrücke und Vergnügungen fähig, die andern nicht zu Theil werden. Aber seine Kräfte können leicht erschöpft, oder durch die übermäßige Reizbarkeit in Unordnung gebracht werden. Sein körperliches Befinden ist sehr veränderlich. Und daher

1) ist es auch sein Gemüthszustand. Und er leidet bey unangenehmen Eindrücken um so mehr, da er nicht nur sehr empfindlich, sondern auch mit angenehmen Empfindungen sehr gut bekannt ist. Bey der Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen macht ihn das Gefühl seiner Schwäche um so mehr traurig und niedergeschlagen, je besser er einsieht, wie vieles er unterlassen, wie weit er hinter andern zurückbleiben muß; um dieser Schwäche, um dieser bloß körperlichen Schwäche willen. Auch durch die schnelle Anhäufung der Vorstellungen von allen möglichen, wenn auch noch so wenig wahrscheinlichen Folgen, die aus einem Uebel, einer Unvollkommenheit, deren er sich bewußt ist, entstehen können, oder die Vermuthung eines schlimmern Grundes und Ursprungs derselben, als sie wirklich hat, vergrößert ihm seine lebhafte Imagination sein Leiden insgemein. Wenn seine Einsichten ihn nicht vor abergläubischen Vorstellungen bewahren; so können diese ihm besonders vielen Schaden verursachen.

2) Veränderlich ist sein Gemüthszustand, besonders wegen des starken Einflusses äußerlicher, so wol physischer als moralischer Ursachen. Jenen, der Witterung hauptsächlich, und den Nahrungssäften, kann sein schwacher und empfindlicher Körper nicht genugsam widerstehn. Und bey seiner Schwäche kann er sich auch

nicht

nicht leicht für unabhängig und stark genug halten, um den von moralischen Ursachen ihm zugefügten oder drohenden Uebeln auszuweichen oder Widerstand zu thun.

3) Im Zustande unangenehmer Empfindungen ist er überhaupt mehr zur Traurigkeit als zum Zorn gestimmt; oder die Furcht hält diesem doch eher das Gleichgewicht, als bey einem Melancholischen. Unterdessen ist seine Empfindlichkeit so groß, daß Beleidigungen, besonders in den Stunden, wo das Gefühl der Schwäche ihn nicht ganz niederdrückt, ihn sehr aufbringen, und zu den äußersten Entschließungen reizen können. Doch bleibt es insgemein beym Vorsatze; es entstehen leicht andere Vorstellungen, die ihn davon abbringen. Gewöhnlich läßt er daher seinen Zorn in harten Worten und Vorwürfen aus; und wortreich übertreibt er das Unrecht, das er erlitten zu haben glaubt. Worte sind die natürlichsten Waffen des empfindlichen Schwachen. Worte können freylich auch tödtlicher verwunden, als Gift und Dolche, und können also auch die Waffen der heimtückischten Bosheit seyn. Doch sind sie nicht leicht die Waffen des groß und frey sich fühlenden Starken, und auch nicht die Waffen der bloßen körperlichen Stärke. Wenn der Starke sich auch bisweilen zu hart ausdrückt; so ist es doch nicht in der Absicht, damit zu schaden. Er gebraucht entweder nur starke Ausdrücke, weil er stark fühlt; oder er mäßigt sich im Ausdrucke nicht, weil bey seiner Stärke ihm nicht begreiflich ist, wie bloße Worte, Vorwürfe oder Drohungen so wehe thun können. Doch läßt es der gereizte Schwache auch nicht immer bey Worten bewenden. Wenn er aber kräftigere Vorkehrungen für nöthig hält; so wird er sich lieber der List, als der

offenbaren Gewalt bedienen. Nicht leicht wird er seiner Ueberlegenheit sich bedienen, und in der Rache bis zur zwecklosen Grausamkeit ausschweifen. Sympathie und Furchtsamkeit halten ihn zu leicht davon ab *).

4) Denn zur starken und allgemeinen Sympathie enthält dieß Temperament besonders viele Anlagen. Der Hypochondrist ist durch seine eigene abwechselnde Dispositionen und Empfindungen mit den verschiedensten Gemüthsbewegungen bekannt; und kann sich also auch vorstellen, was in andern vorgeht. Seine Reizbarkeit macht, daß diese, bey den Aeußerungen ihrer Gemüthsbewegungen, leicht auf ihn Eindruck machen, und ähnliche Empfindungen in ihm erwecken. Dazu kömmt noch, daß er auch, vermöge seiner Furchtsamkeit, gewohnt ist, aufmerksam auf andere zu seyn. Alles Hauptgründe der Sympathie. (§. 18. 19.) Unterdessen finden sich beym Hypochondristen auch Eigenschaften, die in manchen Fällen derselben sich widersetzen. Im Gefühl seiner Schwäche glaubt er mit sich selbst genug zu thun zu haben, fürchtet sich vor Anlässen, die in neue Schmerzen, oder Geschäfte und Sorgen ihn verwickeln könnten, flieht also vor den Gegenständen, die sein Mitleiden reizen, gewissermaßen aus allzugroßer Empfindlichkeit. Oder er ist

*) Unterdessen mag *Barclay's* Bemerkung auch in manchen Fällen ihre Bestätigung finden. Cum autem impune licet, effusi in crudelitatem; sive, quo audaciam simulent, sive foeda et angusta natura in vindictam imminente, denique futurum timorem occupantes, subrutis, quos metuere inposterum possunt. Benigni tumem, vultus sunt, et ab innata ferocia dissidentis.

ist in einem solchen Fall auch wohl geneigt, sich gegen diese Reize zu verhärten, und seine Gleichgültigkeit und Undienstfertigkeit zu rechtfertigen durch die Vorstellungen, daß andere selbst an ihren Leiden schuldig seyn; oder daß sie noch lange nicht so groß seyn, als die Beschwerlichkeiten, die er ausstehet. So sind ihm auch die Freuden anderer, wenn er in seiner trübsinnigen Laune ist, leicht anstößig, allzu lebhaft und ausgelassen. Es ist ihm alsdenn nichts so ganz recht; die Fliege an der Wand irrt ihn, wie das Sprüchwort sagt, und er mag am liebsten allein seyn.

5) Wenn der Hypochondrist nicht scharfsichtig genug ist, um die Ursache seiner Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit in seiner Schwächlichkeit zu suchen; wenn er durchaus Freuden genießen will, wie er sie aus seinen guten Stunden kennt; so kann er auf gewaltsame, für seinen Zustand, seine Körper- und Gemüthsbeschaffenheiten gar nicht passende, sie nur verschlimmernde Mittel verfallen, um diese angenehmen Empfindungen, nach denen er schmachtet, sich zu verschaffen. Er ist unmäßig im Essen, was er gerade am wenigsten seyn sollte; ißt zu viel, weil ihm nichts schmeckt, in der Hoffnung, das rechte noch zu finden, was ihm anständig seyn müsse. Oder als Gelehrter läßt er von anstrengenden Beschäftigungen, die ihn schon zu sehr erschöpft haben, und deswegen eben nicht von Statten gehn, nicht ab; in der Meynung, es noch erzwingen, und endlich mit seiner Arbeit zufrieden werden zu können. Man begreift auch, wie seine lebhafte Imagination und die große Reizbarkeit seines Körpers beysammen in Ansehung sinnlicher Vergnügungen, unter solchen Umständen ihm höchst gefähr-

lich werden können. Ausschweifend kann in der Freude der Hypochondrist auch darum wohl vor andern werden; weil die Erweckungen zur Freude ihm seltener entstehn, er also nicht so daran gewöhnt, oder auch recht sie zu benutzen um so begieriger ist. (§. 37.)

6) Die Stunden der Aengstlichkeit und des Nachdenkens kommen zu oft bey ihm, als daß er nicht Grundsätze sich zu machen, Vortheile abzuwägen und auf künftige Erfolge vorauszusehen, sich frühe anschicken sollte. Aber er ist schwach und reizbar. So leicht es ist, durch nachdrückliche Vorstellungen ihn zu rühren, und gute Vorsätze zu erzeugen: so schwer hält es, tiefe, dauerhafte Eindrücke dadurch hervorzubringen, die seinen lebhaften Aufwallungen der Lust oder Unlust Einhalt thun, und vor Uebereilungen ihn bewahren.

7) Wie demnach Grundsätze endlich eine gewisse Festigkeit in seinen Charakter bringen können; also kann er standhaft und ausdauernd bey seinen Unternehmungen auch dadurch werden, daß er eine Arbeit, die ihm schwerer als andern wird, nicht vergeblich, und also nicht zur Hälfte gethan haben mag, wo sie zu nichts hilft.

8) Ueberhaupt ist dem empfindlichen Schwachen nicht leicht etwas eine Kleinigkeit; oder auch Kleinigkeiten sind ihm schon etwas werth. Auf kleine Hindernisse, kleine Hülfen, kleine Gefälligkeiten ist er schon aufmerksam. Hierinn, wie auch in der Sympathie und Furchtsamkeit, sind starke Antriebe enthalten, zur Höflichkeit und Feinheit der Sitten. Wenn auch Verstellung nicht schon einigermaßen hiezu gehörte: so würde sie doch zu den Eigenschaften gehören, die jene Grundbeschaffenheiten leicht hervorbringen. Daß er sie zu

bösen

bösen Absichten gebrauchen sollte, zum Angriffe, nicht nur zur Vertheidigung, ist nicht leicht zu vermuthen, da Sympathie und Furchtsamkeit ihn so sehr zur Friedfertigkeit und Sanftmuth stimmen müssen *).

§. 145.

Vom böotischen Temperamente.

Je geringer die Empfindlichkeit, desto einfacher ist der Charakter. Die Eigenschaften des plumpen, vierschrötigen, böotischen Temperamentes, welches bey sehr weniger Empfindlichkeit sehr viele Stärke hat, lassen sich also leicht ausfinden.

1) Nicht leicht gerathen Menschen dieser Art in Affecten; aber ungestüm wirkt ihr Affect um sich, wenn er ausbricht. Thierische Bedürfnisse, oder körperliche Beleidigungen sind fast allein nur im Stande, ihn zu reizen. Feinere Reize können die schwere Masse nicht in Bewegung setzen.

2) Und dann wollen sie alles mit Gewalt ausrichten, auch wo durch Gewaltthätigkeiten gar nicht, oder nur unvollkommen, der Zweck sich erreichen läßt. Dumdreist und hartnäckig gehn sie gerade darauf los, und weichen nicht aus, wenn es auch nur um einen Schritt wäre. Durch andere in Bewegung gesetzt, gehn sie leicht zu weit; schla-

*) Qui vero suum ingenium ad formidinem factum hac iusta et salubri arte regere possunt; ii plerumque mitissima humanitate adornantur, blanda simplicique pietate verecundi, neminem laedere gratuitis iniuriis sustinent; etiam in vilissimis hominibus, aut ultima egestate damnatis ipsam animorum et mortalitatis communionem venerantur. *Barclay.*

gen zu Boden, wo sie nur erschüttern sollten. Nie oder selten hält sympathetische Schonung und Rücksicht auf andere sie zurück. Sie haben von Natur wenig Anlagen dazu; und Furcht oder irgend ein feineres Interesse treibt sie nicht leicht an, durch Uebung solche zu erhöhen.

3) Ihr Kraftgefühl treibt sie auch wohl zu vorsetzlichen, muthwilligen Beleidigungen an; da bey ihrer eingeschrenkten Empfindlichkeit es ihnen an schicklichern Gegenständen und Gelegenheiten fehlet, ihre Kräfte auszulassen und zu zeigen *).

§. 146.

Vom phlegmatischen Temperamente.

Wenige Kraft und wenige Empfindlichkeit beysammen bildet die gleichgültigste Art von Menschen. Es ist ihnen alles gleich, was ihre Ruhe und den Genuß der wenigen einförmigen Vergnügungen, die sie kennen, nicht unterbricht. Und es muß ihnen schon sehr nahe kommen, ehe es dieses thut.

Das ist nun aber auch die größte Ungerechtigkeit nach ihren Begriffen, einen Menschen nicht in Ruhe lassen. Und dieß ist vielleicht auch der einzige Fall, wo sie für sich selbst aufgebracht werden, oder mit andern sympathisiren.

Beym

*) Plutarch schildert diesen Charakter in denjenigen Menschen, die Herkules und Theseus bezwangen, oder aus der Wildniß herausrissen. „Schaamhaftigkeit, glaubten sie, Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenliebe, lobten nur diejenigen, die nicht Muth hätten, andere anzugreifen, und vor Gewalt sich fürchteten. Dem Starken, der zwingen könne, sey an allem dem nichts gelegen.“ Im Theseus Kap. VI.

Beym äußersten Grade dieser Schwäche und Reizlosigkeit ist auch nicht einmal Empfindlichkeit genug vorhanden, um das Bedürfniß der langen Weile zu fühlen. Etwas lebhaftere Phlegmatiker aber lieben solche Zeitvertreibe, die die Sinne oder Einbildungskraft belustigen, ohne viel Nachdenken zu erfordern; Mordgeschichten und Possenspiele.

Aus Liebe zur Ruhe und Abscheu gegen das Nachdenken sind sie Feinde von allen Neuerungen, und oft bis zum Eigensinne unbeweglich bey dem, was sie einmal sich in den Kopf gesetzt haben.

Eine gute Meynung haben diese Leute allerdings von sich; denn sie bemerken nicht, was ihnen fehlet, und sie halten sich für rechtschaffen, weil sie niemanden etwas in den Weg legen, keine boshafte Anschläge wider andere hegen.

Wenn sie etwa durch unnatürliche Reize, hitzige Getränke oder andere solche Ursachen, lebhaft lustig werden; so gerathen sie leicht in possirliche Ausschweifungen, und werden auch wohl beleidigend, um herzhaft zu scheinen; weil sie nicht gelernt haben, auf eine vernünftige Weise ihre Kräfte anzuwenden.

§. 147.

Regeln der Vorsicht bey der Anwendung der bisherigen Bemerkungen. Weitere Entwickelung einiger derselben.

Es ist aus vorhergehenden Bemerkungen zur Genüge abzusehen, wie viel daran fehle, daß die bisherigen Erörterungen alle aus dem Körper entspringende Gemüthseigenschaften erklärten. Auch nicht einmal alle auf die angenommenen Begriffe sich beziehende Temperaments-

einflüsse sind dadurch genau bezeichnet. Denn es ist dabey nur auf einander ganz entgegengesetzte, oder weit von einander abstehende Temperamentsbeschaffenheiten gesehen worden; und auf solche, bey welchen doch gar viele Grade Statt finden. Und auf den Grad kömmt es hier sehr an. So wie Lebhaftigkeit der Einbildungskraft bey einem angemessenen Grade Genie, beym Uebermaaße Narrheit verursacht: so kann reges Kraftgefühl Munterkeit und Freundlichkeit, oder Trotz und Wildheit, jedes in sehr verschiedenen Graden, und auch in einer gewissen Mischung unter einander verursachen.

Hieraus ergeben sich leicht die Begriffe von den so genannten gemischten oder mittlern Temperamenten. So kann z. B. das hypochondrische Temperament, bey einiger mehrern Kraft, dem cholerischen, und wenn das unangenehme Körpergefühl fortdauernd wird, dem melancholischen nahe kommen *). Eben so lassen sich zwischen dem sanguinischen und bötischen Temperamente leicht mehrere mittlere, diese beyde mit einander verbindende Temperamente gedenken.

Also darf man auch nicht alle hier aus den festgesetzten Begriffen gefolgerte Eigenschaften in den einzelnen Fällen immer beysammen erwarten. Denn außerdem, daß durch andere Ursachen einige Temperamentseinflüsse gehoben oder verhindert werden können; kommt es ja nur auf einige Grade der Stärke oder Empfindlichkeit an, um einen Theil der Temperamentseigenschaften abzuändern. Nicht zu gedenken, daß sich mit dem Körper Verändern-

*) Oder ein hypochondrischer Mann kann, gegen eine hysterische Frau gehalten, cholerisch scheinen.

änderungen in einigen Stücken, oft für beständig, oft auch nur auf kurze Zeit, ereignen können. So kann der Sanguineus durch übermäßige Vollblütigkeit zur Melancholie gestimmt werden *).

Endlich aber muß man sich auch hiebey hüten, aus einigen Eigenschaften sofort aufs ganze Temperament, und den ganzen davon abhängigen Gemüthscharakter zu schließen. Denn es haben nicht nur in ihren physischen Grundbeschaffenheiten verschiedene Temperamente einiges gemein; sondern sie können auch in den entfernten Folgen, in den bey gewissen Verbindungen entstehenden Neigungen, einander noch mehr ähnlich werden; obgleich bey der genauern Beleuchtung sie sich auch da verschieden zeigen. Dieß nun auch noch mehr ins Licht zu setzen: können sie mit einander verglichen werden:

1) In Absicht auf Freundschaft. Da läßt sich annehmen, daß der Cholerische geneigt sey, seine Freundschaft als Herablassung und Wohlthat anzusehen, um die man sich bewerben, und die man mit aller Vorsicht behandeln müsse, nicht als ein wechselseitiges Bedürfniß, und ein Verhältniß, das einen dem andern gleich macht; es läßt sich vermuthen, daß seine Freundschaften nicht bloß nach Sympathien, sondern oft nach Absichten sich bestimmen; er strebt zu sehr nach Vorzug und Herrschaft, um mit denen von völlig gleichem Temperamente gut fortzukommen. Der leichtmüthige Sanguineus giebt und

em

*) Von den Veränderungen, die mit den Stufen des Alters in den Temperamenten sich ereignen, wird in dem besondern Hauptstücke von den Einflüssen des Alters gehandelt werden.

empfängt diese Wohlthat ohne weitere Absicht, als die des Genusses; verschwendet sie nicht selten, und findet sich daher auch bisweilen in seiner Erwartung betrogen. Der Hypochondrist verbittert sich den Genuß der Freundschaft, deren Hülfe er so sehr bedarf, durch die Vorstellung sie nicht zu verdienen, dem Freunde mehr Last als Lust zu verursachen, auch durch vergrößernde Vorstellungen von den bemerkten Fehlern und Vergehungen des andern, oder, melancholischer noch, durch Zweifel an der Redlichkeit und Beständigkeit der Freunde, durch allgemeines Mißtrauen gegen die Menschen überhaupt. Der Plumpe, Grobmüthige giebt sich wenig Mühe, einen Freund zu finden; und kleine Unhöflichkeiten, auch wenn sie nicht die kleinsten wären, muß sein Freund ihm nicht übel nehmen. Er vertauscht aber auch seinen Freund nicht leicht. Und im Nothfalle steht er ihm getreulich bey; zumal wenn es nur aufs Zuschlagen oder Lasttragen ankömmt. Der Trägmüthige schätzt einen guten Freund, wenn er mit ihm vorlieb nimmt, sein vorräthiges Vergnügen oder seine lange Weile ehrlich mit ihm theilt, und ihn nicht mit hohen Empfindnissen zusetzt, die er nicht versteht oder nicht erwiedern kann.

2) In Absicht auf Ehre möchte wohl der Cholerische seinen Trieben am wenigsten enge Grenzen setzen, nicht leicht gegen eine Art von Beyfall und Ehrenbezeigungen gleichgültig seyn, und die Achtung, die man ihm beweiset, vielmehr als eine Schuldigkeit, als einen Tribut, der seinen Vollkommenheiten und Verdiensten gebührt, denn als eine freywillige Höflichkeit betrachten. Die Stärke seiner Eigenliebe, oder des Gefühls von seinem Werth kann machen, daß er in die Ehrenbezeigungen

gen anderer weniger Mißtrauen setzt, als er wohl thun dürfte. Der Melancholische ist auch gegen Ehrenbezeigungen und Hochachtungsversicherungen mißtrauisch. Ob er sich gleich derselben nicht unwürdig hält: so hält er doch andere nicht leicht für gut oder verständig genug, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er ist daher geneigter, über verkannte Verdienste zu klagen, als über anerkannte sich zu freuen; geneigter, andere um ihrer Fehler willen zu verachten, als ihre Hochachtung zu suchen. Der Sanguineus wirbt liebkosend oder doch mit Gefälligkeit um anderer Achtung; und ist mit freundschaftlicher Achtung, oder fröliger, zwangloser Bewunderung und Ehrerbietigkeit zufrieden. Bey hypochondrischer, empfindlicher Schwäche findet sich überhaupt sehr viel Grund zur Erweckung des Triebs nach Ehre; nach der Verschiedenheit der dabey Statt findenden Fälle können aber dessen Richtungen und Aeußerungen erhebliche Verschiedenheiten bekommen. Ueberhaupt muß das Gefühl der Schwäche, wenn es dabey sonst nicht an mannichfaltiger Empfindlichkeit fehlet, den Trieb nach Achtung und Beyfall befördern; indem die Vorstellung, sich selbst genug zu seyn, dabey weniger Statt findet. Und wenn der Schwache durch sein Unvermögen gehindert ist, diejenigen Vollkommenheiten und Verdienste sich zu erwerben, wozu Kräfte, die ihm fehlen, oder anhaltende Thätigkeit erfordert werden: so ist es natürlich, daß er nach denjenigen desto eifriger strebt, die ihm erreichbar sind. Dabey kann er denn nun leicht, vermöge des gemeinen Einflusses der Eigenliebe, in Versuchung gerathen, eben diese Vollkommenheiten, wenn es auch nur Geschicklichkeiten in Kleinigkeiten oder Nebendingen sind, für wichtiger

tiger zu halten, als sie sind. Oder aus Besorgniß, um seiner Schwächen und Gebrechen willen für unvollkommner noch, als er wirklich ist, gehalten zu werden, verfällt er in den Fehler, seine Vollkommenheiten allzu sorgfältig bemerklich zu machen, sie zu zeigen, wo auch nicht der Ort dazu ist, gern von sich zu sprechen, und um Beyfall zu buhlen. Der empfindliche Schwache ist zur Eitelkeit, wie der Starke zum Stolze geneigt. Aengstliche Besorgniß für sein eigenes Ansehn und seinen Ruhm, macht auch leicht eifersüchtig auf den Ruhm anderer; kann so gar neidisch machen, geneigt, ihre Verdienste zu verkleinern, und ihren Ruhm zu untergraben. Menschen, die immer gern allein glänzen und bewundert seyn mögen; denen es so herzlich schwer wird, andern ausdrücklich oder stillschweigend erhebliche Vorzüge einzugestehen, gehören wohl nie weder zu den recht starken, noch zu den ganz schwachen; von was für einer Art und in welchem Verhältnisse auch ihre Kraft und ihr Unvermögen gegen einander seyn mögen. Es versteht sich, daß es nur auf einige richtige Begriffe ankömmt, um der Ehrbegierde des empfindlichen Schwachen die angemessene Bescheidenheit zuzugesellen. Und natürlicher Weise muß es ihr überhaupt mehr auf liebevolle, als auf ehrfurchtsvolle Achtung ankommen. (§. 57.)

Bey einem starken Gefühl von Kraft und kleinem gleichmäßigen Grade seiner Gefühle und Einsichten, beym böotischen oder halbböotischen Temperamente also, entsteht am leichtesten die Begierde, durch abentheuerliche Unternehmungen, monstreuse Kunstwerke, oder durch abstechende Sitten und paradoxe Meynungen sich zu unter-

terscheiden *). Denn es gehört Kraft dazu, um dergleichen zu wagen, aber auch Mangel an feinen Gefühlen, um ohne Vortheil für die letzten wesentlichen Zwecke, andern zu mißfallen, oder sie zu beunruhigen, um lieber auf Abwegen herumzutaumeln, als gerade Wege zu bahnen, oder auf den gebahnten andern ein vorleuchtendes Beyspiel zu seyn.

3) Nach äußerlichen Gütern kann der empfindliche Starke streben, um auch von der Seite nicht geringer zu scheinen, als andere; oder um nicht von ihnen ab-

*) Diese letzte Begierde, welche in unserm Zeitalter sich so vielfältig offenbaret, verdient hier noch wohl eine besondere Anmerkung. Sie wird im schriftstellerischen Felde durch die Eitelkeit der Bücherrichter noch mehr befördert. Diesen dünkt es so schön, sagen zu können: „Neues haben wir in dem Buche nichts gefunden;" es scheint ihnen so viel sicherer, als durch das gegenseitige Urtheil sich in Gefahr zu setzen, einiger Unbelesenheit überführt zu werden, daß sie sich oft kein Bedenken darüber machen, jenes Urtheil auszusprechen, bey Werken, die gleich die größte Vermuthung für sich haben, daß Neues darinnen seyn müsse; und die für den so urtheilenden Richter oft sehr viel Neues enthalten. Es ist freylich auch schwerer, erfordert mehr Gelehrsamkeit und Scharfsinn, die stätige Erweiterung, Ausbildung, und, vielleicht mit gutem Vorbedacht, fein gehaltene Reinigung vorräthiger Kenntnisse genau wahrzunehmen, und zu würdigen, als ein auffallendes Paradoron zu bemerken. Wer Wahrheit kennt und schätzt, oder nur einiges feinere Gefühl für bleibende Ehre hat, läßt sich durch diesen Leichtsinn eitler Kunstrichter von seinem festen, geraden Gange nicht abbringen. Aber eben so eitle, leichtsinnige, oder grobfühlende Schriftsteller werden dadurch bewogen, Realität dem Schimmer, Wahrheit kühnern Behauptungen aufzuopfern.

abhängen zu dürfen. Aus Gefälligkeit für andere giebt er sie nicht leicht hin; weil er nicht leicht Ursache zu haben glaubt, gegen andere gefällig zu seyn. Aber seinen eigenen Neigungen und Absichten opfert er sie auch bis zur Verschwendung auf; weil er sich es zutraut, selbige immer wieder erwerben zu können. Der Sanguinische braucht sie, wenn er sie hat, und wünscht sie, wenn sie ihm fehlen; ohne mit vieler Mühe anhaltend darnach zu streben. Der Hypochondrist ist, wie seine Launen wechseln, bald verschwenderisch, bald sparsam. Der Melancholische kann, bey vieler Stärke und vielen Hindernissen seiner Kraft, bisweilen sie verachten, wie alles in der Welt; bisweilen sie für Absichten anhäufen, ohne daß seine Unzufriedenheit ihn je zum frohen Genusse derselben kommen lässet. Wenn sein verfinsterter Geist ihm nicht die ordentlichen Wege sehen lässet, durch Verdienste solche zu erwerben, oder diese bey seinen innern Gebrechen ihm zu beschwerlich sind: so sucht er sie auch wohl auf den unnatürlichen Wegen geheimer Künste oder schwarzer Verbrechen.

4) Hülfe bey andern zu suchen, Gefälligkeiten zu erbitten, ist der Cholerische ungeneigt aus Stolz; er entbehrt lieber, als daß er bittet, und vielleicht wagt, eine abschlägliche Antwort zu erhalten. Der Melancholische ist es gleichfalls aus Mißtrauen gegen den guten Willen anderer; der Plumpe aus Unempfindlichkeit und Unverstand. Hingegen entschließt sich leicht dazu der Sanguinische, theils weil er gegen Reize empfindlich ist, den Aussichten zum Vergnügen gern nachgeht; theils, weil er, andere nach sich beurtheilend, an ihrer Neigung, er sich gefällig

fällig gegen ihn zu beweisen, nicht so leicht zweifelt. Auch ist er insgemein glücklich, oder vielmehr, kraft seines einnehmenden Wesens, geschickt genug, seinen Bitten Eingang zu verschaffen. Der Hypochondrist muß sich zwar auch oft dazu entschließen; und thut es insgemein auf eine feinere, weniger offene Art, als der Sanguineus. Aber er ist sehr aufmerksam auf die Weise, wie man seine Bitte aufnimmt; und sehr empfindlich gegen eine weniger verbindliche Art ihm zu willfahren. Es ist ihm nicht genug, daß man seine Wünsche erfüllt; sondern es kömmt bey ihm sehr darauf an, wie man es thut.

5) Ordnung schätzt der Choleriſche, ohne vor Unordnung sich zu fürchten; aus dieser Furcht hält der Hypochondrist mit ängstlicher Genauigkeit darauf; der Sanguinische vernachlässigt sie aus Gemächlichkeit und Leichtsinn, ohne sie zu verachten. Der Plumpe hat wenig Gefühl dafür. Der Phlegmatische mag wohl leiden, daß andere gute Ordnung um ihn herum veranstalten. Der Melancholische stiftet Unordnung, um zu sehen, ob es so nicht besser mit ihm wird; oder weil es ihm verdrießt, daß es andern in der Ordnung so wohl ist.

§. 148.

Einflüsse der Diät auf das Temperament und die Neigungen.

Daß die Nahrungsart einen solchen Einfluß auf die Kräfte und Bewegungen im Körper habe, vermöge dessen sie auch erhebliche Veränderungen in dem Gemüthe nach sich ziehen müsse; kann niemand bezweifeln, der entweder von der Sache selbst deutliche Begriffe hat, oder nur auf die Erfahrung ein wenig aufmerksam ist.

Wie schnelle und gewaltige Veränderungen hitzige Getränke in den Gemüthern der mehresten Menschen hervorbringen; daß sie ruhige oder träge Gemüther ermuntern, und solche, die ohne diese schon lebhaft sind, entflammen, ist gemein bekannt. Noch stärker zeigen sich die mächtigen Einflüsse solcher körperlicher Dinge auf die Seele in den Wirkungen einiger Gifte. Davon sagen uns die Aerzte *), daß sie eine so ausschweifende Lebhaftigkeit der Einbildungskraft erregen können, daß die angenehmen und unangenehmen Leidenschaften unaufhörlich abwechseln, daß derselbe Mensch in einer Minute lacht und weint, beydes ohne einen äußerlichen reellen Grund. Sie können auch die Einbildungskraft und den Körper mit Reizen des Geschlechtstriebes bis zur zügellosesten Unverschämtheit, bis zur Wuth erfüllen.

Die Natur der Sache macht es aber auch bald begreiflich, daß nicht nur vorübergehende, sondern auch dauerhafte Einwirkungen aufs Gemüth von den Nahrungsmitteln herkommen müssen. Denn sie ersetzen die Kräfte des Körpers, reichlich oder mangelhaft. Sie bestimmen nicht nur die Flüssigkeit des Geblütes, sondern bringen auch mehr oder weniger Trieb und Reize der Bewegung in dasselbe, mittelst der Wärme und der salsigten Theile. Und obgleich gewiß ist, daß es bey der Absonderung und Zubereitung des Nahrungssaftes aus den Speisen auf die Kräfte und Bildung der Werkzeuge und die Beschaffenheit der sich beymischenden Säfte des Körpers, der die Nahrungsmittel zu sich nimmt, sehr an-

*) S. Zückert von den Leidenschaften §. 59. Gmelin, allg. Geschichte der Pflanzengifte S. 211. f. 226. ff. S. 469 f. u. a. O.

ankomme: so kann doch nicht bezweifelt werden, daß die Beschaffenheit des Körpers nach den Eigenschaften der Nahrungsmittel immer in vielen Stücken sich werde richten müssen. Wenn denn auch ferner im Gemüthe selbst die durch den Nahrungssaft im Körper erzeugten Kräfte und Reize nicht allemal gleiche Folgen nach sich ziehen: so findet sich doch überhaupt hier eine von den mehrern in manchen Fällen entscheidend wirkenden Ursachen der Neigungen.

Man kann dieß nicht nachdrücklicher ausführen, als es Tissot gethan hat. Und da sein Zeugniß auch hier von dem größten Ansehn und Gewichte seyn muß: so wird es nicht überflüssig seyn, dasselbe einzurücken. „Ein starker von Arbeiten und hitzigen Getränken ausgetrockneter Mann weiß nichts von Nervenkrankheiten; weder bey moralischen, noch bey physischen Reizen empfindet er etwas dergleichen. Aber derselbe Mann bekömmt ein Entzündungsfieber; man läßt ihm Blut ab, läßt ihn warme Bäder gebrauchen, nichts als Mandelmilch, Graupenabguß, Hünerbrühe und leichte Mehlspeisen genießen; dabey fleißig Klistiere, und andere innerlich und äußerlich erweichende Mittel. Und nach wenigen Wochen wird der Körper dieses Mannes weichlich und sein Blut wässerigt seyn; seine Nerven, vorher wie trocknes Parchement, ißt wie eingeweichtes. Und dieser kraftvolle, starke, feste Mann, den nichts rühren konnte, wird eine hysterische Frau. Starke Gerüche, unerwartete Ereignisse, unangenehme und angenehme Nachrichten, ein wenig zu scharfe Speisen oder kleine Ueberladungen verursachen ihm alle hysterische Zufälle, Zittern und Herzklopfen, Furcht, Aengstlich-

keit, Schreckhaftigkeit, Ohnmachten" *). Und an einem andern Orte **) schreibt er. „Ich habe viele Personen gekannt, welche eine kleine Ausschweifung in hitzigen Getränken am folgenden Tage in einen Zustand von Schwäche, Kleinmüthigkeit, Verzweiselung und Weinen, gleich einem hysterischen Weibe versetzte. Ich kenne einen Handwerksmann, der sich alsdenn für einen Mörder hält, den man verfolge, und sich zu retten, aus dem Fenster entspringen will."

Daß es, ausnahmsweise, Körper von so unerschütterlicher Constitution gebe, daß die größten Ausschweifungen bey ihnen, wenigstens in den ersten Jahren, keine merkliche Folgen haben, weder in der Gesundheit, noch in den Seelenkräften; bemerkt eben derselbe mit mehrern andern Aerzten. Aber es sind immer nur Ausnahmen.

Selbst durch die Unmäßigkeit der Mütter oder der Ammen im Gebrauch hitziger Getränke entstehen, nach der Erfahrung dieses großen Arztes, oft schwer wieder auszurottende Anlagen zu heftigen Leidenschaften ***).

Auch

*) Traité des Nerfs tom. I. und tom. II. pr. part. pag. 19.

**) tom. II. pr. part. p. 50 f. vergl. p. 233. 237.

***) On voit souvent des enfans d'une violence et d'un emportement, qui etonne, et qui effraye dans un age si peu avancé; et l'on a souvent trouvé, que les meres ou les nourrices avoient fait un excès de vin, auquel on devoit rapporter ce malheureux vice des enfans. J'en ai vû un, qui à l'age de quatre ans etoit furieux, au moins quatre ou cinq fois par jour et toujours agité. L'usage du petit lait, des fruits fon-

Auch versichert dieser vortrefliche Mann, jemanden gekannt zu haben, der bis in sein 22stes Jahr dem Zorn sehr ergeben gewesen war; durch eine Ausschweifung desselben aber einmal sehr beschämt, den Entschluß gefaßt hatte, seine Diät zu verändern, und nur von Milch, Mehlspeisen, Früchten und Wasser sich zu nähren; welches den gewünschten Erfolg auf das vollkommenste bewirkt habe. Tissot sah ihn in seinem hohen Alter sehr munter, sanftmüthig und gesund *).

Aus dem Bemerkten ist klar, daß es auf Qualität und Quantität der Nahrungsmittel ankomme; aber auf letztere freylich allemal am meisten. Sehr verschieden, wohlthätig und nachtheilig für den Seelenzustand sind die Einflüsse hitziger Getränke, hauptsächlich im Verhältniß zur Mäßigkeit oder Unmäßigkeit ihres Gebrauchs.

Und so muß denn zuförderst auch das Urtheil über die sittlichen Folgen des Fleischessens von einer solchen Nahrungsart verstanden werden, bey welcher die Speisen aus dem Thierreiche den beträchtlichsten Theil ausmachen.

Wenn man auch diejenigen Betrachtungen bey Seite setzet, die von der das Gemüth allmälig verhärtenden Gewohnheit die Thiere zu tödten, um entbehrliche Leckerbissen sich zu bereiten, die Gegner des Fleischessens her-

fondans — le changerent au point, non pas d'en faire l'enfant le plus souple, mais de faire disparoitre toutes ses violences — Independamment du changement moral, il en arriva un physique très frappant; c'est que sa peau, toujours rude auparavant, devint extremement souple, et est restée telle. tom. II. part. II. p. 242 f.

*) Tom. II. part. II. p. 275.

herleiten: so findet sich noch immer Grund zur Behauptung, daß die Nahrungsart Folgen fürs Gemüth haben könne. Denn daß sie mehr Stärke, und in das Geblüt mehr Wärme und Reize bringe, also das cholerische Temperament befördere; ist durch die Natur der Sache, und durch die Beobachtung außer Zweifel gesetzt *).

Auch der Schlaf verdient unter denjenigen Stücken aus der Pflege des Körpers, die für die Seele wichtig werden können, eine besondere Anzeige. Uebermaaß im Schlaf schwächt das Gedächtniß, macht unempfindlich und träge, erzeugt das phlegmatische Temperament **). Allzu vieles Wachen erhitzt das beym Wachen schneller umlaufende Geblüt, schwächt die Nerven, verursacht Zittern und Schreckhaftigkeit. Und nach der Bemerkung eines sehr scharfsinnigen Geschichtsforschers geschieht es eben auch mittelst der Abkürzung des Schlafes guten Theils, daß das heiße Klima die Einbildungskraft erhitzt ***).

Wie es in jedem Stücke der Diät und bey jedweder Art der Nahrungsmittel hauptsächlich auf die Quantität, die man dabey beobachtet, ankömmt: also läßt sich von der Unmäßigkeit im Essen und Trinken überhaupt in mehrern Rücksichten bemerken, daß sie sehr nachtheilige Folgen für das Gemüth verursachen müsse. Denn

a)

*) S. *Haller* Elem. phys. lib. II. Sect. IV. §. III. lib. XIX. Sect. III. §. VII. XIII.

**) *Mackenzie* Histoire de la santé p. 345. *Tissot* Traité des nerfs tom. II. part. I. p. 63 f.

***) Recherches sur les Egyptiens I. 305. vergl. *Tissot* l. c.

a) die Vergnügungen der gröbern Sinne halten mehrentheils die Empfindungen eines Menschen ganz bey ihm selbst auf. Es sind ihrer Natur nach weit mehr selbstsüchtige und ungesellige Empfindungen, als diejenigen, in welchen die Vergnügungen der Einbildungskraft, des Verstandes oder auch nur der feinern äußern Sinne, des Auges und Ohrs, bestehen. Sie erfordern eigenthümlichen, ausschließenden Besitz und aufzehrenden Gebrauch.

b) Selbst um der mehrern Stärke und Lebhaftigkeit willen, womit die angenehmen Empfindungen der gröbern Sinne auf Seele und Körper wirken, sind sie den feinern Gefühlen, der Heiterkeit und Freyheit des Geistes, nachtheilig; wenn auch die Unmäßigkeit dabey nicht bis zu dem Grade getrieben wird, bey welchem Betäubung, Beschwerung und Entkräftung der Seele und des Leibes, mit ihrem Gefolge der Verdrüßlichkeit, Schwermuth und andern Arten von Krankheiten unausbleibliche Wirkungen sind.

Unter den Völkern sind die Indianer ein merkwürdiges Beyspiel der Mäßigkeit und ihrer guten Folgen. Dieses Volk, wenigstens die Casten der Kaufleute und Gelehrten unter demselben, übertreffen alle andere Völker an Mäßigkeit und strenger Diät. Fleisch und alle hitzige Getränke sind ihnen ein Greuel. Dagegen sind sie auch nur selten Krankheiten unterworfen; sind allezeit heiter und munter zur Arbeit; und heftige Leidenschaften sind, wie Niebuhr sagt, unbekannt unter ihnen. Sie sind äußerst sanftmüthig, und unter allen Menschen in der Welt am wenigsten geneigt, ihren Nebenmenschen zu

schaden, sagt eben derselbe *). Sie lassen sich lieber beleidigen, als daß sie einen andern beleidigen; und hüten sich sorgfältig vor allen, die Ruhe der Gesellschaft störenden Verbrechen. Zwanzig Jahre seyn vergangen, sagt D'Ovington, daß keiner zu Surate am Leben gestraft worden ist. Die groben Worte und Behandlungen der Europäer sind ihnen so unausstehlich, daß, wenn sie dieselben aufgebracht und erhitzt sehen, sie sich wegbegeben, bis ihr Zorn sich gelegt hat. Wenn sie glauben, daß dieß geschehen sey: so nahen sie sich ihnen wieder mit allen Zeichen der Ergebenheit. Ihr Abscheu vor Gewaltthätigkeiten hält sie auch von allen Waffenübungen ab *).

Nicht einmal über Meynungen verlangen sie zu herrschen; sie lassen in ihrem Lande gegen ihre Religion predigen, und machen für die ihrige nie Proselyten.

Nicht selten vertrauen Indianern Europäer fast ihr ganzes Vermögen. Und jene geben dabey Proben von Treue und Redlichkeit, die in Erstaunen setzen ***). Auch schon während ihrer Schwangerschaft sind die Frauen der Banians, der Indischen Kaufleute, äußerst beflissen, eine solche Diät zu führen, und sich überall so zu betragen, daß nicht durch Eindrücke im Mutterleibe ihre Kinder zur Schwermuth und Verdrüßlichkeit, sondern vielmehr zur Heiterkeit und Gelassenheit gestimmt werden. Sie wählen sich die gesundesten Nahrungs-

*) Reisebeschreibung II. 16. 31.
**) *D'Ovington's* Voyage tom. I.
***) Niebuhr l. c. II. 69.

rungsmittel, und suchen sich immer munter und vergnügt zu erhalten *).

Daß an diesen Gemüthseigenschaften der Braminen und Banianen die gute Diät wenigstens großen Antheil habe; beweisen die entgegengesetzten Sitten anderer Indianer, die eine entgegengesetzte Diät führen. Die von der Soldatencaste, die Rasbuten, essen Fleisch, nur nicht Rindfleisch. Sie bedienen sich auch des Opiums, um ihren Muth zu beleben. Sie werden denn auch unter den ihrigen für sehr tapfer gehalten **). Auch die Fakirs oder Bettelmönche, die sich unter ihnen aufhalten, führen eine so strenge Diät nicht, erlauben sich wenigstens berauschende Getränke. Diese aber begehen nicht nur an sich selbst die unnatürlichsten Grausamkeiten, sondern sind auch wohl fähig, sie an andern zu begehen. Die verschiedenen Orden derselben verfolgen einander heftig, und liefern oft blutige Schlachten ***).

Ueberhaupt sind die Wirkungen der berauschenden Getränke im Oriente gewiß so gefährlich, als irgendwo in der Welt. Sie machen diejenigen, die sie zu sich nehmen, oft so wüthend, daß sie alles, was ihnen vorkömmt, selbst ihre nächsten Anverwandten, ermorden, bis ihnen dieß Schicksal selbst wiederfährt †).

Von den Bejasi, einer Secte der Mahommedaner, bemerkt gleichfalls Niebuhr, daß sie vor allen andern ihm bekannten Mahommedanern der Mäßigkeit

*) *D'Ovington* II. 42 seq.
**) Niebuhr II. 7. 8. *De la Loubere* Descript. du Royaume de Siam I. 296.
***) *D'Ovington* II. 76. Niebuhr II. 73.
†) *D'Ovington* I. 237. f.

ergeben; aber auch vor andern von heftigen Leidenschaften frey, höflich und duldsam seyn *).

Ein lehrreiches, einzelnes Beyspiel der strengen Mäßigkeit und der vortheilhaften Wirkungen derselben ist der berühmte Ludovico Cornaro, ein edler Venetianer aus dem 16ten Jahrhundert; der ein Alter von 100 Jahren erreichte. Er war von Natur schwächlich, und bis in sein 40stes Jahr fast immer kränklich. Alle Künste der Aerzte waren bisher vergeblich angewandt worden. Nun gaben sie ihm endlich zu erkennen, das einzige Mittel, von dem er sich noch Hülfe versprechen könne, sey eine äußerst genaue Beobachtung der Mäßigkeit im Essen und Trinken. Er entschloß sich mit Mühe dazu; erfuhr aber bald die erwünschtesten Folgen davon in Ansehung seiner Gesundheit und seiner Gemüthsruhe. Zum Beweis des letztern, welches eigentlich nur hieher gehört, führt er selbst folgendes an. Seine Familie verlor ungerechter Weise einen wichtigen Proceß. Einer seiner Brüder, und noch etliche andere Verwandte, die in ihrer Lebensart weit von seiner Mäßigkeit entfernt waren, wurden durch diesen Verlust so gerührt, daß sie krank wurden und starben. Er, der am meisten dabey verlor, ertrug es ohne Nachtheil, und erlebte glücklichere Zeiten. — In seinem 79sten Jahre ließ er sich durch anhaltendes Bitten seiner Verwandten bewegen, sein bisheriges Maaß zu überschreiten. Der Erfolg war, daß er nach wenigen Tagen, anstatt stärker und munterer zu werden, entkräftet ward, verdrüßlich, und allen denen, die mit ihm zu thun hatten, beschwerlich. Er kehrte zu sei-

*) *D'Ovington* II. 83.

seiner vorigen Enthaltsamkeit zurück, und erndtete wieder die herrlichen Früchte davon ein. Ich will das übrige dieser reizenden Geschichte und diesen ganzen Abschnitt mit den eigenen Worten dieses musterhaften Mannes beschließen. „Itzt, in meinem 83sten Jahre, setze ich mich allein ohne Hülfe zu Pferd, und steige zu Fuß auf einen Berg. Erst kürzlich habe ich eine Komödie verfertiget, der, wenn ich es sagen darf, es nicht an unschuldigem Scherz und munterm Witze gebricht. Wenn ich vom Rathhause oder andern Angelegenheiten nach Hause komme: so finde ich 11 Enkel vor mir, deren Erziehung, Spiele, Gesänge und kleine Schäkereien mich ergötzen. Oft singe ich mit ihnen, und meine Stimme ist noch so stark und helle, als je. Mit einem Wort, ich fühle mich als den glücklichsten Menschen in der Welt. Statt ein mattes, hinwelkendes Leben fortzuschleppen, habe ich gesunde Sinne, bin vergnügt, und fühle keine Beschwerde *).

*) S. *Mackenzie* Hist. de la santé Chap. XIV.

Kapitel III.

Von dem Einflusse der Lebensart auf den Gemüthscharakter.

§. 149.

Allgemeine Beachtung desselben.

Die tägliche Beschäftigung und Lebensart eines Menschen muß auf dessen Neigungen und Sitten auf manchfaltige Weise Einfluß haben. Mittelst der Ruhe oder Bewegung, die der Körper bey einer Lebensart zu wenig, bey der andern zu viel, bey einer dritten in dem rechten Maaße und Wechsel erhält, wird derselbe bald gestärkt und abgehärtet, bald entkräftet, träg und weichlich gemacht. Die Nahrung richtet sich gleichfalls nach Stand und Lebensart. Für die Erkenntniß entstehen daher Folgen; indem theils überhaupt die einen, vermöge ihres täglichen Berufs, mehr Zeit und Anlaß zur Entwickelung und Uebung der Verstandeskräfte haben, als die andern; theils die verschiedenen Lebensarten Grund in sich enthalten, diese oder jene Kenntnisse einzusammlen, mit diesen oder jenen Wahrheiten sich vielmehr zu beschäftigen, als mit andern. Endlich aber ändert sich oft unmittelbar das Interesse vieler Dinge nach der Verschiedenheit des Standes; und damit ändern sich auch die Nei-

Neigungen der Menschen. Wie verschieden würden Staaten, ja die Welt selbst geschaffen werden; wenn sie der Krieger, oder der Kaufmann, oder der Sachwalter, oder der reiche Müssiggänger nach den verschiednen Absichten ihres Standes und ihrer Lebensart schaffen dürften?

Daß die Einflüsse der Lebensart nicht die einzigen, sondern nur eine der Ursachen des Charakters; und also die Sätze, die nun bey den folgenden Untersuchungen vorgetragen werden sollen, keine absolute Wahrheiten, sondern hypothetisch seyn, abhängig von der Stärke der andern Ursachen; daß auch zur Lebensart die vorgegründeten ihr angemessenen Neigungen in einigen Menschen Antrieb seyn können, so wie diese entsprechenden Neigungen in andern Folgen von der Lebensart sind; dieß alles mußte vielleicht um einiger willen noch erinnert werden; für keinen aber wird es noch weiter bewiesen werden müssen.

§. 150.

Natürliche Gemüthsart der Menschen, die von der Jagd und Fischerey sich nähren.

In der Geschichte der Menschen zeichnet sich unter den Ursachen der Aufklärung des Verstandes und der Bildung der Sitten kaum eine so sehr aus, als die Art, wie dieselben ihre Nahrung, dieß allgemeinste und dringendste Bedürfniß, sich zu verschaffen suchen. Die Natur muß zuerst für sie sorgen. Von selbst wachsende Wurzeln, Kräuter und Baumfrüchte, oder Thiere, die weder sie zurückschrecken, noch vor ihnen fliehen, sind ihre erste Nahrung. Die Entdeckungen und Reize, die die ersten glücklichen Versuche nach sich ziehen, führen allmä-

allmälig weiter; und die Kunst und Lebensart des durch viele eigene und fremde Erfahrungen gebildeten Fischers, Jägers und Kräuterkrämers können von den ersten Aeußerungen der animalischen Triebe und der Einfalt jener ersten Versuche schon sehr weit abstehn.

Unterdessen lässet sich alles dieß noch wohl unter einem Gesichtspunkte zusammenfassen; bey welchem die Unterschiede von andern Lebensarten der Menschen noch immer sehr groß, und die Folgen jener, überhaupt betrachtet, erheblich genug erscheinen.

Nemlich

1) Bey Menschen, die bloß von der Jagd oder Fischerey und den wildwachsenden Früchten, ohne Viehzucht, Ackerbau und Handlung leben, findet kein eigentlicher Reichthum Statt. In den Sprachen solcher wilden Völker finden sich daher gar keine Namen für reich und arm *). Und damit fallen alle die Bestrebungen, alle die Anstalten weg, die eine Folge sind von der Absicht, Reichthümer zu erwerben und zu sichern; alle die Gemüthsbewegungen des darauf sich beziehenden Neides, Stolzes, der Furcht, Schmeicheley, der mancherley Anschläge, das Eigenthum anderer durch List oder Gewalt an sich zu bringen. Unbekannt mit den Vorstellungen von Reichthümern und dem Werthe des Ueberflusses, sind die Wilden insgemein freygebig, und helfen einem jeden, der in der Noth ist, willig aus mit allem, wovon sie mehr haben, als er *).

2)

*) *Robertson* Hist. of Amer. I. 338.
**) *Carver's* Travels. p. 247.

2) Wo alle nichts oder gleich viel haben; wie viel geringer ist da nicht das Bedürfniß der Gesetze und der Obrigkeiten; wie viel mehr fehlt es da an Mitteln, sich die Macht zu erwerben, die das obrigkeitliche Ansehn unterstützt! Die Vorsteher und Anführer sind Rathgeber, die da überreden, nicht Herren, welche befehlen. Da erhält sich also noch die Gleichheit, die, nach den Lehren des natürlichen Rechtes, ursprünglich unter allen Menschen seyn soll. Wohnungen, Nahrung, Kleidung, alles kündigt diese Gleichheit an. Zu einer solchen Gleichheit und Unabhängigkeit gewöhnt, können diese Menschen Gewalt und Unterwürfigkeit, denen sich immer einige Naturtriebe in allen Menschen widersetzen, um so viel weniger ertragen. Von den Wilden dieser Art in Amerika sind, da sie unter Spanische Bothmäßigkeit geriethen, viele vor Kummer gestorben, viele haben sich selbst umgebracht *).

Die alten Teutschen verabscheuten auch die Städte, weil sie ihnen zu viel Zwang und Einschränkungen mit sich zu führen, Gefängnisse zu seyn schienen **).

3) Persönliche Vorzüge können unterdessen bey dieser Lebensart doch Statt finden, und unter gewissen Umständen erhebliche Folgen nach sich ziehen. Der geschickteste Jäger wird bewundert und geachtet; wird Anführer auf der Jagd, vielleicht bald auch im Krieg, wird Haupt der Eroberer und Unterdrücker. Bey einigen

*) *Robertson* Hist. of America I. 339.

**) Schmidts Geschichte der Teutschen Th. I. 33. Mösers Osnabrückische Geschichte 2te Aufl. Th. I. Erst. Abschn.

gen solchen Völkern darf kein Jüngling sich verheurathen, bis er Proben seiner Geschicklichkeit in der Jagd abgelegt hat. Die Gefühle von Ehre, Achtung und Nacheiferung sind also durch diese Lebensart nicht ganz ausgeschlossen: ob sie gleich nur wenige Anreizungen, und einen eingeschränkten Wirkungskreis finden *).

4) Schwach sind die Bande der **Geselligkeit** hiebey geknüpft. Nicht nur können die Bedürfnisse, die sie kennen, einzelne, oder wenige beysammen, hinlänglich sich verschaffen; sondern große Gesellschaften können bey dieser Nahrungsart nicht bestehen. Wie sie sich vergrößern, muß die Nahrung sich vermindern; weil mit der Anzahl der Verzehrer nicht auch zugleich die Zahl **hervorbringender Arbeiter** sich vermehret. Die Thiere entfliehen um so mehr, je mehr ihnen nachgestellt wird; oder werden ausgerottet. Zwey bis dreyhundert Personen nehmen Striche Landes, so groß als manches Europäische Königreich, ein. Sie gleichen hierinn den fleischfressenden Thieren. Alle Erweckungen und Verfeinerungen der Neigungen, die aus gemischtem Umgange und den Collisionen in großen Gesellschaften entstehn, fallen hier also auch mehrentheils weg.

5) Alles befördert da den Hang zur **Wildheit, Grausamkeit** und **kriegerischen Unternehmungen.** Die Gewohnheit, täglich dem Leben der Thiere nachzustellen, und die Schmerzen ihres Todes zu sehn, kann den

*) Wie der Aberglaube auch hier die natürlichen Verhältnisse verändern könne; erörtert *Montesquieu* Esprit des loix liv. XVIII. ch. XVIII.

den Gefühlen des Mitleidens nicht vortheilhaft seyn *). Die Aehnlichkeit der Jagd und des Krieges kann machen, daß wer Geschicklichkeit und Ruhm in jener sich erworben hat, auch in diesem sich hervorzuthun einen Trieb in sich fühlet. Abgehärtet zu den Beschwerlichkeiten des Kriegs ist der Jäger auch vor andern; und die animalische Nahrung giebt Stärke und Muth, wenn sie vorzüglich und nie mangelnde Nahrung ist **).

Wie mächtig diese Einflüsse auch auf vorhergesittete, wenigstens unter gesitteten Völkern erzogene Menschen wirken können; davon giebt die Geschichte der Buskaniers einen sehr merkwürdigen Beweis ***).

b) Wenn Tapferkeit und kriegerischer Geist hauptsächlich auf Abhärtung nur sich gründen, nicht durch Verstan-

*) In England darf kein Fleischer unter den Geschwornen sitzen bey Gerichten über Leben und Tod. *Locke* de l'Education pag. 272. Auch bey den Grönländern, einem gutmüthigen Volke, soll die Lebensart doch auf einige diese Wirkung haben. S. Cranz. I. 249.

**) Alles dieses ist so gemein bekannt, daß zum Beweise keine Zeugnisse nöthig sind. Doch wie dazwischen kommende andere Ursachen Veränderungen bewirken können, soll wenigstens mit einem Beyspiele erläutert werden. Von den Wilden in Louisiana überhaupt schreibt der *Chevalier Tonti* Voyages au Nord tom. V p 50. Etant nés dans les Bois, leur plus forte passion est pour la chasse et pour les armes. Aussi ont ils tous une fermeté naturelle, qui les anime sans cesse les uns contre les autres. Bald darauf aber p. 65 bemerkt er, daß die Illinois der Wollust eben so sehr, wie der Jagd ergeben, caressans, flatteurs, complaisans, rusés, efféminés seyn.

***) Sie ist englisch und französisch heraus.

Verstandesaufklärungen geleitet und gemildert werden: so sind sie der Empfindlichkeit nicht nur unmittelbar nachtheilig, sondern sie werden es auch leicht noch mehr mittelst des Gedankens, daß Empfindlichkeit für den Tapfern sich nicht schicke, Schwäche verrathe. So thut der wilde Krieger auch wohl noch seiner Natur Gewalt an, und unterdrückt die stärksten Naturtriebe. Wenn er ermüdet und ausgehungert von einer weiten Jagd zurück kömmt, und bey einem Bekannten einkehrt, bey dem er versichert ist, gute Aufnahme und Bewirthung zu finden: nimmt er sich doch sorgfältig in Acht, sein Bedürfniß und Verlangen zu verrathen. Er setzt sich gelassen nieder, raucht seine Pfeife Taback, als ob ihm weiter nichts abgienge, ob er gleich Marterpein vom Hunger ausstehe. Eben so kalt sieht er, nach einer langen Abwesenheit, seine Kinder und übrigen Verwandte ihm entgegen kommen; und läßt Stunden vergehn, ehe er ihnen etwas von den Begebenheiten seiner Reise sagt. Die Nachricht von tapfern Thaten seiner Kinder erwiedert er mit den wenigen Worten: Es ist gut: und die von ihrem Tode oder ihrer Gefangenschaft mit: Es hat nichts auf sich *). So verräth er auch nicht mit einem Worte, das Bekümmerniß oder Reue bewiese, seinen Verdruß, wenn er im Spiel unglücklich ist, und seine beste Habseligkeit verlohren hat. Eben daher kann es zum Theil wenigstens kommen, daß, wenn einer seinen Freund vor einer Gefahr zu warnen hat, er

*) S. *Carver's* Travels trough the interior parts of North-America Lond. 1778 p. 238. Vergl. Th. I. dieser Untersuchungen §. 5.

er es im ruhigen Ton, und mit gemäßigten Ausdrücken thut *).

7) Aus der Achtung für Jagd und Krieg, als ehrenvollen Beschäftigungen, wegen der damit verknüpften Gefahren; und der Gewohnheit dieser durch Mannichfaltigkeit der Auftritte und Abwechslung der Gegenstände immer auch vergnügender Unternehmungen, entsteht Abneigung gegen die häußlichen, einförmigern und ruhigern Beschäftigungen; die daher dieser Wilde dem weiblichen Geschlechte oder Sklaven aufbürdet **), nicht bloß aus Trägheit oder Abscheu vor der Arbeit überhaupt. Dazu hat er zu viel Kraft. Freylich will er auch seine Ruhe haben. Und, statt zu arbeiten, lieber mit Essen, Trinken, Schlafen oder Spielen die Zeit hinzubringen; ist in der Natur des rohen ungebesserten Menschen; und daher allgemeine Sitte wilder Völker. Und eben diese Abneigung vor regelmäßiger anhaltender Arbeit ist wiederum auch Triebfeder zum Kriege, als einem Mittel, durch Beute sich zu bereichern.

8) Wo körperliche Stärke und Tapferkeit alles entscheiden, die Triebe überall noch an die simpelste Befriedigung gewöhnt sind, und besonders der Geschlechtstrieb weder durch eine schwelgerische Lebensart, noch durch eine ausschweifende Imagination gereizt wird; da kann die Achtung für das weibliche Geschlecht nicht groß seyn. Bey den wilden, noch im Jägerstande sich befindenden Völkern, ist die Ehegattin nicht viel besser geachtet, denn ein Sklav. Sie darf nicht mit dem Manne

*) Ebend. u. S. 244.
**) Schmidts Geschichte der Deutschen I. 25.

essen, nicht ohne seine Erlaubniß reden, oder wohl gar nicht anders, als kniend vor ihm erscheinen *). Diese Geringschätzung der Frau zieht auch Geringschätzung der Mutter nach sich. Man sieht häufig einen Knaben seine Mutter schlagen, und vom Vater dabey geschützt werden **).

Doch giebt es Ausnahmen in der Geschichte, die entweder auf seltene persönliche Vorzüge, oder auf zufällige Wirkungen des Aberglaubens sich gründen ***).

9) Ein Volk, das allein von der Fischerey sich nährt, zumal wenn der Ueberfluß ihm dieselbe leicht macht, findet in dieser Lebensart ungleich weniger Beschäftigung für die Fähigkeiten des Verstandes, als bey der Jagd insgemein entstehet. Jägervölker sind daher an Einsichten, besonders an List und Verstellungskunst jenen, und was letztere betrift, bisweilen allen andern Arten von Menschen überlegen. Die Wilden in Amerika sollen es durch lange, und freylich wohl von mehrern Ursachen beförderte Uebung bis zum Erstaunen weit darinn gebracht haben. Wenn sie die gefährlichsten Unternehmungen vorhaben; so wissen sie sich so gut zu verstellen, daß es ihnen niemand abmerket. Die Eingebohrnen in Peru hatten 30 Jahre lang an ihrem Aufstande wider die Spanier gearbeitet; immer sich unter einander berathschlaget und verbunden, und doch vor den Spaniern ihn

*) S. Millars Bemerkungen über den Unterschied der Stände K. I. und dieser Untersuchungen ersten Theil. §. 74.

**) *Forsters* Voyag I. 510.

***) Millar l. c. S. 117 ff.

ihn zu verbergen gewußt *). Auch jene Verschwörung der Teutschen, die dem Varus und seinen Legionen den Untergang brachte, wurde mit einer Vorsicht und Verschwiegenheit veranstaltet und ausgeführt, die dem römischen General unbegreiflich schien.

Es läßt sich dieß nicht nur als eine Folge von der gewöhnlichen Art, ihre Absichten bey der Jagd zu erreichen, sondern vielleicht auch davon herleiten, daß sie sich mit sich selbst im Stillen mehr beschäftigen, als in gesellschaftlicher Vertraulichkeit mit andern.

Und je mehr sie sich geschickt wissen, durch List ihre Absichten zu erreichen; desto weniger wird man bey ihnen nach dem Ruhm streben, durch Tapferkeit und offenbare Gewalt zu überwinden; wozu im Kriege gegen die Thiere ohnedem keine ursprünglich natürliche Anreizung ist. Und an sich selbst gehört der Trieb, sein Leben ohne Noth in Gefahr zu setzen, wohl nicht zu den frühern Bestrebungen der Ehrbegierde.

10) Ueberhaupt sind Menschen desto dummer, je leichter ihnen ihre Nahrung wird, und je einförmiger dem zufolge ihre Lebensart ist. Nichts geht über die Dummheit der Menschen an den unbeschreiblich fischreichen Flüssen und Meeren des südlichen Amerika. Zur Trägheit gewöhnt, geben sie sich nicht einmal alle die Mühe, Fische zu räuchern oder zu trocknen, um sie aufzubewahren, auf die Zeit, wenn die Fischerey nicht ergiebig ist; sondern sie behelfen sich mit wilden Wurzeln, Beeren, Eidexen oder andern Insecten. Die Kamtschadalen, die noch vor kurzem ein bloß von Fischen lebendes Volk

*) *Robertson* I. 408. f.

waren, zeigten sich nicht viel klüger. Sehr weit stehen hingegen davon schon die Sitten der Grönländer und der Bewohner der Südseeinseln ab; welche zwar auch hauptsächlich von der Fischerey leben, aber dabey entweder größere Schwierigkeiten zu überwinden, oder auch schon einigen Anfang anderer Lebensarten gemacht haben.

§. 151.

Von den Sitten und Gemüthseigenschaften nomadischer Völker.

Wenn Menschen nicht mehr von der Jagd der in der Wildniß herumirrenden Thiere leben, wenn sie schon auf die Zahmmachung, Wartung und Vermehrung der Thiere ihre vornehmste Sorgfalt gerichtet seyn lassen: so entstehn dadurch in ihren Begriffen und Neigungen große Veränderungen. Denn

1) die mehrere Dauerhaftigkeit und der Anwachs des Eigenthums erweckt Begriffe von Reichthum, und von Macht und Ansehn mittelst desselben. Es entstehn Unterschiede und Rangordnungen zwischen Herrn und Dienern; die Ehrbegierde, der Erweiterungstrieb, die Thätigkeit bekommen mächtige Anreizungen. Gesetze und Obrigkeiten werden nothwendiger *); der Rachtrieb läßt sich schon durch Geschenke besänftigen.

2) Die Kunst zu gefallen bildet sich, die Sitten verfeinern sich. Denn eines Theils kann der Aermere nur

*) Die Kalmucken haben große Ehrerbietigkeit und Treue gegen ihre Fürsten. Pallas von den Mongol. Völkersch. Th. I. 106. 185. Vergl. *Montesquieu* liv. XVIII etc XIX

nur dadurch suchen dem Reichen es zuvorzuthun, oder auch seine Gunst zu erwerben. Sodann vervielfältigen und verfeinern sich natürlicher Weise die Bemühungen um Vergnügen, wenn Ueberfluß am Nothwendigen vorhanden ist. Besonders aber trägt dazu die bey der reichlichen Nahrung und den vielen müssigen Stunden des Hirtenlebens so sehr begünstigte Liebe zu dem andern Geschlechte sehr vieles bey *).

Die Kalmucken haben, nach Pallas **), viele Achtung fürs andre Geschlecht; die diesem wiederfahrne Beleidigungen werden schärfer geahndet; auf die Fürbitte einer weiblichen Person mildern gemeiniglich die Fürsten die Strafe; sie haben Stellen in ihren Hütten, auf welchen sie unverletzlich sind. Sie haben zärtliche und feine Liebeslieder. Doch sind sie gegen Fremde nicht eifersüchtig; rechnen es vielmehr zu den Pflichten der Gastfreundschaft, ihre Frauen und Töchter ihnen zu überlassen. (S. §. 74.)

3) Unter diesen Umständen scheinet auch die Religion am ersten natürlicher Weise entstehen, oder wenn die Grundbegriffe dazu schon vorhanden sind, tiefer Wurzeln zu schlagen und aufkeimen zu können. — — — — — — Es wird schwer halten, bey Jägervölkern den Begriff von einer Gottheit, einem Schöpfer und Oberherrn der Welt zu finden; ob sie gleich unsichtbare geistische Wesen in der Luft, auf Bergen, in Flüssen

*) S. *Millars* Observations on the distinct. of rank in Society p. 39 seq.

**) Nachrichten von den Mongolischen Völkerschaften. Th. I. S. 107 ff. 153 ff.

und Seen sich zu denken sehr geneigt sind. Aber bey Hirtenvölkern zeiget sich entweder eine auf diesen Begriff gegründete Religion; oder es finden sich doch Gottheiten von einem weit höhern Rang. Nicht nur solche, zu denen die Familie in allen ihren Angelegenheiten sich wendet; sondern auch Volksgötter, von deren Einflusse die gemeinen Angelegenheiten, die glücklichen oder unglücklichen Erfolge eines Auszuges, einer Schlacht abhängen.

Die Begriffe des Hirten sind größer, seine Gefühle erhabener, als die des Jägers; er hat mehr Zeit und Gelegenheit zum Nachdenken. Sollte denn der beständige ruhige Anblick des gestirnten Himmels, und der andern prächtigen Auftritte der Natur, deren Schauspiel vor den Augen des Hirten ist, sollte der nicht endlich Einen auf die Bemerkung des Zusammenhangs, der Gesetze und Ordnung im Ganzen, und so auf den Gedanken eines Schöpfers und Herrn der Welt bringen? Der alte Teutsche war doch schon so weit gekommen, daß er einsah, die Gottheit lasse sich unter keinem Bilde denken, und nicht in Mauern einschließen. Aber wenn auch nicht so die bloße Spekulation den Hirten zur Verehrung erhabnerer Gottheiten antreibt: so müssen es sein Bedürfniß, sein Interesse thun. Er braucht mächtige Beschützer für das größere Interesse und die wichtigern Angelegenheiten, die er zu besorgen hat. Und da er, aus der vorigen Periode, der Freyheit und Unabhängigkeit noch zu gewohnt ist, um menschlicher Auctorität allein nachzugeben: so muß die Religion thun, was die Gesetze noch nicht thun können. Die höchste Obrigkeit ist zugleich oberster Priester. Das Ansehn des letztern entscheidet, wo die erste noch Widerspruch gefunden hätte. Er kann

unte-

unter dem Vorwande eines Opfers, das die Gottheit verlangt, Strafen ausüben, dergleichen der bloßen menschlichen Gewalt und Oberherrschaft noch nicht erlaubt sind. So die Druiden der alten Gallier und Teutschen, die zwar keine eigentliche Hirtenvölker waren, aber doch ohngefähr auf der Stufe der Cultur standen, die bey Hirtenvölkern gewöhnlich ist; so die Lamas der Mongolischen Völker; u. s. w.

Doch muß freylich die Religion sich einigermaßen wieder nach den auf die übrigen Umstände gegründeten Sitten richten; wenn sie Beyfall finden soll. Darum widersetzten sich auch die Sachsen, als sie schon Aecker und feste Wohnplätze hatten, aber doch noch nicht gewohnt waren, einen Herrn und König über sich zu dulden, der christlichen Religion so hartnäckig; weil nach derselben ein gesalbter König das Recht über Leben und Tod hatte, Gehorsam, Geduld und Zehnten fordern konnte. Es kam ihnen unerträglich vor, daß ein Mann einen Schimpf nicht selbst rächen, und ein Held nicht seinen besondern Himmel haben sollte *). Sie mußten erst durch die Macht der Waffen um ihre politische Verfassung gebracht werden, ehe das Christenthum ihnen anständig ward.

4) Vielerley Ursachen unterhalten noch bey dem Hirtenstande, wenn derselbe die einzige oder hauptsächlichste Nahrungsart eines Volkes ausmacht, Reste der Wildheit.

Aus dem Herumziehen und Bewerben um gute Weiden und Quellen entstehen häufig kriegerische Ueber-

*) Mösers Osnabr. Gesch. I. 196.

fälle. Der dadurch entstandene kriegerische Muth, die Erlangung einiger Vortheile, und die von der Nahrung und dem Aufenthalte in freyer Luft herkommende Abhärtung erzeugen leicht Trieb zu Gewaltthätigkeiten und Räubereyen; welche letztere auch, wegen der öftern Veränderung des Aufenthaltes in großen unbebauten Gegenden, sicherer getrieben werden können.

Mit allen den bisherigen Bemerkungen stimmen die mehresten Nachrichten von ehemaligen und jetzigen Hirtenvölkern so sehr überein, als es die Manchfaltigkeit der unter einander wirkenden Ursachen zuläßt. Denn die Nachbarschaft oder die größere Entfernung anderer gesitteter Völker, die Religion, das Klima und die übrige physische Beschaffenheit des Landes, die völlige oder unvollständige Entwöhnung vom Jäger- und Fischerleben und andere Ursachen müssen nothwendig Verschiedenheit in den Graden der Milde oder Wildheit der Sitten bewirken. Die Teutschen trieben von den ältesten Zeiten an die Viehzucht. Aber die Liebe zur Jagd blieb doch dabey überwiegender Hang; und war es noch, da sie schon durch die christliche Religion zu mildern Sitten gebracht wurden. Noch damals mußte man, wenn ihm auch alles andre von Rechtswegen genommen werden sollte, seinen Spieß und Stoßvogel dem Teutschen lassen; oder er wagte Meineid und alles daran, um diese Lieblingsgüter zu retten *).

Die Kalmucken am Caspischen Meere haben den Einflüssen der Brahminschen Religion und Sittenlehre vieles zu verdanken. Die Buratten hingegen, die noch mit

*) Schmidts Geschichte der Teutschen 2. S. 1.

mit gesitteten Völkern in keiner Verbindung stehn, und in kalten, gebirgigten Wildnissen wohnen, sind die gröbsten, einfältigsten, übelartigsten und unsittigsten der Mongolischen Völker. Sie sind bey ihrer bloß oder doch größtentheils animalischen Nahrung dennoch nicht robust, und noch furchtsamer, als die Kalmucken, die auch mehr auf List, als auf Herzhaftigkeit bauen *).

Die Tungusen, die sich zwischen dem 50 und 65 Grad in Sibirien aufhalten, und nur erst unvollkommen zur Viehzucht angewöhnt sind, wissen noch nichts von Hütten oder andern steten Wohnungen, sondern liegen mit ihren Rennthieren, Hunden und Pferden unter freyem Himmel, und halten sich selten länger als eine oder etliche Nächte an einem Orte auf **).

So werden auch die nomadischen Tatarn, die auch die Jagd mehr, als den Hirtenstand lieben, als sehr wild beschrieben; auf nichts als Essen und Trinken bedacht, wie das Vieh, und auch, wie dieses, ihren Anführern blind und sklavisch folgsam; geneigt, am Blute ihrer Feinde sich zu ergötzen, und sie ohne Unterschied des Geschlechts und Alters niederzumachen, wo nicht vortheilhafte Verkaufung derselben zu Sklaven ihren Geiz noch mächtiger reizet ***).

Hin-

*) Pallas Nachrichten. 171. S. 102. und Reisen durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs Th. I. S. 328 ff.

**) Schlözers Nord. Geschichte. S. 417.

***) S. Voyages au Nord III. p. 321 seq. IV. 106. Vergl. Home's Versuch über die Geschichte des Menschen. Th. I. S. 63. f. 69. f.

Hingegen sind die Beduinen oder nomadischen Araber, wie sehr sie auch der Räuberey ergeben sind, dennoch durch Klima, frühe erhaltene Cultur und Religion, ungleich menschlicher, und gegen diejenigen, die Freundschaft und Großmuth bey ihnen suchen, treu und edelmüthig *). Man hält dafür, daß wenn ein Schech der Beduinen ein Stück Brod mit einem Reisenden ißt, dieser gewiß versichert seyn kann, er werde ihn aufs möglichste schützen. Und wer sich einen Ghafir oder Beschützer unter einem Stamm gewählt hat, ist sicher, daß ihm kein Leid wiederfährt. Aber dabey sind sie sehr stolz auf ihre Unabhängigkeit und ihre Abstammung von freyen und berühmten Vorfahren. Sie lassen auch nicht leicht einen berühmten Mann, und eine berühmte Begebenheit unbesungen **). Sie sind alle gleichsam gebohrne Soldaten; und nie von Auswärtigen gänzlich bezwungen worden. Sie führen unter sich viele, aber wenig blutige Kriege. Denn die Vornehmen unter ihnen haben ein äußerst empfindliches Gefühl für Ehre: sie gehn einander aufs Leben, wenn einer dem andern sagt, dein Turban ist unrein, oder sitzt schief; ja nicht nur der Beleidiger, sondern auch seine Anverwandten kommen dadurch in Gefahr ihres

*) Ives Reisen Th. II. S. 7 f. Niebuhrs Reisebeschreibung Th. II. S. 223. Beschreibung von Arabien S. 48.

**) Niebuhr hatte Gelegenheit zu erfahren, daß man bey ihnen übel ankäme, wenn man sich auf einen Schutzbrief eines Türkischen Pascha, oder des Sultans selbst, stützen will. Hier in der Wüste, sagte ihm ein junger Schech — bin ich dein Sultan und Pascha. Reisebeschreib. II. 384.

ihres Lebens. Und die unter ihnen eingeführte Blutrache vervielfältigt die Fehden unablässig. Doch aber vereinigen sie sich leicht wieder bey der Gefahr von einem gemeinschaftlichen auswärtigen Feinde*).

Auch bey den verrufenen Hottentotten finden sich noch viele, die vorhergehenden Schlüsse bestätigende Züge. Zwar hält ihre aus der ursprünglichen Wildheit übrige und durch das Klima begünstigte Trägheit die Bemühungen um Reinlichkeit und um Verschönerungen sehr auf. Doch aber sind sie nicht dumm und ungeschickt: sie lassen sich gut zu allerhand häuslichen Diensten gebrauchen; und lernen leicht fremde Sprachen. Sie sind unter sich sehr gefällig und dienstfertig; theilen sich unter einander von allem, was sie geschenkt bekommen, oder sonst besitzen, gerne mit. Sie begegnen ihren Weibern, in Vergleichung mit andern Wilden, mit vieler Liebe und Achtung. Sie halten die Europäer für unglücklich und furchtsam, weil sie das Land bauen und sich in unbewegliche feste Häuser einschließen. Diejenigen Hottentottischen Völkerschaften, die am meisten Vieh besitzen, weichen dem Kriege sorgfältig aus, weil sie viel dabey zu verlieren haben; wehren sich aber tapfer, wenn sie angegriffen werden. Andre hingegen, (die Sonquas) die ein schlechtes, aus rauhen Klippen und felsigten Bergen bestehendes Land bewohnen, suchen durch den Krieg sich zu helfen, nehmen auch bey andern Kriegsdienste; oder gehen auf die Jagd wider die wilden Thiere. Ob sie sich gleich nicht zur christlichen Religion bekehren lassen: so scheinen sie doch einige ziemlich aufgeklärte Begriffe vom höchsten Wesen zu haben. So sollen sie dem Probst Tie-

*) Niebuhrs Beschreib. von Arabien S. 31, 379 f.

Ziegenbalg geantwortet haben auf die Frage: ob und wie sie Gott dienten? Gott hat weit bessere Diener, als wir sind; wir wissen von weiter nichts, als daß wir das Böse meiden, und das Gute thun. Jedes Dorf hat nebst einem Priester auch eine Obrigkeit; welche unter gemeinem Rathe und Beystand den Diebstahl, Ehebruch und andre die Gesellschaft stöhrende Verbrechen strenge bestraft, und über gute Zucht und Ordnung wachet. Daß also bey aller ihrer Unflätigkeit die Hottentotten im Ganzen doch schon weit gesitteter scheinen können, als ein bloß von der Jagd, vom Fischfang und von den wilden Erdfrüchten lebendes Volk *).

§. 152.

Folgen aus dem Landbau und der Handlung.

Wenn die Menschen in der Erweiterung ihrer Einsichten und Bedürfnisse dahin gekommen sind, daß sie das Land bauen, besäen, bepflanzen und sich dadurch ein unbewegliches Eigenthum gründen: so

1) entstehen unter ihnen alle diejenigen Folgen, die mit der Einführung beträchtlicher Reichthümer verknüpft sind, (§. praec.) um so viel mehr; je dauerhafter das Eigenthum liegender Güter, je manchfaltiger der Nutze, je bequemer der Gebrauch ist, der sich davon machen läßt. Insbesondere kann die Herrschsucht tief einschlagen und weit sich verbreiten; da eines Theils beym Landeigenthume die Dienste vieler Untergebener so nützlich und nöthig werden, andern Theils dieses so vorzügliche Eigenthum

*) Kolbe.

thum ein mächtiges Mittel wird, andere mit sich zu verbinden, und von sich abhängig zu erhalten.

2) Je weniger der Landeigenthümer das Seinige mit sich wegnehmen kann, oder anderswo es gleich gut wieder zu finden, aus Einsicht, oder wegen der Macht der Gewohnheit hoffet; desto mehr nimmt die Liebe zum Wohnlande zu, und der Trieb zum Auswandern ab, desto fester werden die Bande der Gesellschaft *). Auch dadurch werden sie es, daß diese Lebensart mehrere wechselseitige Dienste nach sich zieht. Dieß so wol, als der zunehmende Wunsch, sein Eigenthum, sein mehreres und wichtigers Eigenthum, sich zu versichern, vermehrt die Achtung und den Gehorsam gegen die Gesetze der gemeinen Sicherheit und Wohlfarth. Mit mehrern regelmäßigen, erlaubten, sichern Nahrungsarten bekannt, wird er nicht mehr so leicht von der Raubbegierde gereizt. Auch seine ausgebildetern Begriffe von Gerechtigkeit widersetzen sich ihr. Dem einmal zur Ruhe gewöhnten Landmanne sind stürmische Auftritte und Unternehmungen wenigstens kein Bedürfniß mehr, wie dem von Jugend auf zur Unruhe und Abwechslung gewöhnten Jäger und herumstreifenden Hirten; wenn er sie auch noch

*) Bey dieser und einigen nachfolgenden Behauptungen muß man nicht den leibeigenen Bauer, oder den Bettler, oder den von Lastern der Städte angesteckten Müssiggänger auf dem Lande, sondern den freyen Landeigenthümer und den nicht zu sehr gedruckten Mitgenossen desselben vor Augen haben; um die Erfahrung einstimmig zu finden. Daß aus andern Gründen die Liebe zum Vaterlande auch bey Wilden sehr groß seyn könne, ist im ersten Theile §. 84 angemerkt worden.

noch nicht scheuet, und aus Furcht davor sclavisch duldet. Einige der alten Teutschen sollen eben deswegen den Ackerbau nachlässig getrieben, und den Einzelnen kein Eigenthumsland eingeräumt haben, damit sie nicht die Lust zum Krieg verlören *).

3) Bey der sichern Nahrung, die der Landbau gewährt, und dem bleibenden Aufenthalte, ist eine Familie weniger beschwerlich, und wegen der Dienste, die auch schwache Hände dabey leisten können, leicht nützlich. Die Liebe zu den Kindern und die Sorge für sie vermehren sich also dabey natürlicher Weise (§. 80.) Eben daher wird es auch möglich und wichtig, mehrere Ordnung und Sittlichkeit in der häuslichen Gesellschaft einzuführen. Völker in diesem Stande werden sich selten oder nie gleichgültig, sondern strenge in Absicht auf die eheliche Treue beweisen, wenn sie auch die Keuschheit außer der Ehe noch geringe schätzen.

Bey den Otaheitern, die noch auf keiner hohen Stufe dieses Standes stehen, und deren Nationalcharakter Keuschheit sonst gar nicht ist, wiesen die Frauen die Anwerber um ihre Gunstbezeigungen immer mit der Antwort ab, daß sie schon verheurathet seyn; und glaubten sich dadurch hinlänglich entschuldigt **).

4) Auch gegen seine Feinde, wenn sie in seine Gewalt kommen, wird der Mensch gelinder, und schont ihres Lebens, jemehr theils der manchfaltigere Genuß den

*) *Caesar* de B. G. VI. 21. Schmidts Geschichte der Teutschen Th. 1. S. 20 f. Vergl. Mösers Osnabrück. Geschichte Th. 1. Abschn. I. §. 6.

**) *Forster's* Observations.

den Werth desselben in seinem eigenen Gefühl erhöht hat; theils ihm die Mittel bekannt sind, das Leben anderer ohne seinen Schaden zu erhalten, ja zu seinem Vortheil, indem er durch ihre Arbeit sich und ihnen Unterhalt zu verschaffen versteht *).

5) Der Landbau erwecket zur Erfindung der Künste und zu mancherley neuen Beschäftigungen, besonders aber zur Handlung. Die Früchte, die er hervorbringt, sind Güter, die allen nützlich seyn können, und die ein jeder, der sie nicht gleich nöthig hat, gern gegen andere von mehrerer Dauerhaftigkeit vertauscht. Ohne Werkzeuge kann er auch in seiner einfachsten Gestalt nicht getrieben werden; und jede Vervollkommnung derselben belohnt er so sehr, daß zu neuen Versuchen und Erfindung die stärkste Aufmunterung daher entsteht. Mit je mehrerem Fleiße, in einem je größern Umfange er getrieben wird; desto mehr macht er denen, die ihm obliegen, die Dienste anderer in Ansehung ihrer übrigen Bedürfnisse nöthig; setzt sie aber auch desto mehr in den Stand, diese Dienste zu belohnen. Also macht er die Menschen immer abhängiger von einander, bringt sie einander immer näher, und vervielfältigt mit den Einsichten zugleich die gesellschaftlichen Empfindungen und Bedürfnisse.

6) Die Handlung aber insbesondre, mit welcher der Ackerbau in dem stärksten wechselseitigen Einflusse steht, kann unter allen Lebensarten die wichtigsten Veränderungen

*) Auch der Wilde schenkt aus diesem Grunde seinen Gefangenen bisweilen das Leben, und nimmt sie an Kindes Statt an; doch thut er es selten.

gen in den Neigungen und Sitten nach sich ziehen; wenn sie zumal sich nicht in die Grenzen des Landes einschränkt, sondern sich über Völker, bis zur Weltumschiffung, ausbreitet. Immer neue Begriffe, immer neue Begierden und Bedürfnisse, immer neue Antriebe zur Thätigkeit; für die alle Kräfte angespannt, alle Künste zu nutzen und zu gefallen versucht und geübt werden. Des Genusses Umkreis unübersehlich; seine Moden fast so veränderlich und abwechselnd, wie die Träume der Einbildungskraft. Und nun für diese Menge der reizenden Güter, der eingeführten Bedürfnisse, kein Reichthum mehr zu groß, keine Arbeit mehr hinreichend. Mehr Genuß, aber weniger Zufriedenheit. Mehrere Gegenstände, aber weniger Kraft der Empfindung, der Neigung, der Tugend. Die Vorurtheile für Heimath, Gewohnheit und Alterthum, und die von ihnen abhängigen Neigungen geschwächt, vielleicht bis zur Gleichgültigkeit und Geringschätzung; die Empfindlichkeit fürs Neue, durch die Angewöhnung zum flüchtigen, üppigen Genuß und zur Abwechslung aufs höchste getrieben. Das Rauhe, Selbstische der Vaterlandsliebe gemildert, durch das erweiterte Wohlwollen und Menschengefühl; vielleicht auch das Schöne, Erhabene derselben verwischt, oder der Mangel an allem thätigen Wohlwollen versteckt unter der Schminke des Kosmopolitismus. Gold endlich der Götze, dem alles opfert, dem alles aufgeopfert wird; weil er, und er nur, der Menge allmächtig, alle Wünsche zu erfüllen scheint *). Le commerce, sagt *Montes-*

*) Dem Kaufmann heißt ein Freund, wer mit ihm handelt. Ein holländischer Kaufmann soll einem Fremden,

tesquieu, polit les moeurs; mais il les corrompt. Und die ihm eigenthümlichen natürlichen Wirkungen scheinen mit diesem kurzen Ausspruche aufs richtigste angegeben zu seyn.

Zum Gegenbilde dieses jetzt so gemein anwendbaren Gemähldes von einem unter dem mächtigen Einfluß der Handlung gebildeten Volke, wird hier noch eine kurze Beschreibung des sittlichen Zustandes einer kleinen Insel, in der Nachbarschaft der cultivirtesten Länder und des Sitzes der Handlung und des Reichthums, den meisten Lesern nicht unangenehm seyn. Sie kann mehrere der bisherigen Bemerkungen bestätigen, und wie sehr die Bildung der Menschen sich nach den Umständen richtet, unter denen er sich zu erhalten strebt, allein schon beweisen.

St. Kilda ist eine von den westlichen Inseln bey Schottland; enthält ohngefähr fünf Meilen im Umkreis, und 180 bis 200 Einwohner. Ihr Reichthum besteht in Vieh, hauptsächlich in wilden Gänsen, und vielen andern Vögeln, die diese und die benachbarten Inseln in unzähliger Menge besuchen, und deren Eyern. Geld achten sie für nichts, und bedienen sich dessen gar nicht. Für diese, und die nächsten kleinen Inseln war bis ins

den, der in seiner Gesellschaft es beklagte, daß er sich nicht mit ihm unterhalten könne, weil er seine Sprache nicht verstehe, geantwortet haben: was es schade, sie haben ja doch nichts mit einander zu handeln. — Aber sind nicht tausend Gelehrte von Profession eben so gleichgültig gegen jedwede Gesellschaft, in welcher sie nichts von ihren Wissenschaften auskramen oder für dieselben einsammlen können? Und ihre Freunde?

Jahr 1697 ein einziges Feuerzeug, welches einem jeden, dem das Feuer ausgegangen war, für einen Vogel oder drey Eyer überlassen ward. Auch Salz hatten sie nicht. Die Kunst zu schreiben war ihnen ein eben so wunderbares Geheimniß, als sie den Wilden immer zu seyn pflegt. Ihre große Kunst besteht in der Geschicklichkeit, die gefährlichsten Felsen zu ersteigen, um die Vögel aus ihren Nestern, oder auch die Eyer derselben wegzuholen. Wer sich unter ihnen einen Namen machen will, muß der Vorderste in diesen Gefahren seyn.

So stark sie sonst sind: so können sie doch nicht weit zu Fuße gehn; weil sie selten Gelegenheit haben, ihre Kräfte auf diese Weise zu gebrauchen und zu üben. Bey diesen Umständen sind sie in einem hohen Grad vergnügt und rechtschaffen. Sie belustigen sich auf allerley Weise; ihre Weiber singen gewöhnlich bey ihrer Arbeit; die mehresten unter ihnen lieben die Dichtkunst und üben sie. Sie haben gewöhnlich keine Geistlichen unter sich; sind aber den Grundartikeln der christlichen Religion in aller Einfalt zugethan; dergestalt, daß sie die Leute eines von ungefähr bey ihnen angelandeten Schiffes nicht für Christen erkennen wollten, weil sie am Sonntag Ballast in das Schiff trugen, ihnen Vieh wegnahmen, ohne es nach seinem wahren Werthe zu bezahlen, und ihre Weiber verführen wollten. In langer Zeit hat man von Ehebruch oder Hurerey kein Beyspiel unter ihnen gehabt; bis ein angeblicher Prophet und schändlicher Betrüger unter ihnen Schwärmerey erregte, die aber von keiner langen Dauer war. Das Loos, oder wenn die Sache wichtig genug dazu ist, der Eid entscheidet ihre Streitigkeiten. Sie sind billig und einig unter sich, gerecht und

gast-

gastfrey gegen Fremde, mitleidig gegen die Hülfsbedürftigen, und äußerst aufmerksam und eifrig für die Bewahrung ihrer Freyheiten, Gerechtsame und Gewohnheiten; unschuldig und glücklich wie die Menschen in der goldnen Zeit der Dichter; sagt ihr Beschreiber *M. Martin*, der Verf. des Voyage to St. Kilda. Lond. 1749. 8.

§. 153.

Natürliche Geschichte der hierarchischen Gesinnungen.

Jedwede der besondern Lebensarten der mancherley Stände in der bürgerlichen Gesellschaft hat auf Körper, Einsichten und Interesse so sehr vielen Einfluß, daß Eigenheiten in den Sitten und Neigungen daher entspringen müssen. Es kostet auch nicht viele Beobachtung oder Nachdenken, um einige dergleichen anzumerken. Unterdessen scheint es noch nicht rathsam, die Grenzen der Philosophie so weit herauszurücken, daß moralische Technologie auch einer ihrer Theile würde, in welchem die Sitten der mancherley Handwerker, Kaufleute, Gelehrten und anderer wissenschaftlich erörtert würden.

Man hat einzelne Versuche dieser Art, die immer schon ein schätzbarer Beytrag zur Menschenkenntniß sind *),

*) *Hume* hat in seinem Essay on national characters den Gemüthscharakter eines Soldaten und eines Geistlichen beschrieben; letztern am ausführlichsten, aber offenbar zu sehr von der schlimmen Seite, zufolge seiner Begriffe von der Religion, vielleicht auch der Begegnisse, die ihm von Geistlichen wiederfahren sind.

Eine,

Da kein Stand der Gesellschaft von jeher wichtiger gewesen ist, als der der Vorsteher und Diener der Religion: so reizt er auch vorzüglich zur Untersuchung, was er für Einflüsse auf den Charakter der Personen haben könne, die sich ihm widmen. Und da müßte man gewiß sehr unrichtige Begriffe von dem Verhältniß der Religion zur menschlichen Natur hegen, und unbillig bey der Einziehung und Beurtheilung der Erfahrungen zu Werke gehen; wenn man nicht manche Beyspiele einer ausnehmenden Veredlung des Charakters durch die beständige Beschäftigung mit den Wahrheiten und Angelegenheiten einer vernünftigen Religion, und dem Gedanken, andern Vorbild der Tugend seyn zu müssen, anerkennen wollte; wenn man mit Hume behaupten wollte *), daß Heucheley, Herrschsucht, Beförderung der Unwissenheit und des blinden Glaubens, Hochmuth, der bitterste Haß und Rachsucht Eigenschaften seyn, die der Stand der Geistlichen am natürlichsten erzeuge; daß Ernsthaftigkeit vielleicht die einzige Tugend sey, die er bewirke; daß die Menschenliebe, Demuth und Sanftmuth, die ein-

Eine, auch dem, der sie nicht mit eigenen Beobachtungen zusammenhalten kann, wahrscheinliche und lehrreiche Schilderung der gemeinen Seeleute hat Forster seinen Reisen einverleibet, im ersten Th. S. 535 des Originals.

*) l. c. 'Tis a trite but not altogether a false maxim, that priests of all religions are the same. – These men, being elevated above humanity, acquire an uniform character, which is entirely their own. – Whoever possesses the noble virtues of humanity, meekness, and moderation, as very many of them, no doubt, do; is beholden for them to nature or reflection, not to the genius of his calling.

einzelnen Personen dieses Standes nicht abgesprochen werden können, für Wirkungen ihres Naturells oder Nachdenkens, nicht aber ihres Standes anzusehn, und daß es nicht so ganz falsch sey, daß Priester aus allen Religionen einander gleichen.

Unterdessen ist es eine, nicht auf die Geschichte eines Volks und eines Zeitalters, sondern aller Völker und der verschiedensten Zeiten sich gründende Bemerkung, daß Bestrebungen nach Unabhängigkeit und Herrschaft auf eine sehr auszeichnende Weise bey diesem Stande sich zu erkennen gegeben haben. Es ist also nicht nur zur Menschenkenntniß, sondern auch zur moralischen und politischen Würdigung der Religion, ja den Personen dieses Standes selbst zur Bewahrung ihrer Tugend, nützlich und nöthig zu wissen, aus was für Gründen dieses kommen könne; und was für Triebfedern dabey wirksam seyn müssen?

Bey unpartheyischer, sowohl speculativer als historischer Untersuchung wird sich bald entdecken, daß dieses Bestreben nach Unabhängigkeit und Herrschaft keineswegs aus lauter an sich bösen, den Charakter schändenden, und der Gesellschaft überhaupt nachtheiligen Eigenschaften entspringen müsse; sondern auch aus edlen und gemeinnützigen Trieben entstehen könne.

1) Da die Religion für die vornehmste Stütze der Tugend gehalten wird, wie sie es auch gewiß ist; da sie den Willen Gottes, des höchsten Gesetzgebers und Oberherrn der Menschen, erklärt; da alles dasjenige also, was wichtig in der menschlichen Gesellschaft ist, Glückseligkeit hindern oder befördern kann, ihr nicht gleichgül-

tig seyn darf: so erhellet, wie man ihr natürlicher Weise die Oberaufsicht über alles, und insbesondere über jedwede andere Gewalt und Gesetzgebung zueignen, und der Diener der Religion es also für seine Pflicht ansehen könne, allen Fleiß und Sorgfalt anzuwenden, daß alles der Religion gemäß eingerichtet und ihren Geboten unterworfen werde *). Freylich sagt die Vernunft, daß Herz und Verstand zu bessern, nicht Gewalt das rechte Mittel sey, sondern Ueberzeugung oder Ueberredung durch Unterricht und Beyspiel. Sie sagt, daß wir bey unsren besten Absichten keine Mittel gebrauchen dürfen, die den Grundgesetzen der Gerechtigkeit, der gemeinen Sicherheit und Wohlfarth entgegen sind; sondern es der göttlichen Vorsicht überlassen müssen, was geschehen soll, wenn gerechte Mittel uns fehlen; und daß wir so insbesondere in denjenigen Angelegenheiten uns betragen müssen, in denen unser Verstand so

*) Schon K. Constantin soll verordnet haben, daß man bey bürgerlichen Rechtshändeln an die Bischöffe sich wenden dürfe, auch wenn der andre Theil es nicht wolle. Die nachfolgenden Kayser haben dieß bestätigt; und die Carolinger auch auf peinliche Fälle ausgedehnt. Ja Ludwig der Fromme erkannte schon seine eigne Gewalt für eine Dienerinn der Geistlichkeit, famulante, ut decet, potestate nostra. S. Schmidt Gesch. der Deutschen, I. 577 ff. Vergl. Ebend. Band III. S. 5. Pabst Innocenz III gebot dem Könige von Frankreich, mit dem K. v. England Frieden zu machen. Man antwortete ihm, daß dieß eine Lehensangelegenheit sey, über die der Pabst nichts zu sagen habe. Was erwiederte hierauf der Pabst? Non intendimus judicare de feudo - sed decernere de peccato, cujus ad nos pertinet sine dubitatione censura, quam in quemlibet exercere possumus et debemus. Schmidt B. III. S. 294.

so leicht irrt, in denen es so schwer ist, die Grenzen des Wahren und Falschen zu bestimmen. Aber was die Vernunft sagt, erkennt nicht immer der Mensch. Und am leichtesten überhört man diese Erinnerungen beym Bewußtseyn edler und grosser Absichten und dem Eifer für dieselben. Der schwache Sterbliche, dem die Tugend so vielen Kampf kostet, befriediget sich gar zu leicht bey halber Erfüllung seiner Pflicht. Wie er sich beruhigen kann damit, daß er das, wornach er strebte, im sogenannten Wege Rechtens, durch richterliche Aussprüche erhalten hat; wenn gleich sein natürliches Gefühl und Gewissen ihm das Unrecht, das in der Sache selbst liegt, zu erkennen giebt: so hält er sich auch leicht für gerechtfertiget wegen der Mittel, wenn er gute Absichten zu befördern glaubt.

Und dann wie wahrscheinlich lassen sich nicht auch jene Aussprüche der Vernunft wegvernünfteln. Wie, kann man sagen, soll man durch Unterricht und Beyspiel, durch gelinde Mittel Menschen zu rechte bringen, die der Wahrheit kein Gehör geben; die durch Vorurtheile verblendet, durch Leidenschaften verhärtet sind? Man darf Gewalt brauchen, wenn es darauf ankömmt, einem Menschen das Leben zu erhalten; wie vielmehr, wenn er vom Laster und vom ewigen Elende abgehalten werden muß? Es kömmt alles auf frühe Angewöhnung und Erziehung an. Wenn man also auch ein ganzes Volk ausrotten müßte mit Feuer und Schwerd, um eine falsche Religion, und was damit verknüpft ist, Laster und ewiges Verderben zu vernichten und zu verhindern; wäre es nicht Wohlthat, nicht Menschenliebe? Also die Religion darf, muß oft gewaltsamer Mittel sich bedienen;

nen; und es ist daher gut, daß sie in den Besitz derselben eingesetzt wird.

2) Ein anderer Gedanke, der zum vorigen leicht sich gesellt, und hierarchische, oder, wenn man lieber will, hierokratische Gesinnungen erzeugen hilft, ist der von der Würde der Religion, und folglich auch derer, denen sie anvertraut ist, die die unmittelbarsten Diener und Vertraute der Gottheit sind. Oft genug hat sich dieser Gedanke bey hierarchischen Aeußerungen ausdrücklich zu erkennen gegeben. Bey dem Streit über die Investitur und der allgemeinen Frage, ob ein Geistlicher wegen der Kirchengüter von einem weltlichen Fürsten in Lehenseid und Pflicht genommen werden könne? führte man von Seiten der Päbste zum Grunde der Verneinung an, daß es unanständig sey, daß ein Geistlicher, der schon Gott gewidmet ist, und an Würde die Layen übertrift, wegen irdischen Gewinns einem Layen den Lehenseid leiste. Oder auch, daß es sich nicht gezieme, daß von Blut triefende Hände auf die heiligen, dem Leib und Blut Christi geweihten Hände der Geistlichen gelegt würden, die Götter und erhabene Söhne seyn. Die Päbstliche Würde, und überhaupt das geistliche Amt, sagte man bey mehrern Gelegenheiten, verhalte sich zum Ansehn der weltlichen Obrigkeit, wie die Sonne zum Mond, die Seele zum Leib, der Tag zur Nacht, das Himmlische zum Irdischen *). Und daß der Pabst Oberherr über alle welt-

*) Schmidts Geschichte der Deutschen Th. II. S. 468. 475. III. 289. Iselins Geschichte der Menschheit Th. II. S. 263.

weltliche Mächte sey, glaubte Gregorius VII durch einen Schluß a majori ad minus sonnenklar erweisen zu können, indem er schloß: Wer den Himmel öfnen und verschließen könne, der müsse ja auch auf Erden Kayserthümer, Königreiche, Fürstenthümer ꝛc. nach Verdienst nehmen und geben können. Wer über das Geistliche als Richter bestellt ist, müsse es ja um so mehr über das Weltliche seyn u. s. w. *).

Und in eben dem Geiste sagte noch im 17ten Jahrhunderte der Pater Neithard, ein deutscher Jesuit, Beichtvater der Königinn von Spanien, Maria Anna von Oesterreich, zu einem Großen, der ihm nicht mit Ehrerbietigkeit begegnete: „Ihr müßt vor mir Ehrfurcht haben, der ich alle Tage euren Gott in meinen Händen, und eure Königinn zu meinen Füßen habe **)."

Wenn nun gleich dieser äußersten Erhebung der geistlichen Würde nur die wenigsten Mitglieder dieses Standes fähig seyn sollten — selbst in den Zeiten des Gregorius VII zeugten einige wider sie mit Nachdruck; so ist doch etwas im Grunde, was auch ein bescheidneres und vorsichtigeres Gemüth verführen kann.

3) Insbesondere aber können in gewissen Zeiten aus diesen beyden Gründen hierokratische Gesinnungen mächtig empor streben; in solchen nämlich, in welchen sich die Weltleute durch ihre ungesittete Aufführung der Geistlichkeit verächtlich, und von ihr abhängig machen. Abhängig, vermöge des Bedürfnisses, durch sie mit dem Him-

*) Schmidt II. S. 270 f.

**) *Millot* Elemens d'histoire generale. Tome VIII. 377.

Himmel und mit sich selbst sich auszusöhnen. Denn je verwilderter die Menschen sind; desto nöthiger werden ihnen künstliche Mittel zur Gewissensberuhigung; desto nöthiger werden ihnen geheimnißvolle Religionen; und desto höher steigt das Ansehn des Priesterthums; wenigstens in den Augenblicken der Reue. In andern Augenblicken mißhandeln sie gleichwol die Religion und ihre Diener eben so barbarisch, als alles andere. In Zeiten, wie diejenigen waren, worinn Gregorius lebte, mußte ein Mann von seiner Kraft den Entschluß fassen, die Kirche von der Bothmäßigkeit der weltlichen Mächte zu befreyen, und das Uebergewicht auf ihre Seite zu lenken. Ob es gleich damals auch gute Menschen, und vielleicht gewisse Tugenden von vorzüglicher Größe gab: so bezeichnet doch den allgemeinen sittlichen Zustand derselben hinlänglich der einzige Name des Faustrechtes. Und wenn noch nicht der Name allein: so doch der Umstand, daß Könige und Bischöffe alle ihre Künste anwenden, und selbst angebliche Offenbarungen zu Hülfe nehmen mußten, um es dahin zu bringen, daß Mitbürger eines Reichs sich nur zwey Tage in der Woche nicht befehdeten. Es läßt sich aber hiebey wahrscheinlich folgern, daß schon um dieses Grundes willen, dem die Hierokratie ihr Daseyn verdankt, die innere Würde und Heiligkeit der Religion in Gefahr komme abzunehmen, wie die Macht der Priester auf diese Weise zunimmt. Umsonst wird ihnen dieser Vortheil über die Freyheit nicht zugestanden; sie müssen andere Vortheile dafür gewähren. Und derjenige, auf welchen, wie schon bemerkt worden ist, und die Geschichte lehret, das Absehn hiebey hauptsächlich gerichtet wird, ist ein leichteres Mittel, Beruhigung des

Ge-

Gewissens zu erhalten, als nach den Regeln einer unbestochenen Vernunft und Sittenlehre zu hoffen steht. Die bequeme Moral, der Probabilismus und die Amulete für Leibes- und Seelengebrechen, sind vielleicht die mächtigsten Stützen gewisser geistlichen Orden von jeher gewesen.

4) Zu diesen, die Sache bis zu einem gewissen Grade rechtfertigenden, wenigstens im Grunde nicht verwerflichen Antrieben, können denn freylich auch noch andere natürliche Triebfedern sich gesellen. Jeder Mensch ist von Natur mehr zum Herrschen, als zum Gehorchen geneigt. Beym geistlichen Stande kömmt nun noch hinzu, daß manche andere natürliche, bisweilen auch die gewaltigsten Neigungen bey demselben eingeschränkt werden müssen. Dafür will das Herz eine Entschädigung haben. Der Trieb zur Ehre und Herrschaft kann also um so stärker werden; je mehr von andern Absichten die Begierde abgehalten ist; und dieser Trieb dort um so viel leichter der herrschende werden, je leichter er seine wahre Gestalt verbergen und unter der Maske der Tugend, so gar der Demuth, sich behaupten kann. Er kann selbst durch die Hindernisse um so viel eher gereizt werden, je weniger es möglich ist, ihm alle Wege abzuschneiden, die zum Ziele desselben führen.

Kapitel IV.

Von dem Einflusse des Klima und den übrigen Beschaffenheiten des Wohnlandes.

§. 154.

Einleitung in die allgemeinen Grundsätze.

Ueber eine Materie zu schreiben, über die schon vieles geschrieben worden ist, und über die doch noch immer von den berühmtesten Männern die entgegengesetztesten Meynungen geäußert werden *), hat wenig angenehmes; wenn man nicht geneigt ist, andern zu widersprechen, und sich das Ansehn zu geben, allein einzusehn, was so viele andere nicht haben einsehen können. Unterdessen giebt es bey solchen Streitigkeiten doch immer einige Grundsätze, die sich aus dem Streitigen herausheben und außer Zweifel setzen lassen, und deren Verkennung oder unrichtige Anwendung nicht so wohl von den Schwierigkeiten herrühret, mit denen sie umgeben sind, als vielmehr von der Hitze, mit welcher die streitenden Partheyen ihre

*) Hauptgegner der Meynung vom Einflusse des Klima auf die Sitten, auf den *Montesquieu* Esprit des loix liv. II. so viel rechnet, sind *Helvetius* in seinem Buche de l'Esprit, und *Hume* im Ess. of nation. Characters. Mehrere werden weiter unten noch genannt werden.

ihre Behauptungen auszudehnen und zu vertheidigen suchen. Diese vom Zweifelhaften und vom Uebertriebenen abzusondern, erfordert nicht immer vorzügliche Einsichten; sondern nur ruhige, unpartheyische Prüfung, und Entschlossenheit, nicht mehr bestimmen zu wollen, als sich bestimmen lässet.

Wie weit sich die Einflüsse des Klima, der Beschaffenheit der Luft und Witterung, bey jedwedem Volke, zu jedweder Zeit erstrecken, wie dauerhaft, wie allgemein sie einzelne Neigungen gründen; dieß sind schwere Fragen. Aber daß überhaupt erhebliche Einflüsse auf das Sittliche daher entstehen müssen, lässet sich gewiß nicht leugnen. Denn

1) daß große Verschiedenheiten der Luft, in Absicht der Wärme und Kälte, daß trockne, heitere, nasse, trübe Witterung auf Stärke und Schwäche, Lebhaftigkeit und Trägheit, dauerhafte Gesundheit oder öftere Krankheiten des Körpers, und mittelst des Körpers auf Verstand und Willen vielen Einfluß haben; kann niemanden zweifelhaft seyn, der entweder die allgemeinsten Grundsätze von der Natur dieser Dinge, oder auch nur die Erfahrung unmittelbar zu Rathe zieht *).

2) Eben so gewiß und begreiflich ist es aber auch, daß die Fruchtbarkeit und Schönheit eines Landes vom Klima natürlicher Weise abhänge. Diese aber bestim-

*) Les climats d'une temperature seche, plutot chaude que froide, sont en general très favorables aux nerfs — La vraie patrie de la delicateſſe du genre nerveux eſt entre le 45 et 55 degrè de latitude. *Tiſſot* Traité des Nerfs tom. II. prem. part. chap. VII. art. III.

stimmen hauptsächlich die Lebensart und Beschäftigung der Menschen und den Fortgang in der Vermehrung und Erhöhung ihrer Begriffe. In einem fruchtbaren, milden Klima, wo die Natur in mancherley wohlschmeckenden, von selbst, oder bey geringer Arbeit entstehenden Früchten eine hinreichende Nahrung anbietet, werden die Menschen schwerlich den Jägerstand erwählen, oder so lange in demselben bleiben, als in einem unfruchtbaren Erdstriche. Die Vollkommenheit, Manchfaltigkeit und Schönheit, oder die Einförmigkeit, das Ungestaltete, Rauhe und Finstere der Gegenstände, die einen Menschen gewöhnlich umgeben, können nicht anders als entsprechende Beschaffenheiten der herrschenden Vorstellungen, und also auch wohl einigermaßen der Neigungen desselben hervorbringen.

Die Wahrheit dieser Sätze erfährt ein jeder an sich und andern in den Eindrücken und Veränderungen, die die verschiedenen Witterungen und Jahreszeiten mit sich bringen. Aller Orten kann man auch, wenn man aufmerksam ist, die der Munterkeit des Geistes nachtheiligen Wirkungen allzutrockner oder sonst ungesunder Winde beobachten; wenn sie gleich nicht überall so auffallend sind, als die des Sirocco *) in Sicilien, oder des Süd-Süd-Ostwindes in der Provence **), oder des zu Anfang und Ende des Winters in England gewöhnlichen Nordostwindes.

Wenn

*) S. *Brydone's* Tour trough Sicily etc. p 6 seqq.
**) S. Hist. generale de Provence I. 140
***) Reysler in Flögels Geschichte des menschl. Verstandes. §. 68.

Wenn man von diesen vorübergehenden Wirkungen auf die beständigen Einflüsse des Klima schließen will: so muß man freylich die Macht der Gewohnheit und die Folgen der Ungewohnheit mit in Erwegung ziehen, und etwas dafür abrechnen. Denn auch der angenehme Frühling bringt nicht die lebhaften Wonnegefühle und die Heiterkeit in die Seele, wo er beständig herrscht, wo die Natur nie aufhört zu grünen und zu blühen; als wo er der erstarrten und gleichsam erstorbenen Erde Leben und Schönheit wiederbringt. Und gegen alle Beschwerlichkeiten der Witterung und der Jahreszeiten lernt sich der Mensch allmälig schützen oder verhärten.

Aber durch alles dieses können die Einflüsse des Klima doch lange noch nicht ganz aufgehoben, und auch nicht einmal bey allen Menschen merklich geschwächt werden.

Auch dürfen dieselben darum nicht geleugnet werden; weil man jedwede Tugend und jedwedes Laster unter jedwedem Himmelsstriche gefunden hat oder noch findet. Denn, gesetzt daß diese Beobachtung sich gar nicht leugnen lässet: so ist die Frage ja doch noch übrig, wo jedwede Gemüthseigenschaft am stärksten, am dauerhaftesten, am häufigsten sich zeigt; und wo sie am leichtesten, bey übrigens gleichen Umständen entsteht? So wie Thiere und Erdgewächse wohl auch in verschiedenen Klimaten bestehen können, aber nicht überall so gut gedeihen und zur Vollkommenheit gelangen, als in ihrem natürlichen Vaterlande: eben so können auch Gemüthseigenschaften ihr Klima und Vaterland haben, ob sie gleich nicht schlechterdings darauf eingeschrenkt sind, oder mit Gewalt auch da ausgerottet werden können. Wie

die verschiedensten Klimate in gewissen Jahreszeiten eines dem andern ähnlich werden: so können es vielleicht auch die Bewohner in den Neigungen, so fern sie vom Klima herkommen, alsdann auch seyn. Aber solche Uebergänge bestimmen doch den Charakter nicht.

Wenn man die Uebereinstimmung der Physiognomie mit dem Gemüthscharakter etwas gelten lässet — und etwas muß man sie gelten lassen: so findet sich auch darinn noch ein Beweis von dem Einfluß des Klima. Denn nicht nur sind die schönsten Formen dem gemäßigten Klima eigen: sondern es entdecken sich häufig auch diesem gemäße Anzeigen des Sittlichen in der Physiognomie *).

In der Lehre von den Temperamenten (§. 139. ff.) ist angemerkt worden, daß die Furcht vor den Fehltritten, wozu jene geneigt machen, die sittliche Denkart bisweilen zum entgegengesetzten Bestreben überspanne. Eben dieß läßt sich auch vom Klima annehmen. *Montesquieu* **) will auf diese Weise erklären, warum die Religion, die den ehelosen Stand zur Vollkommenheit anrechnet, in den wärmern Ländern von Europa länger sich erhalte, als in den kältern. Und Baretti behauptet, daß die Musik in Italien unter Leuten von Stande darum weniger getrieben werde, als in andern Ländern; weil sie theils, als ein einheimisches Naturprodukt, für etwas zu gemeines, theils bey der ohnedem großen Lebhaftigkeit der Ima-

*) S. Büffon allg. Geschichte der Natur B. VI.

**) Esprit des Loix liv. XXV. ch. IV. Nous aimons en fait de religion tout ce, qui suppose un effort.

Imagination und Empfindlichkeit fürs sinnliche Vergnügen allzugefährlich gehalten werde *).

Daß es bey der Beurtheilung des Klima eines Landes nicht ganz allein auf die Entfernung vom Aequator ankomme; daß es besonders auch auf die Erhebung desselben über die Oberfläche des Meeres **), auf die Entfernung von diesem letztern, auf Flüsse, die Nachbarschaft großer Gebirge überhaupt, und auf die Seite, auf welcher diese einem Lande, oder einer Stadt liegen, auf die gewöhnlichen Winde ankomme; daß die Anbauung des Landes, Austrocknung oder Ableitung stehender Gewässer, Aushauung großer Wälder, Vermehrung der Feuerstellen, und was sonst noch auf den Zustand der Luft und Ausdünstungen in einem Lande merklichen Einfluß haben kann ***), mit in Erwägung gezogen wer-

*) *Baretti* Account of the manners and customs of Italy vol I. ch. XVII.

**) Das Klima auf den hohen gebirgigten Gegenden der Provence und den tiefen Landstrichen ist so sehr von einander verschieden; daß man das Getraide in den erstern säet, wann man es in den letztern einerndtet S. Hist. gen. de Provence tom I. p 138. Ein gleiches ist von der Schweiz bekannt. S. Reisen durch die merkwürdigen Gegenden Helvetiens Th. II. S. 127. 273 ff.

***) Die der Erde eigenthümliche innere Wärme, komme sie von wirklichem unterirrdischem Feuer, oder von Wärme erzeugenden Materien, oder von ihrem ursprünglichen Zustande her, wie Büffon annimmt, muß, wenn solche nicht überall gleich ist, die Verschiedenheiten des Klima auch bestimmen helfen. Die Einwohner einiger Gegenden des Aetna und Vesuv sollen wilder und lasterhafter seyn, als ihre Nachbarn, wegen der schwefelichten und andern hitzigen Ausdünstungen, die sie in sich ziehen, nach *Brydone* l. c. vol. I. p. 165 seq.

den müsse; dieß ist schon so oft gesagt worden *), daß es überflüssig scheinen könnte, noch daran zu erinnern; wenn nicht bey den Streitigkeiten über diese Materie gemeiniglich sich offenbarte, daß diese Erinnerungen leicht vergessen werden.

Um so viel einleuchtender muß es also auch seyn, daß in verschiedenen Provinzen großer Länder das Klima, und die Sitten zufolge desselben, sehr verschieden seyn können. In Persien hat Chardin innerhalb weniger Wochen Getraide säen, und reifen, und erndten gesehen, bey seinen Reisen durch verschiedene Provinzen.

Endlich wird man auch leicht einsehen, daß die Unterscheidung des heißen, kalten und gemäßigten Klima noch viel zu unvollständig und unbestimmt ist, um eine genaue Erörterung der Einflüsse des Klima zu gründen.

Vielleicht kömmt es noch mehr auf Beständigkeit und Unbeständigkeit der Witterung, als auf den Grad der Kälte oder Wärme an. Denn der Körper leidet durch nichts so sehr, als durch schnelle Abwechselung sehr verschiedener Witterungen. Auch hat Hippokrates schon aus diesem Gesichtspunkte die Einflüsse des Asiatischen und Europäischen Klima beurtheilet; den sanftern, ruhigern Gemüthscharakter der Asiatischen Völker aus der gleichförmigen, nur selten, etwa zweymal im Jahre, und da allmälig sich ändernden Witterung, und die heftigern Anfälle von Leidenschaften der Europäer aus den gewaltigen Veränderungen der Luft zum Theil hergeleitet

*) S. Flögels Geschichte des menschl. Verstandes Kap. III. und Esprit des Nations tom. I. liv. I. ch. IV seq.

tet *). Zum Theil; denn dieser unvergleichbare Beobachter erkannte auch hiebey die Wirkungen der despotischen Regierungsform.

§. 155.

Weitere Entwicklung der muthmaßlichen Wirkungen des heißen und kalten Klima.

Nach allen diesen genauern Unterscheidungen und Bestimmungen die mittelbaren und unmittelbaren Einflüsse des Klima abzuhandeln, würde ein Unternehmen von fast unübersehlicher Weitläuftigkeit und Schwierigkeit seyn **). Je mehr man sich es zum Gesetze machen

*) S. *Mackenzie* Hist. de la santé p. 84. Vergl. *d'Ovington* Voyage I. 185, *De la Loubere* Descript du Royaume de Siam I. 232. Esprit des Nations liv. I. ch. IV.

**) Wenn man auch nur nach den zween gewöhnlichsten Theilungsgründen, der Wärme und der Trockenheit, ohne alle Rücksicht auf die übrigen vorher bemerkten Punkte, das Klima eintheilet; so ergeben sich schon, durch die Verbindung dieser beyden Theilungsgründe, außer dem in beyder Rücksicht, sowohl auf Wärme als Trockenheit, vollkommen gemäßigten oder mittlern Klima, noch sechs von der vollkommensten Temperatur abweichende Hauptverschiedenheiten desselben. Nemlich ein kalt-nasses, heiß-nasses, kalt-trockenes, heiß-trockenes, ein mäßig warmes und übermäßig trockenes, und ein übermäßig warmes und mäßig trockenes Klima. Und noch stehen offenbar die Verschiedenheiten überall zu weit von einander ab; und es müßte wohl, wenn es zu genauern Untersuchungen kommen sollte, zwischen den beyden äußersten wenigstens noch ein zwiefaches gemäßigtes Klima, so wohl in Absicht auf Wärme als Trockenheit, angesetzt werden; ein mehr kaltes als warmes, oder kühles, und ein mehr heißes als kaltes, ein eigentlich warmes; eben also etwa ein trockenes

will, vor übereilten Schlüssen aus einzelnen, nur halb-untersuchten Erfahrungen und andern gewagten Denkarten

---

nes und feuchtes zwischen dem dürren und nassen Klima. Denn die Natur ist auch hier sehr manchfaltig.

Der Gesundheit des Menschen sind die äußersten Grade, wie der Hitze und Kälte, so der Feuchtigkeit und Trockenheit, ohne Zweifel nachtheilig. Insbesondere sind es Feuchtigkeit und Wärme bey einander. Dieß beweiset die Mortalität von Sumatra, Batavia und allen ähnlichen Ländern. Auch ist es begreiflich; da in diesen beyden Beschaffenheiten die offenbarsten Ursachen der Entkräftung, Erweichung und Verdünnung durch Ausdehnung enthalten sind.

Aber aus diesen Datis allein auf die sittlichen Beschaffenheiten zu schließen, ist doch noch sehr bedenklich. Und nur so viele, vor allen Trugschlüssen hinlänglich gesicherte Data von allen übrigen Hauptverschiedenheiten des Klima zu erhalten; wie schwer auch dieß!

Wenn ich dennoch, nach allgemeinen Begriffen, und einigen wenigen, mir ausgemacht scheinenden Erfahrungen, denen aber vielleicht eben so viele andere entgegengesetzt seyn könnten, es wagen sollte, über die sittlichen Wirkungen aller Hauptgattungen des Klima etwas zu sagen: so würde ich, um mich kurz zu fassen, in Rücksicht auf die im vorhergehenden Kapitel bestimmten Begriffe von den Temperamenten, meine Vermuthungen so angeben.

Ein in aller Rücksicht gemäßigtes Klima, wie es vielleicht nirgends in der Welt vollkommen, aber doch vorzüglich in Frankreich, einigen Theilen der Schweiz, Italiens und Griechenlandes sich findet, erzeugt oder befördert das sanguinische Temperament. Allzufeuchtes, mehr warmes als kaltes Klima, das melancholische Temperament; übermäßig feuchtes und mehr kaltes als warmes Klima, das böotische; trocknes und warmes, doch keines von beyden, oder wenigstens nicht beydes, aufs äußerste, ein Klima, wie größtentheils

in

ten sich in Acht zu nehmen; desto mehr wird es nöthig werden, sich hier nicht auf einmal zu weit auszubreiten,

in Spanien ist, das cholerische; übermäßig warmes und trocknes Klima das hypochondrische Temperament, überspannte Empfindlichkeit und Reizbarkeit. Und wenn phlegmatisch der Name der äußersten Erschlaffung und Trägheit seyn soll: so müßte ich diese Temperamentsbeschaffenheit am meisten von der äußersten Hitze und Feuchtigkeit erwarten. Aber für diese Art von Entkräftung ist vielleicht keiner aus allen diesen Namen anpassend genug. Wie äußerst nachtheilig aber für die meisten Menschen die Einflüsse eines solchen Klima seyn; beschreibt ein Kunsterfahrner Beobachter *Lud. Schoeler* in Diss. de morbis Surinamensium Goetting. 1781.

Andere, zumal diejenigen, die nach einer ehedem gewöhnlichen Weise die Temperamente selbst nach den Graden der in ihnen sich findenden Wärme und Feuchtigkeit eintheilen, und dabey zum Grundsatze machen, daß Ursachen und Wirkungen einander ähnlich seyn müssen, könnten freylich leicht die Begriffe von den Verschiedenheiten des Temperaments und des Klima anders mit einander verbinden. Diese würden das cholerische Temperament vermuthlich im trocknen und heißen, das phlegmatische im nassen und kalten Klima suchen, u. s. w. Aber jene Eintheilung der Temperamente sowohl, als der Grundsatz, daß Wirkungen und Ursachen einander immer ähnlich seyn müssen, stehen nicht auf den besten Gründen.

Doch ich bleibe weit davon entfernt, meine Aeußerungen auch nur in der Speculation für genugsam gesichert zu halten; geschweige, daß ich der Beobachtung damit vorgreifen, oder sie ihr entgegen setzen wollte. Anlässe zu Untersuchungen sollen es nur seyn; die wenigstens die Weitläuftigkeit und Schwierigkeit des vorliegenden Thema, und die Unvollständigkeit der im Texte enthaltenen Ausführung desselben offenbaren helfen.

Und

sondern auf diejenigen Punkte einzuschrenken, wo es an zureichenden Beweisgründen am wenigsten fehlet. Und in dieser Rücksicht verdienen die beyden allgemeinsten Haupteigenschaften der Klimate, Hitze und Kälte, vor allen andern erwogen zu werden.

Wenn man nun zuförderst die Wirkungen der Hitze und Kälte auf den menschlichen Körper überlegt: so wird man folgende Einflüsse des heißen Klima für gegründet, und natürlich aus einander entspringend, wo nicht andere Ursachen überwiegend entgegen sind, gelten lassen müssen.

1) Die Hitze schwächt den Körper; indem sie die Gefäße ausdehnt und verdünnt, das Geblüt auflöset und die Ausdünstung vermehrt. Sie schwächt insbesondere auch die Verdauungswerkzeuge, und lässet daher einen schnellen und reichlichen Ersatz der verlohrnen Kräfte mittelst der Nahrung nicht zu. Die Kälte, wenn sie nicht aufs äußerste steigt, bringt die entgegengesetzten Wirkungen hervor. Sie verträgt sich insbesondere mit der Kraft und Wärme gebenden animalischen Nahrung. Das Geblüt der Nordischen Völker ist wärmer, und enthält gröbere Bestandtheile, eben so wie das Blut der stärkern Thiere *).

2) Eine andere unmittelbare Wirkung des heißen Klima ist Hang zur Ruhe, Abscheu vor mühsamen, den

---

Und was würde es vollends mit den Unterscheidungen der Klimate werden, wenn man alle die Eintheilungen der Luft, welche die Naturforscher itzt zu machen anfangen, dereinst auch hier einmengen sollte!

*) *Montesquieu* liv. II. ch. 2.

den Körper durch die Bewegung noch mehr erhitzenden und entkräftenden Unternehmungen und Arbeiten. Bewegungen, die in kältern Ländern Wohlthat und zur Diät erforderlich sind, können im heißen Lande unausstehliche Beschwerden scheinen. Da auch in heißen Ländern die Bedürfnisse der Nahrung *) und der Kleidung geringer sind: so fallen auch damit viele Antriebe zur Thätigkeit weg, und die Neigung zur Ruhe kann um so mehr überhand nehmen. Im Gegentheil ist das Bedürfniß der Bewegung wahrscheinlich eine der Ursachen, warum in kältern Ländern die Neigung zur Jagd auch bey der Einführung anderer Nahrungsarten noch lange fordauert.

3) Ganz unthätig kann der Mensch nicht seyn. Der Abscheu vor äußerlicher Beschäftigung befördert den Trieb zur innern Thätigkeit des Geistes in der Betrachtung und Verfolgung seiner Ideen. Zumal, wo Einbildungskraft und Empfindlichkeit lebhaft sind; und sie sind es in warmen Ländern, wie die Erfahrung lehret; sey es nun wegen der feinern Säfte und der durch feinere Häute weniger bedeckten, also reizbarern, beweglichern Nerven **), oder aus andern unbekannten Gründen. Aber anhaltendes, tiefes Nachdenken, bey viel umfassender Aufmerksamkeit, ist auch Arbeit; und Arbeit, die den Körper mit anstrengt und entkräftet. Die Fähigkeit hiezu ist oft im umgekehrten Verhältnisse mit einer gewissen Lebhaftigkeit der Empfindungen und

*) Man dünstet zwar bey der Wärme mehr aus; aber der Appetit ist doch schwächer.

**) *Montesquieu* l. c.

der Einbildungskraft; mit äußerster Beweglichkeit der Nerven kann sie nicht wohl bestehen. Befremdend kann es also nicht seyn, wenn in heißen Ländern nicht durch starken gründlichen Verstand die Menschen sich auszeichnen, wie durch Wirkungen der Phantasie. Und nach der Erfahrung ist es so. Allerley Dichtungen, die meisten und ausführlichsten Systeme des Aberglaubens sind da wohl entstanden; aber Entdeckungen und Schritte im Fortgange der Wissenschaften, dergleichen im gemäßigten Klima geschehen, kommen dort nie vor.

4) Die Imagination ist die vornehmste Quelle der Leidenschaften; und mittelst ihrer Wirkungen entstehen Reize und Begierden, wo keine natürliche Bedürfnisse sind Unnatürliche Laster und Ausschweifungen können also in heißen Ländern eher entstehen, als bey kälterer Natur. Daß insbesondere im Schooße des Müssiggangs, bey einer lebhaften Imagination und einer reichlichen Nahrung, die Reize zur Wollust sehr gefährlich werden können, ist bekannt und einleuchtend. Die Serrails sind, nach der Versicherung eines Chardin's und anderer glaubwürdiger Schriftsteller, der Sitz der allerabscheulichsten, außer ihnen unbekannten Unmenschlichkeiten und Vergehungen; aus mehrern Ursachen wohl, aber begreiflich auch aus den hier angemerkten. Die Polygamie findet in diesen Ländern durch die Leichtigkeit, eine Familie zu ernähren, Vorschub. Die Erde ist fruchtbar; und die Menschen brauchen weniger. Daß sie auch darum daselbst Statt finde, weil mehrere vom weiblichen Geschlecht gebohren werden, als vom männlichen, gegen das in andern Ländern bestehende Gesetz der Natur; entweder wegen der durchs Klima unmittelbar, oder durch übermäßige Reize

und

und Befriedigungen, und also durch die Polygamie selbst bewirkten Entkräftung, oder anderer Ursachen; dieß scheint bis itzt noch immer mit stärkern Gründen geleugnet, als behauptet zu werden *). Gewisser ist, daß auch selbst die Polygamie die andern noch unnatürlichern Befriedigungen des Geschlechtstriebes nicht verhindert **).

5) Aus mehrern der bisher angemerkten Gründe kann aber auch leicht Liebe zur Einsamkeit entstehen. Wer die Ruhe liebt, Bewegung scheut; der scheut auch wohl die Mühe, Gesellschaft zu suchen, oder nur zu unterhalten. Wenn er dabey eine lebhafte Imagination hat, mittelst derselben in sich selbst Beschäftigung und Zeitvertreib findet; so kann er der Gesellschaft auch um so mehr entbehren. Seine Empfindlichkeit und lebhafte Einbildungskraft können ihm die Gesellschaft wohl eher gefährlich machen; gefährlicher, als sie für andere ist; so daß er also auch aus Besorgniß für seine Tugend und Gemüthsruhe die Einsamkeit vorzieht ***).

6) Unter diesen Umständen läßt sich auch nicht viel Lust zu kriegerischen Unternehmungen und Muth gegen Gefahren erwarten. Wenn auch die körperliche Schwäche nicht wäre, oder keinen beträchtlichen Einfluß unmittelbar hiebey haben könnte; so würde doch die Gewohnheit, ein ruhiges und bequemes Leben zu führen, die im heißen Klima

*) S. Süßmilchs, Göttl. Ord. Th. II. §. 415. Für die andere Meynung hat Forster in seinen Observations p. 425 ff noch einiges beygebracht.

**) S. *Montesquieu* liv. XVI. ch. VI. Recueil des Voyages au Nord III. 118.

***) S. Zimmermann von der Einsamkeit.

Klima natürlicher ist, jenen Eigenschaften entgegen seyn. Und je weniger einem Menschen äußerliche Thätigkeit Bedürfniß ist; je mehr er an der Betrachtung sich begnügen, und seine Zufriedenheit in der Eingezogenheit finden kann; desto mehr senkt sich sein Trieb zur Freyheit und zum Eigenthume ein. Desto leichter wird es ihm also, beyde zu veräußern, den Besitz derselben der Ruhe oder vorübergehenden sinnlichen Vergnügungen aufzuopfern. Das heiße Klima ist also der natürliche Wohnsitz der Despotie. Republikanische oder vermischte Staatsverfassungen können vielleicht auch darum daselbst nicht wohl bestehen, weil ihre Erhaltung von einer weit mehr zusammengesetzten und gleichförmigen Politik abhängt, als die Despotie; einer Politik, Aufmerksamkeit, Entschlossenheit, Unbestechlichkeit, und Festigkeit, dergleichen sich von Menschen nicht erwarten lassen, die unter der Herrschaft der Phantasie stehen, plötzlichen, schwärmerischen Einfällen ausgesetzt, und die entfernten Folgen zu bedenken weniger aufgelegt, oder zu erforschen weniger fähig sind. Solchen Menschen können auch allgewaltige Oberherrn zur Bezähmung ihrer Phantasie und zur Unterhaltung der Ordnung und Thätigkeit eben so nöthig seyn, als sie sich bey ihnen leicht behaupten. Hinzugesetzt kann endlich allerdings auch noch werden, was zum Grundsatz eines eigenen Systems gemacht worden ist *), daß der Aberglaube eher zu Gunsten des Despotismus, als der Freyheit wirket.

7)

*) S. Recherches sur le Despotisme Oriental.

7) Je weniger ein Mensch auf seinen Muth sich verläßt, je mehr er vor Gefahren sich scheuet; desto mehr wird er über die Mittel nachdenken, durch List seine Absichten zu erreichen. Und da das warme Klima, wenn gleich nicht tiefdenkend über die entferntesten Verhältnisse, so doch scharf- oder feinsinnig macht: so wird der Fortgang in den Künsten der List und Feinheit daselbst um so viel leichter.

8) Eine andere Folge aus eben diesen Gründen ist der Glaube an übernatürlichen Beystand. Der Glaube richtet sich überall leicht nach dem Trieb der Wünsche und Bedürfnisse; zumal wenn eine lebhafte Phantasie ihn unterstützt. Den morgenländischen Völkern sind Amulete fast nöthiger als Kleider. Und ihre Imagination ist dabey so gefällig, oder ihr Bedürfniß so dringend, daß es ihnen gleichgültig ist, worinn sie bestehen und von wem sie herrühren. Die Perser und Indier nehmen sie, nach Niebuhrs Versicherung, von Juden und Christen, wenn sie nur mit unbekannten Charakteren bezeichnet sind.

9) Aus eben diesen Gründen ergiebt sich auch die Folge, daß die Neugierde, und die Begierde, die Zukunft vorher zu wissen, unter dem heißen Klima stärker seyn müssen. Wenn der Muth gleichgültig macht gegen das, was verborgen ist, weil er sich stark genug glaubt, es abzuwenden oder auszuhalten, es komme, wie es wolle; und die kalte Vernunft sich keine Mühe giebt, das zu entdecken, wovon sie einsieht, daß es nicht entdeckt werden könne: so macht die Furcht unruhig, und die träumerische Phantasie hilft mit Dichtungen aus, die

bey

bey der schwachen Vernunft und der starken Leidenschaft immer Eingang finden *).

10) Auch die große Verehrung für die Verstorbenen und die Neigung zu symbolischen Handlungen sind leicht zu begreifende Folgen von der lebhaften Einbildungskraft in den wärmern Ländern. Denn die Bilder der Verstorbenen wirken in dem Grade aufs Gemüth, in welchem die Imagination sie belebt, und Leichtgläubigkeit und Furcht im Gemüthe herrschen.

11) Wenn man nur allein an die lebhafte dichterische Phantasie dächte: so möchte man die Folge ziehen, daß Erfindungstrieb und Veränderlichkeit zu den Wirkungen des warmen Klima gehören müssen. Wenn man aber die übrigen schon bemerkten Eigenschaften, die daher entstehen, besonders die Furchtsamkeit und Trägheit in Erwägung zieht: so sieht man bald ein, daß in Kleinigkeiten wohl jene Triebe sich beweisen können; aber nicht in viel befassenden und einmal für wichtig und heilig angenommenen Dingen; insbesondere also nicht in der Religion und Gesetzgebung. Veränderungen in diesen Dingen sind allzugefährlich, um von einem furchtsamen, und die Ruhe liebenden Gemüthe unternommen zu werden. Wenigstens sind sie alsdann nicht zu erwarten, wenn den Anwandlungen einer schwärmerischen Lebhaftigkeit Drohungen des despotischen Scepters entgegenwinken; welcher aus schon vorher (Nro. 6.) bemerkten Gründen, und eben auch um solcher schwärmerischen Anwandlungen willen, diesem Klima am natürlichsten zukömmt.

*) S. Recherches philosoph. sur les Egypt. et les Chinois II. 116.

kömmt. Und schwache, mit abergläubischer Furcht einmal eingenommene Gemüther erlauben sich kaum im Stillen Untersuchungen über solche Gegenstände anzustellen. Aber mit Hülfe anscheinender Wunder, oder anderer die Imagination mächtig anregender Thaten, muß es einem unternehmenden starken Geiste leicht werden, unter solchen Völkern große Progressen zu machen *).

§. 156.

Uebereinstimmende Erfahrungen.

Diese Schlußsätze zu bestätigen oder einzuschränken, mittelst einer vollständigen Anführung aller vorhandenen Erfahrungen, nach genau geprüften glaubwürdigen Zeugnissen, aus den Reisebeschreibungen und der Geschichte aller Zeiten, von einem Pole zum andern; geht über eines Menschen Kräfte, und sehr weit über die meinigen. Es ist aber schon sehr entscheidend, wenn man, bey manchfaltigen genauen Untersuchungen, mit seinen an sich schon gegründeten Schlußsätzen viele, im übrigen sehr verschiedene Erfahrungen einstimmig findet; und die wenigen abweichenden mit solchen Umständen verknüpft, daß sich Grund der Abweichung angeben läßt.

Und so weit kann man es in dieser Untersuchung über das Klima auch bringen. Das Nachfolgende wird einen, wenn auch nicht weitläuftigen, doch manchfaltigen Beytrag dazu enthalten; und hauptsächlich zur Bestäti-

*) *Montesquieu* l. c. ch. IV.

stätigung derjenigen Grundsätze behülflich seyn, die am meisten angefochten worden sind.

Von den Negern wird auf das einstimmigste bezeugt, daß sie in einem sehr hohen Grade träge, furchtsam und arglistig sind. Ob sie gleich des Morgens wenig angreifen: so ruhen sie sich doch den ganzen Nachmittag aus. Ihre Frauen arbeiten nie mehr als drey Tage nach einander; der vierte ist ein allgemeiner Ruhetag. Die Männer, die die meiste Zeit müßig gehn, entschließen sich an diesem Tage noch weniger zu einer Arbeit. Die fleißigsten fangen nichts vor Sonnenaufgang an. Meister sind sie in der Giftmischerey, und werden leicht durch eine kleine Beschimpfung oder Wortwechsel dergestalten aufgebracht, daß sie einander mit Gift ums Leben zu bringen trachten. Selten aber lassen sie ihren Unwillen frey aus, und greifen zu den Waffen. Obwohl, in Vergleichung mit einander, die einen herzhaft und tapfer scheinen können: so sind sie doch überhaupt vielmehr furchtsam. Ihre Armeen weichen sich einander sorgfältig aus, und lauern nur auf Gelegenheiten, mit Sicherheit Gefangene zu machen. Ihre Gefechte sind weder blutig, noch hartnäckig. Es braucht nichts, als daß sich etliche Streiter über den Anblick eines ihrer getödteten Cameraden entsetzen, und die Flucht ergreifen; um diese allgemein zu machen. Sie erkennen, daß ihr Leben und ihre Güter dem Könige gehören, und daß er ihnen beyde, ohne gerichtliche Untersuchung, wenn es ihm gefällt, nehmen dürfe, ohne daß es ihnen zukomme, sich darüber zu beklagen *).

Faul

*) S. besonders Histoire de Loango, *Bosmann's* Voyage

Faul und zaghaft werden auch die Egyptier beschrieben. Auch finden sich in ihrer ältesten Geschichte manche Spuren einer ausschweifenden Wollüstigkeit *).

Die Araber genießen zum Theil durch die Gebirge, zum Theil durch die Nachbarschaft der Meere ein gemildertes Klima. Und die Triebe der Thätigkeit werden in ihnen theils durch die Handlung, theils durch die kleinen Kriege, denen sie immer ausgesetzt sind, unterhalten. Dennoch lieben sie die Ruhe ungleich mehr, als die Europäer. Sie sind keine Liebhaber vom Spazierngehn; und sitzen auf der Stelle, welche sie einmal genommen haben, bisweilen ganze Stunden, ohne ein Wort mit ihrem Nachbar zu sprechen **).

Persien gehört zwar überhaupt nicht zu den eigentlich so genannten heißen Erdstrichen; und hat in seinen verschiedenen Provinzen ein sehr verschiedenes Klima. Unterdessen stimmen die Eigenschaften, die Chardin den Persern beylegt, und die er selbst aus den Einflüssen der mehrentheils trocknen und warmen Luft herleitet, mit der Theorie völlig überein. Nach dem Zeugnisse dieses erfahrnen und scharfsinnigen Mannes sind sie auch keine Liebhaber vom Spazierngehn und vom Reisen; sie begreifen nicht, wie man dieß bloß zum Vergnügen oder zur Gesundheit thun könne. Sie befinden sich nicht besser, als

---

yage de Guinée. Aus der erstern sind viele Züge wörtlich, nach der teutschen Uebersetzung hier eingetragen.

*) S. Buffons allg. Gesch. d. Natur VI. 79. Berl. Ausg. 8. History of Women I. 221 ff.

**) Niebuhrs Beschreib. von Arabien S. 107.

als wenn sie stille sitzen oder getragen werden. Noch weniger sind sie für gefährliche und mühsame Unternehmungen. Obgleich die Geistlichkeit die nachtheiligsten Grundsätze gegen das Recht der königlichen Gewalt hegt, und oft mit aller schwärmerischen Lebhaftigkeit öffentlich vorträgt; obgleich die Perser insgemein ihre Beherrscher als Tyrannen betrachten: so bleiben sie doch nichts desto weniger in der sklavischen Unterwürfigkeit. Die Geringen entschädigen sich durch List für die Gewaltthätigkeiten der Großen. Sie sorgen wenig für die Zukunft, leben leichtsinnig, immer nur für den Augenblick, sind die größten Verschwender. Ihre Neigung zu dem andern Geschlechte ist äußerst heftig; ihre Eifersucht nicht minder. Selbst den Anblick der Leichnahme suchen sie zu verhindern; wie die alten Egypter.

In Vergleichung mit ihrer einfachern Nahrungsart und Mäßigkeit scheinen wir nördlichern Europäer fleischfressende Thiere, unersättliche Wölfe. Schon die Türken halten drey Mahlzeiten des Tags; die Perser aber nur zwey. Eine Ursache davon ist wohl auch ihr unmäßiger Gebrauch des Tabacks, und Opiums.

Daß sie so wenig neues in den Künsten erfinden, und überhaupt zu keiner sonderlichen Vollkommenheit es darinn bringen; daß sie lieber von den Fremden kaufen, was sie zu verfertigen erst mühsam lernen müßten; daß sie den Werth der Kunstwerke mehr nach der Seltenheit der Materie, oder dem Glanze, als der Geschicklichkeit, die zur Arbeit erfordert wird, schätzen; alles dieß leitet Chardin von der Ungeneigtheit und Unfähigkeit zum anhaltenden Nachdenken bey den Persern her.

her *). Es ließe sich zum Theil auch allernächst aus den Einflüssen des Despotismus erklären.

Die gemeine Lebensart der Siamer, in den sechs Monathen, da sie, von Frohnarbeiten frey, zu Hause für sich sind, beschreibt der als Gesandter Ludwigs XIV mit ihnen bekannt gewordene De la Loubere auf folgende Weise. Der Siamer arbeitet fast gar nicht, wenn er nicht für seinen König arbeiten muß; er geht nicht spazieren, er geht nicht auf die Jagd. Man sieht ihn fast nie anders, als sitzend oder liegend, essen, spielen, Taback rauchen oder schlafen. Um 7 Uhr des Morgens weckt ihn seine Frau, und setzt ihm Reis und Fische vor; er verzehrt sie und schläft wieder ein. Zwischen dem Mittag- und Abendessen macht er wieder ein Schläfchen. Die übrige Zeit bringt er mit Unterredungen oder dem Spiele zu. Die Frauen bestellen das Feld, kaufen und verkaufen. Mäßig in Vergleichung mit den Europäern sind auch die Siamer. Mittelst der lebhaften Einbildungskraft, und freylich auch der vielen Uebung — denn alle treiben Handel — sind sie sehr geschickt, arithmetische Aufgaben im Kopfe auszurechnen. Aber womit sie auch nicht bald fertig werden können, dazu haben sie keine Lust. Denn anhaltendes Nachdenken ist ihre Sache nicht. Sie wissen leicht etwas nachzumachen; erfinden aber wenig. Von körperlichen Uebungen halten sie nicht viel. Wie viel unterdessen auch hier die Uebung vermöge, beweiset dieß allein schon, daß sie mehrere Tage und Nächte, fast ohne auszuruhen, hintereinander weg,

*) Vergl. Recherches philosophiques sur les Egypt. I. 304. 308.

das Rudern aushalten können. Aber darinn üben sie sich auch von ihrem vierten oder fünften Jahre an. Sie bedienen sich lieber der Verläumdung, als der Gewalt, um an ihren Feinden sich zu rächen. Oder wenn sie aufs Leben gehn wollen: so bedienen sie sich des Giftes und Meuchelmordes. Furchtsamkeit, Geiz, Verstellung, Zurückhaltung und Lügenhaftigkeit sind Eigenschaften, die mit ihnen aufwachsen. Ein bloßer Degen, sagt De la Loubere, macht hundert Siamer davon laufen, und ein Europäer, der einen Degen an der Seite, oder einen Stock in der Hand hat, braucht nur in einem zuversichtlichen Ton zu sprechen, um sie selbst von den gemessensten Aufträgen ihrer Obern abstehen zu machen. Dieser verständige Beobachter vergißt nicht hiebey anzumerken, daß, nebst den wässerichten Speisen, die despotische Regierung eine zweyte Mitursache der Muthlosigkeit der Siamer ist. Auch meynt er, daß der Glaube an die Seelenwanderung, indem er sie ungeneigt macht, Blut zu vergießen, der kriegerischen Tapferkeit bey ihnen hinderlich sey. In den Kriegen, die sie mit ihren Nachbarn führen, sollen die Armeen einander vorsetzlich aus dem Wege gehn, und nur beyderseits Gefangene zu machen suchen. Wenn es aber auch zu Schlachten kömmt, so sollen sie, indem sie mit Fleiß zu hoch oder zu niedrig schießen, vielmehr einander zu erschrecken, und gleichsam durch thätliche Drohungen abzuhalten und zurückzutreiben, als zu verletzen bemüht seyn. — Die Könige von Siam hatten ehedem eine Japanische Leibwache; aber sie wurde, als eine dem Staat zu gefährliche Macht, von demjenigen Könige abgeschafft, der sich, mittelst derselben, des Throns bemächtiget hatte. List ist dergestal-

ten

ten ihre Sache, und bey ihnen in großem Werth, daß sie auch ihrem Könige die größte Schmeicheley zu sagen glauben, wenn sie ihn für listiger, als alle andere Fürsten, mit denen er zu thun gehabt hat, erklären. Man muß ihnen wenig trauen, und mit Stolz begegnen, wenn man gut mit ihnen fortkommen will.

Die Sineser und Japaner verhalten sich gegen einander, wie ihr Klima. Jene sind, nach Kämpfers Zeugnisse, friedsam, ruhig, bescheiden, lieben ein sitzendes, speculatives Leben, Argliſt und Wucher. Diese sind kriegerisch, zu kühnen Unternehmungen und Empörungen geneigt *). Die Einwohner der nördlichen Theile von Sina sind herzhafter, als die in den mittäglichen. So übertreffen auch noch die Einwohner des nördlichen Theils von Corea die südlichen an Muth und Tapferkeit **).

Sehr gut stimmen auch mit unsern Grundsätzen die meisten Eigenschaften überein, die man bey den meisten Insulanern der Südsee gefunden hat; welche in einem durch die Nachbarschaft der See, und den Schatten ihrer Wälder und Thäler sehr gemilderten, außerdem aber heißen Klima leben. Von den Otaheitern und den übrigen Völkern der gesellschaftlichen Inseln giebt der ältere Herr Prof. Forster nachfolgende allgemeine Beschreibung ***).

„Die Einwohner dieser Inseln sind größtentheils von einer lebhaften, muntern Gemüthsart, große Liebhaber

*) Kämpfers Geschichte von Japan Th. I. S. 101.
**) *Montesquieu* liv. XVII. ch. 2.
***) Observations made during a Voyage round the W. p. 231. 233.

haber von Scherz und Lachen, offen, gefällig und liebreich. Ihr natürlicher Leichtsinn — der gemeine Fehler aller Völker in dem heißen Klima — hindert sie, ihre Aufmerksamkeit einer Sache lange zu schenken. Die Wärme macht sie träge und unüberwindlich abgeneigt gegen anhaltend mühsame Arbeiten. Die Mächtigen und Reichen sind nicht nur größtentheils unmäßig im Essen und mästen ihren Körper; sondern sie werden so träge und bequem dabey, daß es ihnen zu beschwerlich vorkömmt, selbst ihre Speise zu sich zu nehmen, und sie sich dieselbe in den Mund geben lassen. Der große Ueberfluß guter und nahrhafter Speisen, das milde Klima, nebst der Schönheit und dem zwanglosen Betragen des weiblichen Geschlechts, reizen sie mächtig. Sehr frühe fangen sie an, der Wollust sich zu überlassen *). Ihre Gesänge, ihre Tänze, ihre dramatischen Vorstellungen verrathen ihren Hang zur Wollust. Sie bezeigen sich tapfer im Kriege.

Mehr Bestätigung, als Widerlegung, werden die angenommenen Grundsätze auch noch finden; wenn das nördliche Europa mit dem südlichen, Italiäner und Spanier mit Normännern und Teutschen; oder oft auch nur die verschiedenen Provinzen der großen Hauptländer, unter den erforderlichen Bestimmungen, mit einander verglichen werden.

Die

*) Eine Ursache der frühen Reize liegt freylich auch darinn, daß die Familie in einem engen, unabgetheilten Raum beysammen lebt. Aber dieß würde nicht seyn, wenn die Folge verabscheut würde.

Die Spanier in Catalonien, Biscaia, Asturien und Gallizien haben sich immer von den Spaniern in Valencia, Andalusien und den übrigen mittäglichen Provinzen durch Munterkeit, kriegerischen Geist und muthige Vertheidigung ihrer Freyheit unterschieden; wie man es nach der Beschaffenheit ihres kälteren Klima oder ihres weniger fruchtbaren gebirgigten Landes erwarten kann. Es ist bekannt, wie hartnäckig die Catalonier noch in diesem Jahrhunderte für ihre Freyheit gefochten haben, und noch, da sie fast aller ihrer alten Gerechtsame beraubt sind, hat sie der Druck nicht gebeugt. Bey dem geringsten Versuch einer willkührlichen Behandlung bricht ihr unbezwungener Freyheitstrieb immer wieder aus. Sie lieben körperliche Uebungen, dergleichen bey den südlichern Spaniern fast gar nicht gewöhnlich sind *). In den Asturischen Gebirgen fanden die Mohren unbezwingbaren Widerstand. Die Biscayer werden für die besten Kriegs- und Seeleute in Spanien gehalten. Sie haben viele Freyheiten, über welche sie auch sehr wachen **). Die Gallicier zeichnen sich durch

*) S. Travels through Spain by H. *Swinburne* Lond. 1779. p. 61 ff. Catalonia, heißt es da noch, is almost throughout extremely mountainous. The nature of the country appears to have great influence on that of the inhabitans, who are a hardy, active, industrious race — There are few beggars to be met with among them. Vergl. p. 368 ff.

**) Büsching in der Erdbeschreibung. Und *Swinburne* l. c. The Biscayners are acute and diligent, fiery and impatient of controul; more resembling a colony of republicans, than a province of an absolute monarchy. Vergl. pag. 424.

ihre Arbeitsamkeit und Bereitwilligkeit zu den geringsten Diensten aus; da der südlichere Spanier lieber Hunger leidet oder bettelt, als daß er durch beschwerliche und verächtlich gehaltene Dienste sein Brod suchte *). In Valencia hat, nach Swinburne's Urtheil, die Luft etwas schlaffes und entkräftendes, was sich auch in den Pflanzen und Einwohnern äußert. Letztere sind ungleich träger, furchtsamer und argwöhnischer als die Catalonier **). Heftiger in der Liebe und eifersüchtiger als die nördlichern Völker sind überhaupt die Spanier nach allen Zeugnissen ***).

Ein entsprechendes Verhältniß der sittlichen Eigenschaften zu dem Klima zeigt sich auch in den verschiedenen Theilen von Italien. Der Piemonteser hat nicht die Munterkeit und lebhafte dichterische Einbildungskraft, wie der Toscaner und Römer; ist aber ein besserer Soldat und ein fleißigerer Arbeitsmann †).

Sulzer fand das Landvolk um Nizza beym schweren Druck der Dürftigkeit doch zum Verwundern schön und

*) Büsching und *Swinburne* p. 369.

**) *Swinburne* p 96 III 368.

***) As their constitution may be said to be made up of the most combustible ingredients and prone to love in a degree, that natives of more northern latitudes can have no idea of, the custom of embracing persons of the other sex, which is used on many occasions by foreigners, sets the Spaniards all on fire. They would as soon allow a man to pass the night in bed with their wives or daughters, as suffer him to give them a kiss etc. *Swinburne* p. 373.

†) *Baretti* Account of the manners and Customs of Italy vol. II. ch. XXIII.

und munter; und urtheilt, daß dieses nur vom Klima herrühren könne, welches sehr mild und erquickend ist. Vielleicht rührt es auch zum Theil nur mittelbar von demselben her, mittelst der geistreichen Früchte und Weine. Der ärmste Pächter trinkt Wein *).

Sicilien und das untere Italien sind von jeher als vorzügliche Wohnsitze der Wollust und des Leichtsinns berühmt, und immer eine leichte Beute der Raub- und Eroberungssucht gewesen.

Insbesondere werden aber auch die Grundsätze noch dadurch bestätiget, daß die Völker des Nordens jederzeit die merklichsten Veränderungen in ihren sittlichen Eigenschaften erlitten haben, wenn sie in die südlichen Klimate versetzt worden sind. Dieß zeigt sich in der Geschichte aller der Völker, die von Norden her in das Röm. Reich einfielen, dasselbe zu Grunde richteten und unter sich theilten. Obgleich die Veränderungen, die sie in Ansehung ihrer Glücksumstände, Religion und Staatsverfassung erhielten, zu ihrer Sittenänderung vieles beytrug: so sind doch auch die Einflüsse des Klima dabey unleugbar. „Je milder die Sitten waren, die sie angetroffen, sagt der philosophische Geschichtschreiber der Teutschen **), je gelinder das Klima war, unter das sie verpflanzt wurden, je länger sie sich auf Römischen Boden aufgehalten; desto mehr sind sie ausgeartet. — Das letzte Volk, das aus Teutschland ausgerückt, ist auch allemal das tapferste gewesen.“ Die Westgothen waren schon gewohnt, vor

*) S. dessen Beobachtungen auf einer Reise. S. 141, 146. 161.

**) Schmidt Th. I. S. 182 f.

einem Feinde zu zittern, als Klodwig sie mit seinen erst aus dem Walde hervorgebrochenen Franken angriff. Die Vandalen, die so leicht in Spanien und Africa sich festsetzten, konnten sich unter K. Justinian gegen ein Heer von 15000 Mann, das aber großentheils aus Barbaren bestand, nicht mehr behaupten. Aber bey ihren Einfällen waren sie, wenn gleich nicht die tapfersten der Barbaren, dennoch nicht durch Ausschweifungen geschwächt. Durch das gelinde Klima und den fruchtbaren Boden wurden ihre Sitten dergestalt umgeändert, daß sie ihre meiste Zeit mit Schauspielen und Lustbarkeiten zubrachten, allen Arten von Ueppigkeit sich ergaben, und da sie vorher durch ihre Keuschheit sich ausgegezeichnet hatten, izt das Urtheil sich zuzogen, daß sie weder Keuschheit noch eine andere männliche Tugend achteten.

Wie bald arteten nicht die Portugiesen in Indien aus; wo sie bey ihrer ersten Erscheinung als die bewundernswürdigsten Helden glänzten? Tout homme né aux Indes, sagt daher *De la Loubere* *), est sans courage; encore qu'il soit né de parens Europeans; et les Portugais nés aux Indes en sont une bonne preuve. Une societé de marchands Hollandois ne trouva en eux, que le nom et le langage, et non la bravoure des Portugais. Et si d'autres Europeans y alloient chercher les Hollandois, ils n'y en trouveroient pas, qui valussent à beaucoup prés ceux, qui en six semaines

*) Descript. du Roy. de Siam I. 273. Von den Portugiesen auf den Inseln des grünen Vorgebirges s. *Forster* Voy. I. 36.

nes de la campagne de 1672 perdirent 48 places. Wie sehr die Holländer daselbst dem Asiatischen Luxus und der Asiatischen Etiquette sich ergeben haben, ist gemein bekannt. Auch in Surinam verlieren sie ihre Europäischen Tugenden nicht weniger geschwind, werden träge Müßiggänger und Wollüstlinge *).

Die Spanierinnen in Peru sind, nach Frezier's, Versicherung, so wenig schaamhaft, daß sie sich für freye Reden, wodurch man in Frankreich eine ehrliche Frau aufbringen würde, als für ein Kompliment höflichst bedanken; und daß sie des Abends auf der Straße thun, was in Frankreich nur unzüchtige Mannspersonen zu thun pflegen. Nach eben demselben sind auch die Portugiesischen Frauen in Brasilien ihren Männern sehr untreu, obgleich diese es strenge ahnden **).

Auf den Philippinschen Inseln ist, nach des Le Gentil Bericht, das Sittenverderbniß, besonders in Absicht auf die Gesetze der Keuschheit, aufs äußerste gestiegen. Und die Inquisition begehrt ihm nicht abzuhelfen ***).

Eben so haben die Nordasiatischen Völker, die Türken und die Tatarn, die China eroberten, ihren

*) Otiosi et gulae indulgentes; nemo, nisi negotiis coactus, ambulando corpus movere cupit. — Veneri adeo dediti sunt huius provinciae incolae, ex vaga cum nigritis puellis venere adeo contabescunt Europaei praesertim, qui huc perveniunt, ut vox tantum atque ossa supersint. *Lud. Schoeler* Diss. de morbis Surinamensium p. 14.

**) Relation I. p. 531.

***) S. Gött. Anzeig. 1781. Zugab. S. 805.

ihren kriegerischen Geist in dem südlichen Asien größtentheils verlohren.

Die Art, wie ein Volk den Krieg führt, seine Rüstung und Waffen können beweisen, wie viel es dabey auf seine eigenthümliche Kraft und Tapferkeit sich verläßt. Auch diese Vergleichung fällt zum Vortheil der Nordischen Völker aus. Die Teutschen stellten sich ihren Feinden ganz unbedeckt entgegen, und griffen sie am liebsten zu Fuß an; oder in der Folge äußerst schwer gerüstet, Mann gegen Mann; wann im Gegentheil Parter, Araber und Hunnen hauptsächlich auf die Geschwindigkeit ihrer Pferde sich verließen, und gleichsam immer fliehend Vortheile zu erhalten suchten. Ein ähnlicher Unterschied ist auch in Ansehung der Nördlichen und Südlichen Amerikaner beobachtet worden.

§. 157.

Entgegenscheinende Erfahrungen, und Grundsätze zu ihrer Beurtheilung.

Es finden sich in der Geschichte freylich auch Beyspiele von Völkern warmer Länder, welche den bisher bemerkten entgegenstehende Eigenschaften, einen thätigen, unternehmenden Muth und Tapferkeit bewiesen, und nördlichere Völker überwunden haben. Die Karthaginenser, Römer, Araber sind desfalls bekannt. Auch haben sich in dieser Rücksicht merkwürdig gemacht die Bewohner der beynahe an den Aequator grenzenden Asiatischen Halbinsel Malacca. Nicht nur die Zeugnisse der neuern Reisenden, sondern ihre Thaten, ihre Eroberungen und Colonien in der Südsee beweisen den unternehmenden und kriegerischen Geist der Malayen. Selbst

den

den in den dortigen Gegenden wohnenden oder handelnden Europäern haben sie sich fürchterlich gemacht; dergestalt, daß sie es ihren Schifshauptleuten verbieten, keine, oder im Nothfall nicht über 2 bis 3 von dieser Nation in ihre Schiffe aufzunehmen. Denn man hat erlebt, daß ihrer wenige, die man unvorsichtig aufgenommen hatte, sich erkühnten, mit dem Dolch in der Hand, die ganze Mannschaft anzufallen. Ja man hat Beyspiele, daß Malayische Fahrzeuge von 25—30 Mann Europäische Schiffe von 40 Canonen angriffen *).

Im Gegentheil haben die Finnen, ein Volk, das sich unter vielerley Namen vom äußersten Norden und Westen von Europa ostwärts tief in Sibirien hinein, und südwärts bis in das Kaspische Meer erstrecket, die einzigen Madscharen in Ungarn ausgenommen, nie auf dem Schauplatze der Völker Rollen gespielt, nie einen Eroberer erzeugt; sondern sind von jeher die Beute ihrer Nachbarn gewesen **).

Sowohl in der allgemeinen Einleitung zu diesem ganzen Theile, (§. 128) als auch in den Vorerinnerungen zu dem gegenwärtigen Hauptstücke, sind bereits mehrere Grundsätze angegeben worden, nach welchen man diese Erfahrungen zu beurtheilen und mit den vorhergehenden zu vereinigen hat. Es sollen izt aber noch mehrere, dahin abzweckende Bemerkungen hinzugesetzt werden.

1)

*) Voyage d'un philosophe pag. 52.

**) Schlözer, Fortsetz. der allg. Welthist. Th. XXXI. S. 247 f. Büsching in der Erdbeschreib. erklärt die Finnen für tapfre Leute.

1) Bey kleinen Verschiedenheiten in den einzelnen Ursachen der sittlichen Eigenschaften der Menschen, kann es leicht seyn, daß die daher entstehenden Wirkungen unmerklich, oder die einen durch die andern aufgehoben werden. Es beweiset daher sehr wenig gegen die Einflüsse des Klima, wenn von mehrern Völkern, die alle in den gemäßigten, oder alle in den heißen Erdstrichen sich befinden, nur einige Grade von einander, die südlichen den nördlichen an Muth und Tapferkeit es zuvorthun. Man muß sehr von einander verschiedene Klimate mit einander vergleichen, um deren Einflüsse zu bemerken *).

2) Doch muß man nicht den äußersten Norden mit dem heißen Klima vergleichen. Denn es ist eine allgemeine, und auch hier Bestätigung findende Bemerkung, daß die Wirkungen entgegengesetzter Ursachen, bey einem sehr großen Abstande, oft ähnlich werden.

Die strengste Kälte unterdrückt die Kräfte, hindert ihre Entwickelung und freye Anwendung; wie die Hitze sie verzehrt und zerstreut. Uebermäßige Hitze schwächt die Geistestriebe durch allzu viele Empfindlichkeit und Beweglichkeit; Kälte durch Unempfindlichkeit und Steifheit. Die Liebe zu hitzigen Getränken geht in beyden äußersten Klimaten weiter, als im mittlern gemäßigten Klima. In jener einem erweckt sie die erstarrten Lebensgeister; im andern ersetzt sie, auf eine kurze Zeit, den unmäßigen Verlust derselben **).

3)

*) Am sichtbarsten werden sie, wenn sehr verschiedene Klimate an einander grenzen; wie in Asien. S. *Montesquieu* liv. XVII. ch. III.

**) Wie mittelst der Folgen der äußersten Fruchtbarkeit und

3) Mit der Menge der Ideen mehren sich die Begierden und Antriebe zur Thätigkeit. Der Wilde ist in jedem Klima, überhaupt genommen, träger, als der Aufgeklärte. Wissenschaften und Künste verschaffen auch solche Vortheile im Kriege, daß dadurch ein, dem Temperamente nach, schwächeres und zur Furcht geneigteres Volk leicht Lust und Vermögen bekommen kann, sich zum Herrn eines, in physischen Eigenschaften ihm überlegenen Volkes zu machen.

Und was kann nicht insbesondere der Aberglaube, auch allein schon, ausrichten, wenn er in religiöse, schwärmerische Eroberungssucht ausbricht? Zu schwärmerischen Gemüthsbewegungen sind aber die Bewohner wärmerer Länder vor andern aufgelegt *).

4) Die Bewohner der Inseln und Halbinseln genießen, vermöge der Nachbarschaft des Meeres, eine oft viel gemäßigtere Luft, als sie sonst nicht haben würden **).

Dabey

---

und Unfruchtbarkeit die entgegengesetztesten Klimate ähnliche Wirkungen hervorbringen, wird weiter unten angemerkt werden.

*) La nature, qui a donné à ces peuples une foiblesse, qui les rend timides, leur a donné aussi une imagination si vive, que tout les frappe à l'exces. Cette même delicatesse d'organe, qui leur fait craindre la mort, sert aussi à leur faire redouter mille choses plus, que la mort. C'est la même sensibilité, qui leur fait fuir tous les perils, et les leur fait tous braver. *Montesqu.* l. c. ch. III.

**) Eben die Halbinsel Malacca, deren Einwohner die sonderbarste Ausnahme gegen die Gesetze des Klima zu machen scheinen, genießet eine so gemäßigte Wärme, daß nicht einmal die Europäischen Früchte daselbst [illegible] gehö-

Dabey härtet sie ihre Lebensart, als Fischer und Handlung treibende Seefahrer, ungemein ab. Nicht nur stärkt die harte Arbeit ihren Körper; sondern durch die Gewohnheit der Gefahren, denen sie oft ausgesetzt sind, den Streit mit den Elementen, den sie beständig führen müssen, wird auch ihr Gemüth standhaft und muthig. Wenn mehrere von einander unabhängige kleine insulanische Staaten nahe beysammen liegen: so gerathen sie leicht in Streitigkeiten und Kriege mit einander. Und dieß ist eine neue Ursache der Abhärtung und des Muthes. So merkt Niebuhr an, daß zwischen den verschiedenen kleinen Herrn in und an dem Persischen Meerbusen beständig Krieg ist; und daß daher die Matrosen aus dieser Gegend muthiger sind, als die Indischen *). Und D'Ovington berichtet von den Arabern zu Mascate, daß sie muthig und geschickt im Gebrauch der Waffen seyn, in welchen sie sich auch alle Tage eine Zeitlang üben. Ihr Land ist zwar, wegen der sandigten Wüsten, und der hohen, dasselbe einschließenden Berge eines der heißesten. Aber sie sind Fischer und Seefahrer; und die Kriege mit den Portugiesen haben sie noch mehr zu Soldaten gemacht **).

5) Es lehret die Geschichte der erobernden Völker aus warmen Ländern, daß ihnen doch insgemein der Nor-

---

gehörigen Reife kommen. Der Grund liegt in den Dünsten, hinter welchen die Sonne, wenn sie am höchsten steht, fast immer versteckt ist, dem langen Regenwetter und den stürmischen Winden. Flögels Geschichte des menschl. Verst. §. 61.

*) Reisebeschreibung II. 91

**) Voyage II. 127. Vergl. *Montesqu.* liv. XVIII. ch. V.

Norden am meisten Widerstand gethan hat *); daß der kriegerische Geist derselben, wenn er auch durch religiösen Enthusiasmus, oder die Disciplin eines großen Anführers erweckt war, nie so lange sich behauptet hat, als bey nördlichen Völkern, denen er mehr natürlich ist. Die Geschichte lehret, daß die südlichen Völker ungleich öfter von den nördlichen bezwungen worden sind **), als umgekehrt; daß undisciplinirte rohe Völker aus Norden mit Künsten versehene südliche aufgehalten und überwunden haben, aber nie rohe Südländer cultivirte Nordländer. Freylich hat man hier nicht ohne Grund vor einem Fehlschlusse gewarnt; und zu bedenken gegeben, daß die reichen und fruchtbaren Südlande eher die nordischen Völker zu Eroberungen einladen mußten, als daß die Südlichen sich einfallen lassen konnten, ihr gesegnetes Vaterland mit dem Rücken anzusehn, um sich Wohnplätze in Norden zu erstreiten. Aber dieß macht die Sache doch allein nicht aus. Die Eroberungssucht hat sich oft genug nordwärts gestreckt; aber nicht mit so gutem Erfolge als gegen Süden. Und warum haben denn die Südländer ihr geliebtes Vaterland und ihre Reichthümer nicht besser vertheidiget? Die Normänner setzten sich

*) Man hat bisweilen als einen Einwurf den Widerstand ansehn wollen, den die Perser der Römischen Macht beständig entgegen setzten. Allein außerdem, daß die Persischen Völker zum Theil aus einem Klima herkamen, das von dem Italienischen nicht sehr verschieden war: so haben sie nur der Römischen Macht Einhalt gethan; nicht aber sie überwältiget, wie die Teutschen und andere nördliche Völker.

**) *Montesquieu* liv. XVII. ch. IV.

sich überall fest, wo sie hinkamen; in Engeland, Frankreich und Italien. Als sie in diesem letztern Reiche mit den Griechen fertig waren, wurden sie bald auch den Päbsten fürchterlich. So gering auch ihre Zahl noch war: so mußten doch die Italiener die Teutschen zu Hülfe rufen. Jene waren die ersten in der Flucht, ob sie gleich für ihre eigene Sache stritten; die Teutschen ließen sich bis auf den letzten Mann niedermachen in einer Schlacht unter Heinrich III *).

6) Da übrigens das Klima nicht alles ausmacht: so hat man sich nicht zu verwundern, wenn auch Völker unter einerley Himmelsstriche in ihren Sitten sehr von einander verschieden sind; wie z. E. die Otaheiten und Mallicoleser **). Und bey dem Klima selbst kömmt es ja endlich nicht auf Hitze und Kälte allein an; sondern auf Feuchtigkeit und Trockenheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit u. s. w. Die im vorhergehenden festgesetzten Wirkungen des heißen Klima haben desto mehr Grund; je mehr die Fruchtbarkeit des Erdbodens, oder der Reichthum der Flüsse und Seen, die Neigung zu einem gemächlichen und üppigen Leben unterstützt. Wo hingegen die Nahrung mit mehrerer Mühe gesucht werden muß; wo unfruchtbare Gebirge und Wüsteneyen zu einer unruhigen und räuberischen Lebensart bestimmen: da muß ein gewisser Grad von Abhärtung und Herzhaftigkeit, der Hitze ungeachtet, freylich wohl entstehen.

7)

*) Schmidt Th. I. S. 236.

**) *Forster* Voyage II. 166. und Götting. Magaz. I. 102. f.

7) Die unmittelbarsten Wirkungen, die das Klima überhaupt, und besonders Hitze und Kälte auf den Körper hervorbringt, können durch die Beschaffenheit der Nahrung, Kleidung und Wohnung, wenn nicht ganz verhindert, doch um vieles geschwächt werden. Wenigstens bey denen, die Einsicht und Vermögen genug haben, alle Bequemlichkeiten und Hülfen, welche Kunst und Natur hervorbringen, und die Handlung verbreitet, sich zu Nutze zu machen. Eine von den mehrern Ursachen, warum unter den vornehmern Ständen der entferntesten Länder die Verschiedenheiten, die man zufolge des Klima erwarten könnte, am wenigsten angetroffen werden. Und eben also auch eine von den Ursachen, warum bey demselben Volke in verschiedenen Jahrhunderten die Einflüsse des Klima nicht in gleichem Grade sich offenbaren können. Aber man muß eine jede Ursache, um ihre Wirkungen richtig zu schätzen, da beobachten, wo sie am freysten wirken kann.

§. 158.

Prüfung einiger Humischen Gründe wider die Meynung vom Einflusse des Klima.

Hume hat alles aufs kürzeste gefaßt, und auf das scharfsinnigste gestellt, was den Einfluß des Klima auf die Gemüther noch irgend zweifelhaft machen kann *). Einige seiner Bemerkungen sind in den bisherigen Untersuchungen schon erörtert worden. Die es noch nicht, oder nicht genug sind, sollen hier erwogen werden.

*) Essay of National Characters, in den Essays and Treatises Lond. 1758. 4. Ess. XXIV.

1) Wenn viele, ein sehr verschiedenes Klima genießende Völker mehrere Jahrhunderte hindurch unter einerley Staatsverfassung und Oberherrschaft gestanden haben: so verbreite sich über alle derselbe Nationalcharakter und Einartigkeit der Sitten. So haben alle Chineser die größte Aehnlichkeit des Charakters, die sich nur denken lasse. — Diese Bemerkung, sofern sie in der Geschichte gegründet ist, beweiset, daß die politischen Anstalten zu den mächtigsten und nächsten Ursachen der Sittenbildung auch gehören; nicht aber, daß das Klima davon auszuschließen sey. Weder in China noch in irgend einem weitläuftigen aus vielen physisch sehr verschiedenen Ländern zusammen gesetzten Staate wird es bey genauerer Beobachtung schwer fallen, sittliche Verschiedenheiten, die vom Klima herrühren, neben dem gemeinschaftlichen politischen Charakter zu entdecken. Es sind im vorhergehenden schon mehrere Beyspiele hievon enthalten. Und dazu lassen sich noch manche andere setzen, die ganz außer Streit sind. Die Bergschotten sind nicht nur von den Engeländern, sondern auch von den übrigen Schottländern, mit denen sie schon so viele Jahrhunderte hindurch einerley Religion und Oberherrschaft vereiniget, moralisch verschieden; wie es die physische Beschaffenheit ihrer Wohnplätze mit sich bringet. Und wer wird es glauben, daß, wenn Samojeden und Kamschadalen mit den Kosacken und Kalmucken auch noch mehrere Jahrhunderte unter dem Russischen Scepter vereiniget bleiben, sie in ihren Sitten und Neigungen einander, sie zusammen an Physiognomie und Sitten den Esthländern völlig ähnlich werden können?

Aber

Aber das Aeußerste auch angenommen, was die Theorie wider sich und keine einzige ausgemachte Erfahrung völlig für sich hat, daß die Einflüsse des Klima, bey einer anhaltenden Wirkung entgegengesetzter moralischer und politischer Triebfedern, ganz aufgehoben und vernichtet werden könnten: so enthielte doch selbst dieß die Folge noch nicht, daß überall das Klima keinen Einfluß habe.

2) Benachbarte kleine Staaten unterscheiden sich oft in den Sitten mehr, als andere durch sehr verschiedene Klimate von einander entfernte. Wie man über die Grenze des einen Gebiets, einen Fluß, einen Berg hinüber ist, finde man oft ganz verschiedene Sitten. — Wenn man bey dieser Bemerkung auch gar nicht Rücksicht darauf nehmen will, daß die Verschiedenheit der phhsischen Beschaffenheiten eines und des andern Landes, nach Luft und Boden, nicht immer in gleichem Verhältnisse mit ihrer Entfernung stehe; welches doch hiebey überhaupt nicht ganz außer Acht gelassen werden müßte *); so käme es hiebey fürs erste wieder darauf an, ob die genauere Beobachtung solcher benachbarter Nationen nicht eben so wohl Aehnlichkeiten, die sich aufs Klima gründen, als Verschiedenheiten, die von der politischen Verfassung herkommen, entdecken würde? Und übrigens fiele die Schlußfolge auch hier doch immer in die Grenzen, die bey dem ersten Grunde wider den Einfluß des Klima bemerklich wurden.

*) S. Esprit des Nations liv. I. ch. IV.

3) Die Juden, Armenier und andere solche, durch eigene moralische Ursachen gebildete und überall sich zusammenhaltende Gattungen von Menschen, seyen nirgends den Völkern, bey denen sie sich aufhalten, auch nur halb so ähnlich, als sie alle zusammen genommen unter sich es sind. Spanier, Holländer, Engelländer und Franzosen seyen erkennbar und unterscheidbar, in welchem Klima sie auch zusammen kommen mögen. — Richtig; und sehr bemerkungswerth. Aber es ist doch auch ausgemacht und im vorhergehenden schon angemerkt worden, daß die Europäischen Nationen, bey ihrer Verpflanzung in fremde Länder, nicht völlig dieselben bleiben, sondern merkliche und dem Physischen gemäße Veränderungen erleiden. Und so läßt sich, der Analogie nach, auch nicht zweifeln, daß auch auf religiöse Gemeinden das Klima einige sichtbare Wirkungen hervorbringen werde; wenn sie auch ihr Charakteristisches unter keinem Klima verlieren.

4) Wie unähnlich sind nicht die heutigen Einwohner fast aller Europäischen Länder denen vor tausend und mehreren Jahren? — Wie unähnlich, kann man dagegen fragen, sind sich nicht zum Theil auch diese Länder durch entstandene oder vernachläßigte Cultur, in Absicht auf ihre physischen Beschaffenheiten geworden? (§. 154 und Flögels Geschichte des menschl. Verst. §. 97 f. f.) Und so gewiß es ist, daß die Einwohner durch moralische Ursachen ihren Vorfahren sehr unähnlich geworden sind: so gewiß ist es auch, daß noch Aehnlichkeiten übrig sind, die den fortdaurenden Einflüssen der nemlichen physischen Ursachen zugeschrieben werden müssen. Selbst die hiebey so oft zum Beyspiel genome-

menen Griechen, ob sie gleich unter dem Joche des Despotismus und des Aberglaubens nicht seyn können, was sie zur Zeit des Perikles waren, sollen, nach dem Zeugnisse ihrer mehresten Beobachter, das feine Gefühl für sinnliche Schönheit, das ihre Vorfahren auszeichnet, noch besitzen, so weit es ein Geschenk der Natur seyn kann. Bey den Mainotten hat sich in den neuesten Zeiten noch etwas von Spartanischer Tapferkeit bewiesen *).

5) Völker, die viel Umgang mit einander haben, werden sich in den Sitten ähnlich, nach dem Verhältnisse dieses ihres Umgangs mit einander. — Aber bleiben doch immer verschieden von einander; und vielleicht also auch nach Maaßgabe des Klima; wie die Europäer in dem Beyspiele, dessen sich Hume hiebey bedient, ob sie gleich den Türken alle für ein Volk, für Franken gelten, wegen der Aehnlichkeit, die sie unter einander, im Gegensatz auf jene freylich auffallend genug an sich haben.

Ueberhaupt aber ist zur richtigen Beurtheilung aller dieser von Hume gebrauchten, und anderer ähnlicher

*) A modern Greeck perhaps is mischievous, slavish and cunning, from the same animated temperament, that made his ancestor ardent, ingenious and bold, in the camp, or in the council of his nation. A modern Italian is distinguished by sensibility, quickness and art, while he employes on trifles the capacity of an ancient Roman; and exhibits now in the scene of amusements and in the search of a frivolous applause that fire and those passions with which Gracchus burned in the forum, and shook the assemblies of a severer people. *Ferguson* Hist. of civil soc. p. 166.

Beobachtungen, noch eine Bemerkung dienlich. Die von moralischen, religiösen und politischen Ursachen herrührenden Bestimmungen der Sitten und Neigungen machen die Außenseite des Charakters aus, die man gern sehen läßt; sind dasjenige, was man an sich haben oder an sich zu haben scheinen muß, um nicht gegen die religiöse und politische Verfassung anzustoßen. Die diesen entgegengesetzten von Temperament und Klima herkommenden Eigenschaften können vertilgt zu seyn scheinen, weil man sie sorgfältig verbirgt. Es ist also um so mehr erlaubt, der Theorie gemäß eine größere Macht der physischen Ursachen bey einzelnen Menschen und bey ganzen Völkern zu vermuthen, als bey der gewöhnlichen Gelegenheit, die Gemüther zu erforschen, sich zu erkennen giebt *).

§. 159.

Einwürfe einiger anderer Schriftsteller.

Nicht gegen den Einfluß des Klima überhaupt, aber gegen den Hauptsatz von den Wirkungen des heißen Klima, macht ein anonymischer Schriftsteller verschiedene, zum Theil scheinbare Einwürfe. Diesen glaube ich um so mehr hier eine Stelle einräumen zu müssen; da der-

*) Ein feiner Beobachter schließt bisweilen aus der Uebertreibung auf Neigung zum Gegentheil und Verstellung. So sagt Swinburne, daß in Spanien die heimlichen Juden und Mahomedaner sich als die eifrigsten Katholiken anstellen, und daß kluge Leute sie daran erkennen. Die Juden sollen, nach dem bekannten Baldober, wenn sie auf nächtliche Diebereyen ausgehen, und ihnen Leute begegnen, vom Herrn Jesus erbauliche Gespräche anfangen, um nicht für Juden angesehen zu werden.

dergleichen Untersuchungen nach dem Haupttitel des Buches in demselben gar nicht gesucht werden möchten. Es ist betitelt: Le Theisme, Essai philosophique Lond. 1773. 8. Der zweyte Theil aber hat noch den besondern Titel: Reflexions phisiologiques sur l' homme & sur les animaux. Darinn wird, nach einigen allgemeinen Untersuchungen über Temperament und Einfluß des Klima, bey Menschen und Thieren, S. 217 f. f. die Meynung, daß die Hitze schwäche und furchtsam mache, mit allerley Gründen bestritten. Es sey wahr, heißt es erstlich, daß Menschen, die aus kältern Ländern in wärmere kommen, daselbst schwächlich werden. Aber dieß beweise nichts; die Versetzung aus warmen Ländern in kalte werde gleichfalls ungesund machen und schwächen; & tout homme perd de son courage, quand sa constitution s'altere. — Aber man sieht leicht, daß der Verf. das obige Argument von der Ausartung nordischer Völker im südlichen Klima nicht genommen und angesehen hat, wie es geschehen muß. Und wenn er hinzusetzt: Plusieurs m'ont avoué, que par le froid ils se sentoient moins braves, & tout le monde sçait combien il importe, de rechauffer le sang des soldats, avant de donner bataille: so sind ja die vorübergehenden Wirkungen äußerster beschwerlicher Kälte auf der einen, und mäßiger Erwärmung des Körpers auf der andern Seite, etwas ganz anders, als die fortdauernden Einflüsse des einen und des andern Klima. Weiter heißt es: S'il étoit vrai, que la chaleur affoiblit la force & le courage, il seroit bien singulier, que les animaux les plus hardis, comme les tigres, les

lions &c. se trouvassent en Afrique. Ceux la sont d' autant plus terribles, que le climat est plus chaud, & leur ferocité s'emousse, quand on les transporte dans les climats temperés. Dieß ist scheinbar. Aber Schlüsse nach der Analogie beweisen doch nicht, wo directe Erfahrungen entgegen sind. Wenn also bewiesen worden ist, daß die Erfahrung in den meisten Fällen, in allen, wo es vermöge anderer Ursachen geschehen kann, bezeuge, daß Menschen in heißen Ländern schwächer und furchtsamer sind, als in kalten: so kann eine widersprechende Beobachtung in Ansehung der Thiere kein Einwurf mehr dagegen seyn. Thiere können auch im Wasser leben, und unter mehrern Umständen, unter welchen Menschen ihren Untergang finden würden.

Aber der Verfasser nimmt endlich auch Gründe aus der Natur der Sache her. Ein Europäer, meynt er, werde in heißen Ländern entkräftet, parceque ses pores trop ouverts par la chaleur laissent une sortie trop libre aux humeurs aqueuses. Mais plusieurs generations consecutives prennent peu à peu la temperature la plus conforme à celle du climat. Le sang se dephlegme, & ses molecules *plus liées* deviennent moins sujettes à s'exhaler; le tissu de la chair devient plus sec & plus ferme — Si le soleil ardent dilate les vaisseaux, il *rarefie* le sang autant & même plus, ensorte, que la tension & la force ne diminuent pas. Aber ist dieses Räsonnement nicht der Erfahrung entgegen, sowol von Völkern, die in heiße Länder gekommen und daselbst geblieben sind, als auch von den jedesmaligen Wirkungen der

der Hitze? Scheint es nicht mit sich selbst im Widerspruche zu seyn?

So sehr dieser Schriftsteller sich der Südländer annimmt; so nachtheilig urtheilt er über die Völker des Nordens. Les hommes du Nord sont glacés dans leurs ecrits, dans leur physiognomie & dans leur demarche. Ils ont etonné les nations, sans jamais les soulager, ni les instruire. Ils ont fait de belles actions sans goût, & de grands crimes sans remons. — Un Scandinave se fera tuer ou se tuera par stupidité, ou par ennui; il ne l'auroit jamais fait pour son ami, ni pour sa maitresse.

Auch Süßmilch kann unter die Bestreiter unserer Behauptungen gezählt werden; indem er in seinem vortreflichen Buche Von der göttlichen Ordnung ꝛc. Th. II. §. 415. so sich ausdrückt: „Es wird nicht zugegeben, daß die Orientalischen Völker sollten schwächer seyn, als die, so unter dem temperirten oder kalten Himmelsstrich wohnen. Diese können mehr die Kälte vertragen; jene sind aber mehr der Hitze gewohnt, und in derselben dauerhafter, in welcher die Nordländer wie die Fliegen hinzufallen pflegen. — Ein armer und meist nackter Malabar arbeitet und läuft in der größten Mittagshitze, da sich kein Europäer auszugehen traut; er kann die Hitze des Sandes und der Steine mit bloßen Füßen ertragen, die ein Europäer mit Schuhen in den stärksten Sohlen nicht aushalten kann. Der fette Europäer zerfließt in Schweiß, wird gleich abgemattet, und stehet wegen der Insolation, oder coups de soleil, in Gefahr; da hingegen ein trockner und bloß von Reis und Wasser genährter Malabar gegen alles gesichert ist.

Die-

Dieser ist also stärker und dauerhafter, als ein Europäer. Dieses ist einem jeden bekannt, der zu Madras und in dortigen Gegenden gewohnt hat." Aber dieß beweiset nur, daß das heiße Klima denenjenigen, die nicht daran gewohnt sind, und keine angemessene Diät führen, noch beschwerlicher sey, als den daran gewöhnten. Es beweiset, daß durch eine angemessene Lebensart und durch Uebung der Mensch unter jedem Himmelsstriche gestärkt und abgehärtet werden könne. Aber daß die Einwohner der heißen Länder den Völkern in gemäßigten Erdstrichen im Durchschnitte, oder bey übrigens gleichen Umständen, an Kräften gleich kommen; dieß kann es wohl, nach so manchen Gründen fürs Gegentheil, nicht beweisen *).

§. 160.

Folgen aus den verschiedenen Graden der Fruchtbarkeit, und aus einigen andern Eigenschaften des Wohnlandes.

Zu den Wirkungen, mittelst welcher das Klima Einfluß auf das Sittliche hat, gehöret auch die größere oder geringere Fruchtbarkeit des Erdbodens. Weil dieselbe aber doch auch von mehrern Ursachen abhängt, und ihre Folgen vorzüglich wichtig sind: so verdient dieser Gegenstand besonders untersucht zu werden.

Die äußersten Grade von Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit sind der Entwickelung und Vervollkommnung der Geisteskräfte, Neigungen und Sitten beynahe gleich

*) Auch Büsching scheint vom Einfluß des Klima auf die Seelenkräfte und Gemüthseigenschaften nicht viel zu halten. Erdbeschreib. Th. I. Einleit. §. 64.

gleich hinderlich. Im beständigen, von selbst sich anbietenden Ueberflusse wird der Mensch allzu sorglos, träge und sinnlich. Er liebt von Natur die Ruhe und den Genuß sinnlicher Vergnügungen zu sehr, um aus freyer Wahl sich einzuschrenken und anzustrengen. In seinem gewöhnlichen Zustande der Arbeit und Fürsorge für die Zukunft überhoben, übt er sich nicht, lernt er die Mittel nicht kennen, seinen Zustand zu vervollkommnen und zu sichern. Er entbehrt daher bisweilen vieles, was seinen Zustand verbessern konnte, gleichgültiger, als diejenigen, welche durch dringendere Bedürfnisse zum erfinderischen Nachdenken, und zum Bewusstseyn des Vermögens, sich selbst glücklicher zu machen, früher erweckt werden.

Wenn im Gegentheil der Mensch alle seine Zeit und Kräfte nöthig hat, um die thierischen Bedürfnisse zu befriedigen, immer gegen den Mangel kämpfen muß, und bey allem dem kaum nothdürftig die abgehenden Kräfte sich ersetzt: wie soll er da seinen Verstand, seine Einbildungskraft, seine sittlichen Gefühle entwickeln, üben und beleben? In die Gefühle jener Grundbedürfnisse, und die Absichten ihnen abzuhelfen ganz versunken, ist er vielleicht nicht aufmerksam, nicht weit sehend, nicht neugierig genug, um Mittel zur Verbesserung seines Zustandes sich zu verschaffen, die ihm ganz nahe gebracht sind. Wie soll eine Begierde nach dem Bessern, beym Mangel aller Vorstellungen davon, entstehen?

Auch diese Folge können die beyden Extreme noch gemein haben, so lange nemlich der Natur nicht Gewalt angethan wird, daß in beyden Fällen die Sorgfalt für die Bestimmung und Sicherheit des Eigenthums, und dem zufolge auch das Bedürfniß der Obrigkeit und

die

die Abhängigkeit von derselben, überhaupt die Subordination der Stände nur gering sind. Wo alle nichts haben, und wo alle noch genug haben, da ist der natürlichste Grund zur allgemeinen Gleichheit, Freyheit und Sicherheit *). Eine den Sitten vortheilhafte Folge, die die größte Fruchtbarkeit vor der äußersten Unfruchtbarkeit voraus zu haben scheint, ist dieß; daß die Gefühle des Wohlwollens, bey der so leichten Befriedigung der gewaltsamsten Bedürfnisse, von den selbstsüchtigen Trieben weniger zu befürchten haben.

Die Erfahrung stimmt mit diesem allem vollkommen überein. Die Folgen, zwar nicht der äußersten, doch einer sehr großen Fruchtbarkeit des Landes geben sich in der vorher angeführten Schilderung einiger Südsee-Insulaner (§. 156.) schon zu erkennen. Noch genauer entwickelt sie eben derselbe vorzügliche Beobachter in folgenden Bemerkungen **). Die Bewohner der Südseeinseln, außer Verbindung mit sehr aufgeklärten Völkern, sind doch in aller Absicht um so viel weiter in der Erkenntniß, als sie weiter von den Polen entfernt sind. Manchfaltigere und reichlichere Nahrung, geräumigere, reinlichere und bequemere Wohnungen, eine nettere Kleidung, stärkere Bevölkerung, mehr gesellschaftliche Ordnung, bessere Anstalten gegen auswärtige Feinde, mehr Höflichkeit und Feinheit der Sitten, bessere Erkenntniß und gemeinere Ausübung der Pflichten. Sie sind fähig, einen Unterricht zu fassen; sie haben Begriffe von einem höchsten Wesen, vom andern Leben, vom Ursprung der Welt

*) *Forster* Voyage I. p. 589.
**) *Forster* Observations p. 286.

Welt — Hingegen haben die elenden Einwohner der frostigen Länder gegen den Südpol kärgliche und schlechte Nahrung; ihre Wohnungen sind Hütten, so erbärmlich, als man sie sich nur gedenken kann; ihre grobe Kleidung nicht geschickt, sie vor der rauhen Witterung zu schützen; ihre kleine Gesellschaft ist, auch unter sich durch Bande der Zuneigung nur wenig verbunden, ohne Schutz gegen Feinde, außer den unbewohnbarsten Felsen. Sie scheinen gegen alles Große und Künstliche unempfindlich; und wo sie die stärksten sind, verrätherisch und ohne alle Achtung für die Gesetze der Menschenliebe und Gastfreundschaft zu handeln.

Die Gutherzigkeit und Gastfreundschaft der Bewohner der fruchtbaren Südseeinseln rühmen alle einstimmig; besonders nachdrücklich aber der ältere Herr Forster. Ihr Herz, sagt er *), ist der wärmsten Zuneigung und der edelsten Freundschaft fähig. — Es wird einem Fremden leicht, ihre Gewogenheit sich zu versichern; wenn ihnen gleich die Verbindung mit ihm keinen Vortheil bringt. Und wenn ihn Krankheit, Traurigkeit oder irgend ein Leiden befällt; so wetteifern sie mit einander, um ihm Erleichterung zu verschaffen.

Die vortheilhaften Einflüsse eines gemäßigten Klima und der Fruchtbarkeit des Landes scheinen sich auch in dem Charakter der Mayländer zu beweisen. Sie erkennen nicht nur sich selbst für eine gutherzige Art von Leuten; sondern auch ihre Nachbarn. Sie sind vielleicht die einzigen in Italien, sagt Baretti, die ihre Nachbarn nicht hassen. Ihre Liebe zum ländlichen Aufenthalte ist eine

*) Observat. p. 347.

eine Folge der unvergleichbaren Schönheiten, welche die Abwechselung von Hügeln, Seen und Flüssen der Landschaft giebt. Jedermann ist willkommen bey ihnen, wer Lust zum Essen und zu frölichen Scherzen mitbringt. Der einzige Fehler, durch den sie sich unter ihren Nachbarn auszeichnen, ist, daß sie sich allzu viel aus gutem Essen machen *)

Von dem Nationalcharakter der Cosacken und dessen Verhältniß zur physischen Beschaffenheit des Landes schreibt ein neuerer Beobachter **) also: „Der Nationalcharakter der Cosacken ist Trägheit und Lust und Freude. Bey einem Boden, der niemals gedüngt wird, und doch jedes Jahr Waizen und Rocken vollauf trägt, hat der Bauer oft nichts zu leben. Er mag lieber die Milch so verzehren, als sich die Mühe geben, Butter daraus zu machen; und Käs ist dort ganz und gar nicht bekannt. Die Obstbäume wachsen von selbst auf freyem Felde; und doch giebt sich der dortige Landmann nicht einmal die Mühe, das Obst davon zu lesen und es auf den Winter zu trocknen. — Mit so eingeschrenkten Begierden, und einem so glücklichen Himmelsstrich ist es ganz natürlich, daß sie nicht zur Melancholie geneigt sind. Ein Maas Meth und eine elende Geige sind hinreichend, einen Cosacken 24 Stunden lang mit Singen und Tanzen zu beschäftigen. — Man reiset mit weit mehr Sicherheit bey dieser Nation, als in den policirtesten Staaten. In Rußland warnen die Postillons gemeiniglich die Reisen-

*) Dieser hat ihnen den Namen Lupi Lombardi zugezogen. S. Baretti Chap. XXV.

**) Götting. Magaz. St. IV. S. 112 f. Jahr I.

senden vor den gefährlichen Orten; aber in der ganzen Ukräne weiß man sich keines Mordes zu erinnern.

Die Hottentotten sollen selbst zum Grunde ihrer Faulheit anführen, daß sie nicht nöthig haben zu arbeiten; weil sie die Natur mit Thieren und Baumfrüchten, die zu ihrer Nahrung dienen, überflüssig versorgt hat; und sie kein anders Getränk verlangen, als das Wasser *).

In dem fruchtbaren Peru sind nicht nur die Eingebohrnen äußerst träge; sondern die Europäer, die es vorher nicht waren, werden es daselbst bald. Und der scharfsinnige Beobachter Frezier giebt die übermäßige Güte des Landes zur Ursache an **).

Im Gegentheil ist, nach Kämpfers Urtheile, die felsigte und an sich unfruchtbare Beschaffenheit des Landes Ursache der Abhärtung und des erfinderischen Geistes der Japaner ***).

Von den Heidebewohnern schreibt Möser in seiner vortreflichen Geschichte †), die Heide macht ihre Bewohner fleißig. Davenant, *disc. on Trade*, macht eben diese Bemerkung, welche die Erfahrung überall bestätiget; und im Schatzwesen findet man, daß alle Heidedörfer geschwinder bezahlen, als andere. Die Ursache ist auch begreiflich. Der auf der Heide sucht aus vierzig Quellen, was der andere aus einer nimmt. — Jenen — kann

*) Vogage *d' Ovington* II. 202.
**) Relation p 440 sq.
***) Geschichte von Japan II. 402.
†) Th. I. S. 96 f.

kann der Krämer nicht verführen, weil er bey Pfennigen einnimmt, und also auch den Werth eines jeden Pfenniges kennt. Dieser hingegen ärndtet, ißt und trinkt im Großen, verachtet die Allmosen der Natur, und wird leicht stolz und faul. In unserm Stifte ist es sichtbar; auf keinem guten Boden fällt ein Stück Linnen *).

So sind auch die unfruchtbarsten, gebirgigten Gegenden in Schlesien und in der Schweiz der Sitz des Fleißes und der Künste; da in dem fruchtbaren Walliserlande die Leute zu träge sind, das abgemähete Gras in die Scheune zu bringen, und aus den überflüssig wachsenden Trauben für sich und zum Verkauf Wein ordentlich zu bereiten. Außerordentliche Dummköpfe in der Familie werden für ein Glück gehalten **).

Die

*) Nach einer lehrreichen Beschreibung des Niederstiftes Münster im Götting. Mag. Jahr II St. 3 bestimmten von jeher und bestimmen noch Localumstände die Einwohner, entweder einzeln oder in geschlossenen Dorfschaften beysammen zu wohnen. Und die verschiedene Art des Bodens macht auf der einen Seite des Strohms das Spinnen, auf der andern das Stricken zum Nebenverdienste des Landmannes; beydes, sonderlich das letztere in einem Grade der Industrie, der vielen unglaublich scheinen muß. Alles strickt vom fünften Jahre an bis ins Grab. Daher sind sie im Stande, für einen Rthl. sechzig paar Kinderstrümpfe zu stricken, wenn der Kaufmann die Wolle dazu hergiebt, und diese dabey noch erst zu spinnen. Aus einem andern Gesichtspunkte preiset die Heidebewohner glücklich, als Menschen, die in der Einfalt und Gutheit der Natur vor andern sich erhalten, Mr. *de Luc*, Lettres physiques & morales Tom. III. Lett. LXXIV-LXXVI.

**) S. Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens Th. I. S. 34. 217 u. a. O.

Die Neuholländer leben bloß von kleinen Fischen, die das Meer bey der Ebbe zurückläßt, laufen ganz nackend, und machen sich aus den kleinen Geschenken, die andere Wilde so sehr erfreuen, gar nichts, nach Dampiers und Hackesworths Zeugnissen *). Nach des erstern Bericht hatten sie nicht einmal Fahrzeuge, sondern schwammen von einer Insel zu der andern. Hackesworth vermuthete, daß die Neuseeländer aus Mangel an Nahrung Krieg anfiengen, um die Gefangenen verzehren zu können; welche Vermuthung nachfolgende Beobachter mit Wahrscheinlichkeit verwerfen. Gewisser aber ist, daß sie die menschenfreundliche Sorgfalt der Engeländer, die ihr Land mit Ziegen und Schweinen bereichern wollten, vereitelten, und die ersten Paare verzehrten **).

Die Einwohner des Feuerlandes, vielleicht die elendesten aller Menschen, immer einer strengen Kälte ausgesetzt, und schlecht genährt, scheinen fühllos gegen alles, außer den dringendsten thierischen Bedürfnissen. Sie verstanden die Zeichen der Engeländer nicht, wodurch alle andere Südinsulaner bedeutet werden konnten.

Die abweichenden Erfahrungen haben ihre eigenen Gründe. In Hindostan ist viele Industrie bey der grösten Fruchtbarkeit des Bodens. Die Ursachen davon sind die große Volksmenge, daß die alten Einwohner

*) Eben eine solche Gleichgültigkeit fanden die Engeländer bey den in einem hohen Grade armen Einwohnern der östlichen Insel. Doch bewies dieß arme Volk Gastfreundschaft. *Forster* Voyage I. 572.

**) ibid. p. 493. 496.

keine oder nur wenige Thiere tödten, und also auch diesen viele Früchte überlassen müssen, und die Erpressungen der despotischen Großen, die über sie herrschen. Bey allem dem soll es noch immer Nationalsprüchwort daselbst seyn, daß es besser sey zu sitzen, als zu gehen, besser zu schlafen als zu wachen, und der Tod das Beste.

Noch manche besondere Beschaffenheiten der Länder können Einfluß auf die Sitten ihrer Bewohner haben.

Das Japansche Reich, von einer stürmischen See und klippigten Untiefen umschlossen, und mit allen Bedürfnissen des Lebens versorgt, scheint durch die Natur zu einer eigenen kleinen Welt gemacht, deren Einwohner keine Gemeinschaft mit andern Völkern unterhalten sollen *).

Der Vorrath von frischem Wasser und einladenden Bächen scheint die Ursache zu seyn, daß einige Südländer nicht nur fleißig sich baden, sondern, auf diese Weise zur Reinlichkeit gewöhnt, ihr überhaupt mehr zugethan sind, als andere, denen diese Veranlassung fehlet **).

Die Sterblichkeit in Batavia soll Gleichgültigkeit gegen den Tod hervorbringen ***).

Die Holländer sind nicht nur durch ihre Lebensart, als Kaufleute, zur Reinlichkeit gewöhnt, sondern sie werden auch durch ihr Klima dazu angetrieben, weil die beständig mit Ausdünstungen angefüllte Luft alles gar leicht

*) Kämpfer I. 76.
**) *Forster* Observat. 397 sq.
***) *Hackesworth*. Vergl. Iselin Gesch. der Menschh. I. 44. 45. Meiners vermischte Schriften I. 260. 271. *Forster's* Voyage I. 476 ff.

leicht mit Unreinigkeiten überzieht *). Eben diese feuchte Luft, bey welcher die Fibern leicht erschlaffen, kann den Geschmack an Gewürzen und stärkenden Getränken erzeugen **).

§. 161.

Von den Einwohnern hoher gebirgigter Gegenden.

Die Menschen lieben die Unabhängigkeit zu sehr, um nicht die in die Sinne fallenden Mittel dazu zu gebrauchen. In Gegenden, die durch Waldungen und Sümpfe, oder Gebirge und Klippen unzugänglich sind, oder geschickt Flüchtlinge zu verbergen, streiten sie länger für ihre Freyheit, weil sie es mit Vortheil thun können. Und wo das Physische Naturtrieben nur erst Gelegenheit

*) Auch ihre Colonisten in Surinam sollen, bey gleichem Grunde, dieselbe Reinlichkeit beobachten. *Schoeler* de morbis Surinamensium p. 5.

**) So urtheilt der Verf. des angeführten Essai sur le Theisme; setzt den Holländern die benachbarten Teutschen an die Seite, und fährt in der Beschreibung der Einflüsse des Klima so fort: Les uns & les autres ont l'imagination glacée, les passions tranquilles, vont à la guerre par ressorts, marchant regulierement sans ardeur, reculent pesamment, & sont soldats sans être guerriers. La servitude des Allemands n'est pas la cause, qui les abrutit; car les Hollandois, qui ne sont point esclaves, n'ont pas même autant de vigueur & d'activité. Den Charakter der Engeländer, den er auch als Franzos zeichnet, sucht er gleichfalls aus der doch eher zu kalten, dabey feuchten und fetten Luft, den Ausdünstungen der Steinkohlen, ihrer Unmäßigkeit im Essen und endlich auch aus der Diät, die sie auf ihren häufigen langen Seereisen führen, zu erklären, p. 202 ff.

anbietet und sie erweckt, da erhalten sie durch Beyspiele, Erziehung und Uebung leicht noch neue Verstärkungen. So kann der kriegerische Geist, Heldenmuth und Freyheitstrieb der Bewohner solcher Gegenden allernächst freylich von sittlichen Triebfedern, den Begriffen von Ehre und Tugend, die unter denselben herrschen, entspringen; und dennoch von physischen Ursachen abstammen.

Daß diese angezeigten Eigenschaften den Bergbewohnern vorzüglich zugeschrieben werden können, beweisen schon im vorhergehenden angemerkte Beyspiele und noch viele andere *); die Bergschotten, Böhmen, Schweizer und Mainotten sind in Europa dafür allgemein bekannt. In Asien sind es nicht weniger die Drusen auf dem Gebirge Libanon. Oft kommen auch hiebey mehrere Ursachen zusammen. Unfruchtbarkeit und Armuth des Landes; bey welchen die Einwohner zu feindlichen, räuberischen Ausfällen, wenigstens vor einem gewissen Grad der Cultur, einigermaßen genöthigt scheinen können; andere aber die Eroberung nicht der Mühe werth, selbst aus Mangel der Lebensmittel zu beschwerlich erachten; bisweilen Schwäche, bisweilen entgegengesetztes Interesse der Nachbarn.

Auch bey den Drusen bilden mehrere Umstände den schon ziemlich aufgeklärten Freyheitssinn; wovon Niebuhr diese ausführlichere Beschreibung giebt **). Sie leben in einem Lande, das sehr fruchtbar ist; aber bey den Bedürfnissen, zu denen sie sich gewöhnt haben, schon Ar-

*) S. Esprit des Nations liv. I. ch. IV. Flögels Geschichte des menschl. Verst. §. 93.

**) Reisebeschreibung Th. II. S. 428 ff.

Arbeit erfordert. Die vielen steilen Berge in demselben sind so viele Vestungen gegen die Türken, wenn diese sie bekriegen wollen. Des Sommers halten sie sich auf den kühlen Bergen, des Winters in den wärmern Ebenen auf; so daß sie immer in einer gemäßigten und stärkenden Luft, und, wie Niebuhr sich ausdrückt, in einem beständigen Frühlinge leben. Sie erhalten sich auch frey von allem niederdrückenden Religionszwange; scheinen überall nicht sehr bestimmt und eifrig in der Religion zu seyn. Die Geistlichen haben es übernommen, für die Weltlichen zu fasten und zu beten. Mit äußerster Empfindlichkeit alle Beleidigungen zu rächen, und Tapferkeit auch bis zur Tollkühnheit zu beweisen, wird zur Ehre gerechnet. Das Faustrecht herrscht unter ihnen eben so, wie unter den Teutschen zur Zeit, da die Bergschlösser noch unüberwindliche Vestungen waren. Ihre Erziehung ist ganz kriegerisch. Von Jugend auf werden sie angewöhnt, große Beschwerlichkeiten auszustehen, Pferde und Waffen gut zu gebrauchen. Einer von Adel würde sehr verachtet werden, wenn man, bey was für einer Gelegenheit es auch seyn möchte, Thränen in seinen Augen erblickt hätte.

Die sittlichen Folgen des Aufenthaltes auf hohen gebirgigten Gegenden lassen sich noch aus einem andern Gesichtspunkte aufsuchen. Nicht nur der Körper genießt daselbst eine reine und stärkende Luft; sondern die großen Gegenstände und weiten Aussichten auf die manchfaltige Pracht und die wundervollen Auftritte der Natur, müssen den Geist mit reizvollen Bildern erfüllen, zu großen Gedanken und Entwürfen erheben; weit mehr, oder doch früher, als in einem verschlossenen, dü-

stern Winkel geschehen kann. Der schon aufgeklärte Mensch findet wohl überall in der Natur Gegenstände, die ihn zur Bewunderung und hohen Gefühlen erwecken können; wenn er irgend dazu aufgelegt ist. Aber leichter entsteht doch die Erweckung bey Manchfaltigkeit und Größe; voller und wärmer wird da das Gefühl.

Der schon einige male angeführte Verfasser des *Essai sur le Theisme* führt diese Bemerkung, besonders in Absicht auf die Helvetier, einleuchtend und nachdrücklich aus. Und da er als Augenzeuge redet: so ist es der Mühe werth, einiges aus seinem Gemählde auszuzeichnen. Ihr Geblüt, sagt er, circulirt langsam, wegen der kühlen und leichten Luft; aber es enthält viele Lebensgeister, wegen ihrer größtentheils animalischen Nahrung und der balsamschen Kraft der Kräuter, wovon die Luft im Sommer angefüllt ist, und die man in der Milch und dem, was daraus bereitet wird, schmeckt. Sie seyen also stark, wie die Nordländer; aber bey ungleich feinerer und lebhafterer Empfindung. Aber auch vor ausschweifenden Leidenschaften, die sonst eine Folge lebhafter Empfindungen sind, werden sie, unter der Mitwirkung moralischer Ursachen, durch die Beschaffenheit der Natur, die sie umgiebt, bewahret. Nachdem er ihre Keuschheit gerühmt hat *), fährt er so fort. Le seul aspect

*) Im folgenden sagt er noch besonders von den Hirten auf den hohen Gebirgen des Lucernschen und Unterwaldenschen Cantons, daß sie groß, stark und schön gebildet seyn, und très chastes; & passent des saisons entieres, sans voir leurs femmes, qui se tiennent dans les vallées. — On ne commit jamais parmi eux ni le vol, ni l'homicide, ni l'adultere.

aſpect des grands objets, qui les frappe, contribue certainement à les priver d'idées laſcives ou tumultueuſes. De noires forets de ſapins, qui retentiſſent du cri des aigles, le fracas des caſcades ecumantes, qui entrainent des maſſes de rocher dans les abimes, d'enormes troncs deſſechés, qui tombent en pouſſiere, des cimes cachées ſous une voute de glace eternelle, des lacs transparents, qui ajoutent à la majeſté du payſage, en doublant l'image des enormes ſommets qui les entourent. Tout y eſt varié, quoique tranquille; tout y eſt frappant, ſans mignardiſe dans les details. C'eſt le ſanctuaire de la nature, ce ſont des piramides, dont la hauteur rend temoignage à la puiſſance, qui les créa. Leurs eſcarpements & leurs ruines portent auſſi l'empreinte du cahos, & ſemblent atteſter, que le monde actuel a été rebati ſur des ruines. Un ſpectacle ſi grand peut occuper ces peuples & les rendre ſerieux. Gewiß, man fühlt es bey der bloßen Beſchreibung, daß es ſolche Wirkungen hervorbringen müſſe. Und wenn gleich die tägliche Gewohnheit ſie bey vielen ſehr vermindert: ſo können ſie doch nicht ganz ausbleiben.

Kapitel V.

Vom Einflusse der gesellschaftlichen Verbindungen, Gesetze und Staatsverfassungen.

§. 162.

Allgemeine Bemerkungen über den Einfluß der gesellschaftlichen Verhältnisse in die sittliche Natur des Menschen.

Wenn ein Mensch vom andern Menschen gar nichts wüßte, oder außer aller Verbindung mit demselben sich erhalten könnte: so würde es dem größten Theil der Neigungen und Bestrebungen, die ihn gewöhnlich tugendhaft oder lasterhaft, glücklich oder unglücklich machen, an den nächsten oder entfernten Ursachen fehlen. Der mächtige Trieb der Ehre, der auf alle übrigen einen so großen Einfluß hat, würde keine Erweckung, keine Nahrung, keinen Gegenstand haben. Hinsicht auf das Künftige, überhaupt Klugheit und Vernunft, wie langsam, wie unvollkommen würden sie sich entwickeln im einzelnen Menschen, ohne Sprache, ohne Unterricht? Selbst die Einbildungskraft, die die Empfindungen belebt, und oft so sehr verändert, kann nur schwach sich äußern; wenn nicht die ähnlichen oder widerstrebenden Ideen anderer die eigenen ergänzen oder in Bewegung setzen.

Der

Der Mensch steht zwar mit allem, was ihn umgiebt, in mancherley Verhältnissen wechselseitiger Einwirkung. Aber nichts wirkt doch so sehr auf den Menschen, als der Mensch. An keinem andern Gegenstande nimmt er so stark Antheil; keinen fürchtet, keinen haßt, keinen liebt er so sehr; nach keinem bildet er sich so schnell, und so anhaltend, vorsetzlich und unvorsetzlich. Er hat Begriffe, Grundsätze, Interesse, Freunde, Feinde, Gefahren, Hofnungen, weil sie andere haben. Er hat alles dieses nicht, wie er es außerdem haben würde; weil es andere haben, die ihm widerstreben, denen er widerstrebt, von denen er sich entfernt hat, von denen er sich unterscheiden will.

Doch haben nicht alle einen gleichen, nicht alle einen gleich dauerhaften Einfluß auf einander. Nur da, wo Liebe und Hochachtung oder Furcht vorzüglich obwalten, ist derselbe auch vorzüglich stark. Je weniger ein Mensch von diesen Trieben bewegt wird, desto schwächer ist auch der Einfluß anderer auf ihn; desto mehr kann sein Charakter nach seinen ursprünglichen Anlagen sich entwickeln, oder durch physische Ursachen gebildet werden.

Auch können diejenigen gesellschaftlichen Verbindungen keinen so großen Einfluß haben, die nur auf selbstsüchtige, nie lange unter einander einstimmige Triebe der Mitglieder gegründet, nicht durch moralische Gefühle befestigt, nicht durch Gewalt geschützt sind. Hingegen scheint gleich, vermöge der Natur der Sache, der allerstärkste Einfluß aus denjenigen Gesellschaften entstehen zu müssen, die die Religion zum Grunde, und die sittliche Natur zum Gegenstande haben; wie denn dieß

auch

auch die Erfahrung von den religiösen Orden und kirchlichen Gemeinden, in denen die Religion wirklich Hauptgrund der Vereinigung ist, mehrentheils offenbar zu erkennen giebt. Gewaltigere Umformungen und Verähnlichungen der Charaktere, als da, finden sich schwerlich bey irgend einer andern Art von Verbindung.

§. 163.

Natürliche Stuffen des Einflusses der Gesellschaft auf die Bildung und Veränderung des Menschen.

Die Gesellschaft hat auch nicht immer, nicht bey jedweder Stuffe des Alters und der Erkenntniß, einen gleich starken und gleichartigen Einfluß auf den Menschen. Wenn wir die ursprüngliche Natur und die Verhältnisse desselben zu den äußerlichen Dingen erwägen: so ergiebt sich, daß ganz anfänglich der moralische, oder überhaupt freye gewaltlose Einfluß anderer Menschen, nur schwach seyn kann. Das Kind und der ganz rohe unwissende Wilde haben zu wenig Aufmerksamkeit für alles, was sie umgiebt, zu wenig Verstand, um die Natur der Dinge und deren Beziehungen einzusehen. Bey ihrer schwachen Einbildungskraft auch zu wenig Empfindlichkeit und Sympathie, um nicht wie gegen alles, so auch gegen andere Menschen noch sehr gleichgültig zu bleiben; und vielmehr den physischen Antrieben eigener Gefühle sich zu überlassen. Mit dem Wachsthum der Einsichten und Kräfte wird das Bedürfniß gesellschaftlicher Verbindungen dringender. Der Mensch sieht in ihnen seine Erhaltung und sein Vergnügen, oder glaubt es zu sehen; und diese Entdeckung macht um so mehr Eindruck auf ihn, je neuer sie ihm noch ist, und je weniger an-

dere

dere Mittel für beyde ihm noch bekannt sind. Den Gesellschaften und ihrem Interesse wird also eine Zeitlang alles übrige aufgeopfert oder nachgesetzt.

Aber diese Verbindungen vermehren sich, sie wechseln ab; schon dies vermindert ihren Werth. Noch mehr thun es die Einschrenkungen, die Collisionen, die getäuschten Hofnungen, die ihnen bald nachfolgen. Der Mensch fängt an darauf zu sinnen, wie er die Gesellschaft nützen, sie genießen, und zugleich von ihr möglichst unabhängig sich erhalten könne.

Der Leichtsinnige, blos dem Vergnügen des Tages nachjagende, zerstreut sich in die größte Gesellschaft, weil er da am ungebundesten herumflattern kann; und entwickelt sich weder einen eigenthümlichen Charakter, noch bekommt er einen gesellschaftlichen; indem er von unzähligen andern abwechselnd berührt wird, und mit keinem zusammen hält. Der Thätige sucht Leitfäden der Verbindung, in welcher er mit andern steht, in seine Gewalt zu bringen; um sie anzuziehen, abzuschneiden oder fahren zu lassen, so bald er es für gut findet.

Sittliche Eigenschaften, die bey diesem weitläuftigen, aber losen Zusammenhange der Menschen unter einander sich hauptsächlich entwickeln und ausbilden, sind Gefälligkeit und Höflichkeit, Bereitwilligkeit in Kleinigkeiten sich nach andern zu richten. Eigenschaften, die zwar an sich mit ächter Freundschaft, Vaterlandsliebe und Menschenliebe sehr gut bestehen können; bey vielen aber in so fern ihnen Abbruch thun, daß sie den Mangel derselben durch einen Schein ersetzen, bey welchem man jene größere Tugenden bey sich selbst für weni-

ger

ger nöthig, und bey andern oft für weniger aufrichtig hält.

Endlich fängt die Gesellschaft wieder an gleichgültig zu werden; der Mensch verachtet sie, zieht sich einsiedelerisch zurück, oder liebt sie nur aus Wohlwollen, nicht mehr aus Bedürfniß und Eigennutz; in der Stufenfolge, in welcher er unfähig wird, sie zu genießen und zu benutzen; oder innerlich reich und stark genug, um seine Glückseligkeit nicht mehr außer sich zu suchen.

Wird auch die Menschheit, wie das Individuum, werden auch Nationen zu dieser Periode fortrücken; wo jede ihr Glück in sich selbst suchte und genösse, ohne Eifersucht über das Glück der andern; oder auf andere nur sähe, um von ihrem Ueberflusse ihr mitzutheilen? Die Entwürfe der Physiokraten scheinen dieß zu versprechen.

Wie bey der ersten Entwickelung der gesellschaftlichen Triebe und Empfindungen, Partheygeist mit allen seinen feindseligen und unbilligen Gesinnungen entstehen, und die Rachsucht außerordentlich anwachsen könne; ist an einem andern Orte (§. 96.) schon ausgeführt worden. Wie allmählig diese Neigungen wiederum gemildert und verfeinert werden, eben auch durch das gesellschaftliche Interesse, und andere Ursachen, verdient hier noch angemerkt zu werden. Nemlich

1) Wie die Verbindungen der Menschen unter einander sich erweitern und vervielfältigen: so verlieren sich auch die Vorurtheile und Abneigungen, so wegen ihrer zufälligen Verschiedenheiten, Familien, Völker und einzelne Menschen gegen einander hatten. Sie lernen aus

der

der Erfahrung, daß sie nicht so sehr von einander verschieden sind, nicht so viel Mühe haben, ihre Ideen mit einander zu verwechseln oder zu vereinigen, als sie anfangs glaubten; daß diese Verschiedenheiten überall so wichtig nicht sind, als man dachte: daß einer in des andern Umständen, so sehr sie auch nun von einander abweichen, ohngefähr der andere seyn würde. Große Städte und auswärtige Handlung bringen so, in manchen Stücken, die Menschen auf das ursprünglich natürliche zurück, was alle mit einander gemein haben.

2) Indem die Menschen also einander immer vollständiger und genauer kennen lernen: entdecken sie auch immer neue, bessere, zureichendere Mittel, durch Güte und Klugheit einander nach ihren Absichten zu lenken. Was man ehedem mit den Waffen allein ausrichten zu können vermeynte, dieß und noch mehr versteht und sucht man itzt lieber durch Unterhandlungen auszumachen.

3) Endlich hat die Erfahrung durch allzuempfindliche Beweise gelehrt, wie selten dauerhafte Vortheile über andere durch Ungerechtigkeit gegründet, wie oft die Folgen der Untreue und Grausamkeit für denjenigen selbst verderblich werden, der sie begeht; nicht nur wegen der Wiedervergeltung des Beleidigten; sondern auch wegen des Einflusses, den dieß auf den eigenen Charakter und das Betragen der Mitglieder einer Gesellschaft unter einander zu haben pflegt. So werden also die Menschen gerechter, wie sie weit aussehender werden. So bringt die wahre Klugheit die Menschen endlich wieder zur Menschlichkeit und Billigkeit zurück, von welchen die

selbst-

selbstsüchtigen Triebe bey den ersten Collisionen sie so weit entfernen können *).

Was diesen wohlthätigen Wirkungen der erweiterten gesellschaftlichen Begriffe und Neigungen hauptsächlich sich widersetzen und Abbruch thun kann, ist übermäßiger Reichthum und Luxus. Denn jener macht übermüthig und zur Verachtung anderer geneigt. Dieser kennt keine Gränzen der Begierden, und bringt auf diese Weise eben dahin, wozu die Noth und Collision wahrer Naturbedürfnisse bringen konnte; zur Unterdrückung der sympathetischen Gefühle.

§. 164.

Von den Folgen despotischer Obrigkeiten und allzustrenger Gesetze.

Unter den mehrern Gesellschaften, in welche die Menschen sich begeben, ist, auch in Absicht auf die Folgen für das Sittliche, der Staat überhaupt wohl die wichtigste. Doch kommt es dabey freylich sehr darauf an, wie genau die Verbindung aller Theile und ihre Unterordnung unter die oberste Gewalt darinnen ist. Daher kommt es zuförderst auf die Staatsverfassung und Regierungsformen an. Daß

*) Eben diesen Gedanken, der wohl manchen eine der Erfahrung widerstreitende gutherzige Einbildung scheinen dürfte, trägt *Ferguson* in einer bestimmtern Anwendung vor „The trader in rude ages, is shortsighted, fraudulent and mercenary; but in the progress and advanced state of his arts, his views are enlarged — he becomes punctual, liberal, faithful. — Even in China, we are informed, where pilfering, fraud and corruption are the reigning practice with all the other orders of men, the great merchant is ready to give and to procure confidence.“ Hist. of civil society p. 219.

Daß insbesondere die Unterwerfung der Menschen unter eine despotische Gewalt und Regierung die wichtigsten Veränderungen in den Neigungen und Sitten verursache, ist eine gemeine Behauptung aller Beobachter.

Es ist aber hiebey nöthig, den, in seinen mancherley Anwendungen nicht immer gleichen Begrif von der Despotie gehörig zu bestimmen. Eigentlich bedeutet dieser Name die Gewalt nach Willkühr zu gebieten über alles, was Menschen ihre Kräfte und die höchsten unabänderlichen Gesetze der Vernunft erlauben, über alles, was ihnen physisch und moralisch möglich ist. Wenn in einem Lande der Wohlstand der Unterthanen und alle ihre Einrichtungen von den Leidenschaften des Oberhaupts und seiner Günstlinge abhängen; wenn man sich berechtiget hält, sie zu Lebensarten und Diensten zu zwingen, gegen die sie die größte Abneigung haben, oder sie gar an andere zu verschenken und zu verkaufen; oder wenn man wenigstens unmäßige auszehrende Dienste und Abgaben von ihnen erzwingt: so leben sie in der Despotie. Je mehr die Willkühr der Obern durch Gesetze eingeschrenkt ist, je mehr durch solche von ihrer Willkühr nicht abhängige Gesetze den Unterworfenen Freyheit und Eigenthum gesichert ist; desto mehr sind sie von despotischer Gewalt entfernt. Je mehr sie aber von ihr eingeschrenkt und unterdrückt werden; desto mehr

1) wird auch die Achtung für das Leben, für sich selbst, für die Menschheit und die ganze Erdwelt geschwächt und erstickt. Bis zu einem gewissen Grad kann zwar der Mensch auch den Verlust der Freyheit ertragen, und das Leben lieb behalten. Aber nur bis zu einem gewissen Grade, und bey einem gewissen seinen Haupt-

neigungen entsprechenden Ersatze. (§. 118.) Es ist bekannt, wie leicht die Negern in der Sklaverey der Europäer sich zum Selbstmorde entschließen. Die Indianer unter der Spanischen, besonders anfänglich so bedrückenden Gewalt haben auch Beweise genug davon gegeben. Und eben dieselbe Wirkung soll häufig auf die Indianerinnen der häusliche Despotismus gehabt haben. Man hat angemerkt, daß sie die Kinder ihres Geschlechtes aus Mitleiden über das ihnen bevorstehende harte Schicksal umgebracht haben *). Die Verachtung des Lebens, durch die die Japaner sich **) vor andern Völkern auszeichnen, mag wohl im rauhen Klima, und noch

*) S. *Robertson* Hist. of Amer. I. 320. Schon die Bedrückung der Leibeigenschaft, wie sie noch in einigen teutschen Provinzen Statt findet, soll die Wirkung nach sich gezogen haben, daß auf einem adelichen Gute die jungen Leute sich beredeten, gar nicht zu heirathen. Sie blieben bey diesem Vorsatze 9 Jahre lang; trieben unterdessen die schändlichste Unzucht; und das Gut ward dadurch seinem Ruin nahe gebracht; von welchem ein neuer Eigenthümer durch Gelindigkeit, Versprechungen und Belohnungen für die Heirathende es noch rettete. Dies versichert Büsch vom Geldsumlauf II. S. 393. *Le Gentil* berichtet als zuverlässig, daß die Einwohner der Marianischen Inseln ihr Geschlecht nicht fortpflanzen wollen, wegen der unerhörten Bedrückungen, die sie von der Geistlichkeit und dem Gouverneur auszustehen haben. Gött. Anzeigen 1781 Zug. S. 806.

**) Home's Versuch über die Gesch. d. M. I. 211. Einen von mehrern Beweisen giebt Kämpfer mit folgendem: Bey einer Feuersbrunst haben diejenigen vom Felde zurückkommenden Eltern, die ihre Kinder in den brennenden Häusern ohne Rettung sahen, sich freywillig zu ihnen in die Flamme gestürzt. Dohms Ausgabe Th. II. S. 302.

noch mehr in der Erziehung *) einen Theil ihres Grundes haben. Aber in ihrer Staatsverfassung doch gewiß auch. Und würde die Erziehung so eingerichtet seyn, wenn die Regierungsart anders wäre?

2) Wenn dennoch Menschen unter einem solchen Drucke das Leben lieb behalten können: so ist um so mehr zu vermuthen, daß sie von eingeschrenkten Empfindungen und niedrigen Begierden beherrscht werden; von edlen und großmüthigen Gesinnungen wenig wissen; daß sie nur für den Augenblick leben, da ihnen die Zukunft so ungewiß ist; daß sie sich jedes Vortheils bemächtigen, keinen ihrer unwürdig halten, da sie so sehr eingeschrenkt, und die Gefühle der Ehre und Selbstachtung so sehr unterdrückt werden. Insbesondere kann die häusliche Sklaverey nicht für ein großes Uebel oder Schande angesehen werden; da die politische Sklaverey so wenig Freyheit übrig läßt. Dabey vermindert wiederum rückwärts die Gewohnheit der häuslichen Sklaverey den Abscheu vor dem politischen Despotismus. So wird gar oft die Wirkung wieder zur Ursache. Dieß wird durch Zeugnisse nachdrücklich bestätigt. Die Siamer geben, wie es unter ihnen selbst ein Sprichwort sagt, ihre Freyheit für eine Näscherey hin. Sie setzen sie aufs Spiel, wenn

*) Ich selbst habe es gehört, wie man schreyende Kinder mit kriegerischen Liedern besänftigte, wie man in den Schulen die letzten Briefe der Helden und der Selbstmörder, die hier auch in die Heldenclasse gezählt werden, den Knaben erklärte, sie dieselben auswendig lernen, und zur Uebung schreiben ließ, um ihnen so mit den ersten Kenntnissen Verachtung des Todes und Tapferkeit einzuflößen, schreibt Kämpfer S. 400.

sie weiter nichts zu verspielen haben. Sie werden lieber Sklaven, als daß sie betteln; und man beweiset den Bettlern weniger Mitleiden, als dem Vieh, weil man die Sklaverey für kein unanständiges Mittel hält, sich Unterhalt zu verschaffen. Der Herr darf seine Sklaven schlagen, so viel er will, nur nicht tödten. Aber Schläge sind, im despotischen Reiche, auch eine gewöhnliche Strafe der Freyen, selbst der Vornehmen *). Die Perser sind, nach Chardins **) Aussage, im hohen Grade und auf eine sehr niederträchtige Weise eigennützig. Sie haben Mühe zu begreifen, daß es Länder gebe, wo Menschen andern dienen, ohne Belohnung dafür zu erhalten, oder zu hoffen ***). Sie machen sich für alles bezahlt, und so oft sie können, zum voraus. Die ärmsten und elendesten erscheinen nie vor den Großen, oder vor irgend jemand, bey dem sie etwas zu bitten haben, ohne etwas zum Geschenke mitzubringen. Und alles wird angenommen, auch von den größten Herrn Früchte, Hüner ꝛc. Großmuth ist eine im Orient unbekannte Tugend, sagt dieser Schriftsteller ausdrücklich. Doch erzählt er hie und da Dinge, die dieß allgemeine Urtheil einigermaßen einschrenken können. Daß sie wenig für die Zukunft sorgen, immer nur für den Augenblick leben, ist, als eine Eigenschaft der Perser, die auch aus den

*) *De la Loubere* I. 234.

**) Voyages II. 36.

***) Daß eine nicht viel geringere Eigennützigkeit bey allen Dienstleistungen und Gefälligkeiten auch in den Republiken, durch den Geist der Handlung und äußersten Industrie entstehen könne; davon fehlen in Europa die Erfahrungen nicht ganz.

den Einflüssen des Klima begreiflich wird, anderswo (§. 156.) schon angemerkt worden. Die despotische Oberherrschaft befördert also die Wirkung des Klima, und thut vielleicht das meiste in diesem Falle.

3) Der Muth hat zwar, wie die Furcht, mancherley und sehr verschiedene Gründe; er kann eine Folge seyn von der Verachtung des Lebens, Muth der höchsten Sorglosigkeit oder Verzweiflung (§. 31). Und so widerspricht er dem natürlichen Charakter sklavisch unterdrückter Menschen nicht. So zeigt er sich auch oft in den Empörungen und Revolutionen, die sie bewirkt haben *); oder bey der Ausführung eines auf Privatrache abzielenden Anschlages. Aber als Folge von der Liebe zum Vaterlande und Eigenthume, als Folge von Gefühlen der Ehre und einer beständigen Angewöhnung zur Unerschrockenheit und Entschlossenheit, läßt er sich beym Sklaven nicht erwarten. Und wenn auch der Sklave, in gewissen Verhältnissen Muth zu beweisen, Antrieb in sich hat: so wird doch überhaupt sein Betragen furchtsam, scheu, mißtrauisch seyn; da seine Sicherheit nicht von seinem Rechtverhalten, sondern so sehr von der Willkühr und Bosheit der Menschen abhängt. Selbst die Despoten leben in beständiger Furcht und Mißtrauen; nach dem bekannten Ausspruche eines alten Weisen, daß sich vor vielen zu fürchten habe, wer von vielen gefürchtet wird. Die eingebildeten Götter, die sich in ihren übertriebenen Titeln Herrn der Kaiser und Könige,

*) S. *Ferguson* Hist. of civ. soc. p. 429.

der Länder und der Meere nennen, können nicht, ohne Furcht vor Vergiftung, etwas essen oder trinken *).

4) Dieß scheue, mißtrauische und finstere, trübsinnige Wesen, und der Verlust der natürlichen Gefühle von Wahrheit, Ehre und Tugend wird durch die äußerst strengen unnatürlichen Gesetze und Strafen, und die ängstliche Aufsicht, die einen jeden umgiebt, noch mehr befördert **). Da der Despote alles nur auf sich bezieht, in

*) Der Mogol *Aureng-Zeb* aß nichts, bevor seine Schwester, und zwey oder drey der vornehmsten Omrahs, davon gekostet. Von den Arzeneyen, die seine Aerzte ihm verschrieben, mußten diese gleichfalls zuerst selbst einnehmen, damit er die Wirkung derselben an ihnen sehen konnte. Voyage *d'Ovington* I. 205. 207. Der König von Siam läßt niemand in seinen Pallast kommen, der bewafnet ist; seine eigene Wache ist daselbst entwafnet. In sein eigentliches Zimmer kommen nur Frauenspersonen. Wer nur so nahe am Pallast, daß der König es hören könnte, ein Feuergewehr losschießt, hat das Leben verwirkt. *De la Loubere* I. 316.

**) Von den Persern s. *Chardin* II 298. III. 13. Im Criminalgerichte bekommt der Beschuldigte, zum freundlichen Willkomm, vor dem Verhör, eine Tracht Schläge. Niebuhr erzählt (Reisebeschreib. II. 116.) daß während seiner Anwesenheit zu Schiras der dortige Beglerbeg, ein Bruder des Kerim Chan, zween Schlächter, die schlechtes Fleisch verkauft hatten, bey den Ohren an einen Pfahl nageln, und sie so den ganzen Nachmittag stehen ließ. Zugleich ließ er bekannt machen, daß künftig alle Schlächter, die eben dieß Verbrechen begehen würden, in der Mitte von einander gehauen werden sollten. Dem Herrn N. versicherte er ganz gnädig, daß er allen, die ihm etwas zu leide thun würden in seinem Gebiete, die Köpfe wolle abschlagen lassen. In Japan, sagt Kämpfer ausdrück-

in jedem Gesetze nur seinen Willen, und in jedweder Uebertretung Ungehorsam, Verachtung desselben sieht: so bekömmt jede das Ansehn eines Staatsverbrechens, eines Verbrechens der beleidigten Majestät. Und wie

drücklich, wird bey den Verbrechen nicht auf den höhern oder geringern Grad von Bosheit, sondern bloß auf die Uebertretung des Kaiserlichen Befehls gesehen. Alle Verbrechen werden daher mit dem Leben gestraft; die Verbannungen der Großen in einigen Fällen ausgenommen. Jeder Angehörige, jeder Nachbar muß für des andern Verbrechen mit einstehn und büßen. Wahr ist es, daß keiner in eine Straße einziehen kann, ohne Erlaubniß der Nachbarn. In ihren Eiden müssen sie selbst auch auf ihre Verwandten und Freunde die Rache auffordern; sie müssen mit ihrem Blute unterzeichnen. — Und achten dieß alles doch nicht, wo sie von obrigkeitlicher Strafe sicher zu seyn glauben. Th. II. S. 82. 409. Vergl. Recueil des Voyages au Nord. III. p. 107. seq. 126. 128. Der König von Siam begnügt sich nicht, seine Hofbediente und Geheimen Räthe abprügeln zu lassen, wenn sie in Kleinigkeiten etwas versehen; sondern er verurtheilt auch sie, und jedermann, nachdem es ihm einfällt, ohne Weitläuftigkeit zu den grausamsten Todesstrafen. Oft den Schuldigen und Unschuldigen, den Kläger und den Beklagten mit einander. Und damit sie nicht eine Verschwörung anfangen können, werden sie in der genauesten Einschränkung und Aufsicht erhalten. Keiner darf den andern besuchen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs. Und diese wird ihnen nur bey Hochzeiten und Leichenbegräbnissen ertheilet. Wenn sie einander begegnen, dürfen sie nichts anders als laut und in Gegenwart eines dritten mit einander reden. Das Geschäfte eines Angebers, welches unter freyen Völkern so verabscheuet wird, ist auf alle Fälle, unter Lebensstrafe, einem jeden Siamer geboten. Wenn also ihrer zween etwas strafbares wissen, bleibt es selten verborgen. Dabey unter-

sollte auch der Despote bey den Strafen die Rechte der Menschheit zu Rathe ziehen, die er überhaupt verkannt hat? Harte Strafen scheinen ihm um so viel nöthiger, je mehr er sich bewust ist, nur durch Gewalt und Furcht zu herrschen; oft auch nützlich, als Gelegenheit zur Einziehung der Güter mit noch einigem Schein des Rechtes.

5) Für alles dieß ist die steife gleisnerische Höflichkeit wohl kein Ersatz; in welcher die Völker, die unter einem despotischen Scepter stehen, Meister seyn sollen. Die Lebensart der Japaner, sagt Kämpfer, ist, von dem geringsten Bauer bis zu dem größten Herrn, so artig, daß man das ganze Reich eine hohe Schule aller Höflichkeit und guten Sitten nennen könnte *). Und nach *Chardin* sind die Perser das höflichste Volk im ganzen Orient, die größten Komplimentirer. Die Höflichen unter ihnen sind den Höflichsten in Europa gleich zu achten **). Von den Siamern und den orientalischen

---

terhält der König noch eine Menge geheimer Spionen. — Eine sonderbare Ursache zur Einschrenkung dieses Uebels der beständigen Anklagen findet sich doch auch hier neben dem Uebel; in der Schmeicheley, und Furcht dem König etwas unangenehmes zu sagen. La Flatterie est si grande aux Indes qu'elle a persuadé aux Rois, que s'il est de leur interêt d' être informés, il est de leur dignité de ne rien entendre, qui leur puisse deplaire. *De la Loubere* Destript. du Roy. de Siam. I. 313. seq.

*) Kämpfers Reisen von Dohm Th. II. 409. Herr Thunberg bestätigt dieß in seinem Schreiben an Herrn *Banks* s. Philosoph. transact. 1780. Vol. I.

**) Voyages II. 37. Niebuhr bestätigt es; giebt ihnen auch ausdrücklich den Vorzug vor den Türken und Arabern

schen Völkern überhaupt sagt *de la Loubere*, daß ihre Höflichkeit die Europäische so weit übertrift, daß, wenn ein Europäer sich lange unter ihnen aufgehalten hat, er Mühe hat, an die vertraulichere und ungezwungene Lebensart seines Vaterlandes sich wieder zu gewöhnen *). Die Sineser übertreffen doch vielleicht alle andere. Wenigstens ist noch kein Volk bekannt, welches aus den Höflichkeitsgebräuchen ein so wichtiges Geschäfte gemacht hätte, als sie. Sie haben ein Gesetzbuch dazu, welches über 3000 Regeln vorschreibt, und ein eigenes Gericht, um darüber zu halten. Selbst der Kaiser ist eben so sehr Sklav der Etiquette, als er sonst unumschrenkter Herr ist **). Aber wie im Grunde diese Höflichkeit beschaffen, und was sie werth sey, vergessen die unpartheyischen Beobachter nicht hinzuzusetzen. Die größten Schmeichler und die größten Betrüger sind die Perser, nach *Chardin;* fein im höchsten Grade, und unver-

---

bern hierinnen; und sagt, daß man sie ganz richtig die Franzosen des Orients genannt habe. Reisebeschr. II. 48. Wenn man mehrere unter gleicher Despotie stehende Völker in diesem Punkt der Sitten ungleich findet, so muß man vor allen Dingen auch darauf denken, wie lange ein jedes derselben schon cultivirt ist?

*) Descript. du Roy. de Siam I. 164. Daß Menschen, die unter einer despotischen Regierung leben, insbesondere auch gegen Fremde höflicher sind, als Republikaner; kann nicht nur daher kommen, daß sie überhaupt zur Bescheidenheit und Höflichkeit gewohnt sind, sondern auch aus dem Grunde, daß sie von ihnen desto mehr zu gewinnen hoffen. Auch hält sie wohl eben dazu der Despot, gleichfalls aus Eigennutz, scharf an.

**) S. Gött. G. A. J. 1779. Zugabe zu 50.

schämt zugleich; Heucheley und Verstellung ist ihr gewöhnliches Kleid *). Die Siamer müssen sehr gewiß seyn, daß man die Wahrheit wissen will, um sie einem zu sagen, wenn sie glauben, daß man eine andere Meynung hat. Sie thun nie, als ob sie etwas besser wüßten, als der andere; selbst gegen Fremde in Dingen, die ihr Land betreffen. Selbst die Härte, womit die Lügen gegen einen Obern bestraft werden, verhindert nicht, daß nicht da eben so oft, oder noch öfter, als in andern Ländern gelogen werde **). Welche Erzbetrüger die höflichen Sineser sind, ist seit Ansons Nachrichten allgemein bekannt, und durch mehrere Zeugnisse bestätiget. Von den Japanischen Kaisern schreibt Kämpfer ***): „Sie nehmen, wenn sie geben; sie erschö-

*) II. 36.

**) *De la Loubere* I. 165. 227. Dabey vernachlässigen sie einige der natürlichsten Regeln der Höflichkeit, die auf Reinlichkeit und Achtung gegen andere sich beziehen, ungescheut. S. p. 174.

***) II. 409. Was Kämpfer hier von der Politik der orientalischen Despoten sagt, findet sich buchstäblich bestätigt, in einer Geschichte vom Großmogol *Aureng - Zeb*, die ein Zeitgenosse und persönlicher Bekannter von Kämpfer, *Jean d' Ovington*, in seiner Reisebeschreibung ertheilt. Er ließ einmal alle Faquirs aus seinen Staaten einladen, zu einem Feste, das er ihnen geben wollte. Sie erschienen in großer Menge; und wurden herrlich bewirthet. Als sie sich wieder beurlauben wollten; ließ er dieß nicht geschehen, bis er ihnen auch neue Kleider ausgetheilt hätte, statt der alten Lumpen, in die sie sich eingewickelt hatten. Ob sie sich nun gleich diese Ehre sehr verbaten: so waren doch schon Leute bestellt,

schöpfen, wenn sie gnädig anblicken; sie belästigen, wenn sie Aemter ertheilen; sie unterdrücken, wenn sie mit Titeln und Würden adeln. Sie verbinden durch manchfaltige lästige Arten von Gnadenbezeigungen die Großen zum Gehorsam, und verleiten sie auch, die Einkünfte ihrer Provinzen aufzuwenden, die ihnen sonst Vermögen und Lust geben können, Unruhen anzufangen." Und eine andere Bewandniß und Absicht hat es überall nicht mit der Höflichkeit der Vornehmen gegen die Geringern in diesen Staaten. Die Geringern müssen wohl umsonst höflich seyn, aus Furcht und Gewohnheit. Die Venetianer, sonderlich die Unadelichen, zeichnen sich unter andern Nationen aus, durch ihre Geschicklichkeit zärtlich und schmeichelhaft zu thun. Ihr Dialekt, sagt *Baretti*, scheint aus nichts anderm, als aus freundlichen Worten und zärtlichen Beyworten zu bestehen. Durch die übertriebensten Schmeicheleyen allein sind sie im Stande, den Adelichen, ihren stolzen Obern, sich beliebt zu machen; den Adelichen, die sich alle für gebohrne Fürsten achten, und niederträchtig genug sind, zum Zeichen ihrer Hoheit in der Komödie von ihren Logen dem gemeinen Volke auf die Köpfe zu speyen. — Dafür suchen sie denn freylich diese Herrn, und alles, was zu ihnen gehört, aus ihren Gesellschaften zu entfernen; wozu

---

stellt, die diese Umkleidung bewerkstelligten. Und da fanden sich, wie es der Kaiser vorher gewußt und zur Absicht gehabt hatte, viele Kostbarkeiten von Gold und Edelsteinen; so daß derselbe nicht nur seinen für die Fagnirs gemachten Aufwand gut bezahlt, sondern noch großen Gewinn dabey erlangte. S. Voyage I. 200. ff.

zu die Livrey eines fremden Ministers vor der Hausthür hinreichend ist *).

6) Achtung fürs Aeußerliche geht überhaupt bey dem Sklaven weiter als beym Freyen; weil er nicht denken, nicht nach Gründen und Wesen forschen darf. Daher auch in despotischen Staaten die äußerlichen Zeichen der Gewalt und Herrschaft mehr thun, als innere Eigenschaften und Rechtsverhältnisse **). Ebendeswegen kann auch in denselben es ein Staatsverbrechen seyn, Kleider von der Farbe derjenigen des Regenten zu tragen, oder auch nur bey sich zu bewahren ***).

7) Es ist nicht so leicht, die natürlichen Triebe der Menschen zu unterdrücken, als im Gebrauche der Mittel zu ihrer Befriedigung ihre Freyheit einzuschrenken. Die List tritt an die Stelle der freyen Macht; und hält sich um so viel mehr erlaubt, je stärker das Gefühl des Unrechts der zu erduldenden Einschrenkungen ist.

Wenn auch nur ein Theil der Gesetzgebung, entweder in seinem Grunde, oder in der Ausführung, den natürlichen Trieben allzuviele Gewalt anthut: so sieht man bald

*) Account of the manners and customs of Italy Chap. XXVI. coll. c V

**) S. Recherches philosoph. sur les Egypt. I. 296. — *De la Loubere* Descript du Roy. de Siam I. 126. Dasselbe zeigt sich überall, wo mehr die Einbildungskraft, als der aufgeklärte Verstand herrscht. Wer in den mittlern Zeiten die Reichskleinodien in seinem Besitz hatte, konnte sich dadurch schon eines großen Vortheils über andere Kroncandidaten versichert halten. Schmidts Gesch. der Deutsch. I. 260.

***) *Millot* Elemens d' hist. gen. IV. 218.

bald die Menge der listigen Erfindungen, um die Gesetze und ihre Vorsteher zu hintergehn, so überhand nehmen, daß die Regierungskunst, auch bey der unumschrenktesten Gewalt, ihnen nicht gewachsen ist. Wie diese die Mittel, die Unterdrückung allseitig zu befestigen, häuft; so nimmt der Abscheu dagegen zu, und die Bedenklichkeiten, alle nur mögliche Vorkehrungen dagegen zu machen, nehmen in den Gemüthern der Unterdrückten ab. Es wird endlich nichts mehr für zu grausam oder zu niederträchtig gehalten; jedwede List scheint erlaubt, wird wohl gar für rühmlich bey der Menge gehalten. Das schlimmste dabey ist dieß, daß, wenn die Menschen erst gelernt haben, arglistiger Mittel sich zu bedienen, und der Betrügereyen sich nicht mehr schämen: sie nicht nur in dem einen Fall, der ihnen zuerst Grund und Gelegenheit dazu gab, sondern überall, wo es ihnen schwer wird, ihre Absichten zu erreichen, darauf verfallen. So sehr die List auf der einen Seite überhand nimmt; so sehr muß das Mißtrauen auf der andern Seite wachsen; der Glaube an Redlichkeit, diesen Hauptbestandtheil der gesellschaftlichen Tugend, und selbst die Achtung für selbige muß sich endlich verlieren.

Es ist nicht ohne Grund, daß man diese nachtheiligen Folgen für den Charakter eines Volks von den indirecten Auflagen befürchtet; und zwar um so viel mehr, je weiter sie das gerechte und gleiche Maas überschreiten, mit je mehrerer Strenge sie beygetrieben, und je weniger sie zum gemeinen Besten verwendet werden *).

8)

*) Man sehe die Schriften der Physiokraten, z. B. *Le Trosne* Disc. V.

8) So leicht es ist, mittelst despotischen Zwanges, Sitten und Künste schnell zu einem mittelmäßigen Grade der Vollkommenheit zu bringen; zu demjenigen, zu welchem nicht die Kraft eines freyen heitern Geistes und freyer Umlauf der Ideen aller guten Köpfe nöthig ist: so natürlich ist Stillstand bey dieser Mittelmäßigkeit und Einförmigkeit, bey eben diesen Voraussetzungen. Wer überhaupt gewohnt ist, mit sklavischem Gehorsam nach den Ideen anderer sich zu richten; wer fürchten muß, durch eigene Gedanken und Neuerungen Mißtrauen und Zorn zu erregen, wenigstens mit dem Gewinn seiner Bemühungen sich nur um so viel eher zur Beute der Raubsucht oder zum Sklaven zu machen: kann weder sehr fähig, noch sehr geneigt seyn zu erfinden, mehr zu thun, als ihm vorgeschrieben ist, und erzwungen werden kann *).

Am meisten wird dieß sich so zeigen, wo unfruchtbare Natur, felsigter Boden und harte Regierung zusammen kommen. Die Gewohnheit, auf das äußerst Nothdürftige sich einzuschrenken, sie mag nun ihren Grund in der Unfruchtbarkeit der Natur, oder in den unmäßigen Auflagen haben, kann zwar äußerst arbeitsam machen, um dieß Nothdürftige zu erzwingen. Aber es fehlt dabey an der Munterkeit, wodurch der Geist zum Nachdenken aufgelegt und erfinderisch gemacht wird. Und so unterlassen solche niedergedrückte Menschen, sich diejenigen Vortheile und Verbesserungen ihres Zustandes zu verschaffen, wozu es an Gelegenheit und Hülfsmitteln außer

*) Vergl. Iselin Gesch. d. M. B. VI. C. V. und *de la Loubere* Descript. du Roy. de Siam I. 212. seq.

außer ihnen nicht fehlet. Hauptsächlich wird dieß alsdann geschehen, wenn die Vorstellung obwaltet, daß der neue Gewinn nur ein Raub der unbarmherzigen Beherrscher seyn, oder doch unbilliger Weise mit ihnen getheilt werden würde.

9) Die Begierde etwas zu scheinen, und Vorzüge vor andern zu behaupten, sitzt zu tief in der menschlichen Natur; als daß sie in irgend einem Zustand und Verhältnisse sich ganz verlieren könnte (Th. I. §. 56. 67.) Wo es an wahrer Größe und Verdiensten fehlt, lügt oder erträumt sich die Eigenliebe irgend etwas, was dem ähnlich scheint. Der Sklave des Despoten brüstet nicht nur sich gebieterisch vor dem eine Stufe unter ihm stehenden Sklaven, sondern er ist wohl noch stolz auf die Größe der Gewalt seines Beherrschers, die ihn um die Rechte der Menschheit bringt; auf den üppigen Glanz und Aufwand desselben, zu dessen Unterhaltung er seine eigene Lebenskräfte hergeben muß. Ihm scheinen vielleicht andere Völker, die unter einer eingeschrenkten Oberherrschaft eine mehrere Freyheit genießen, nicht so wohl darum beneidenswürdig, daß sie weniger von fremder Willkühr abhängen; als verächtlich, daß ihr Regent so wenig Macht besitzt *). Ohnedem ist es der Eigenliebe natürlich, dasjenige, dessen Gewalt man einmal über sich erkennen muß, so groß und würdig sich zu denken, als nur möglich ist. (Th. I. §. 66.) So kann der Mensch endlich so gar mit Ehrfurcht und mit Wohlgefallen ansehn, was seinen ursprünglichen Neigungen schnurstraks entgegen ist.

Bey

*) Vergl. *Fergusson* Hist. of civ. society p. 314.

Bey allen bisherigen Bemerkungen, und deren Zusammenhaltung mit der Erfahrung, kömmt es freylich hauptsächlich auf den Gebrauch oder Mißbrauch, der von der unumschrenkten obersten Gewalt gemacht wird, nicht auf den Umfang dieser Gewalt an sich bloß allein, an. Es kann hie und da diesem Mißbrauche die Religion, es können ihm die aus andern Gründen entsprungenen Sitten so entgegen seyn, daß sich die sonst natürlichen Wirkungen einer solchen Staatsverfassung größtentheils verlieren oder mäßigen.

Richtig ist auch dieß angemerkt worden, daß, wenn der Despotismus in einem Fall die Sitten verdirbt; im andern das Verderbniß der Sitten ihn nach sich ziehet oder vollendet *). Menschen ohne Ehre und Tugend verkaufen endlich auch ihre Freyheit; oder opfern sie sonst ihren Lüsten auf.

§. 165.

Anwendung des Vorhergehenden auf den hierokratischen Despotismus.

Da keine menschliche Herrschaft für sich selbst desjenigen Ansehens fähig ist, welches die Menschen natürli-

*) When interest prevails in every breast, the sovereign and his party cannot escape the infection: he employes the force, with which he is intrusted, to turn his people into a property, and to command their possessions for his profit or his pleasure. If riches are by any people made the standard of good and of evil, let them beware of the powers, they intrust to their prince. *Ferguson's* Hist. of civil soc. p. 156. S. auch Part. VI. Sect. V.

licher Weise den göttlichen Befehlen zugestehen: so ist klar, daß der allerwirksamste Despotismus derjenige seyn müsse, der aus der Religion entsteht, und des ganzen Ansehens derselben sich zu bemächtigen weiß. Zwar die wahre Religion ist ein sanftes Joch. Sie, wie sie von Gott, dem Schöpfer der Natur, kömmt, unterdrückt nicht die Triebe der Natur; sondern ordnet sie nur. Aber die Religion, wie sie aus den Schwärmereyen und der Herrschsucht der Menschen entsteht, oder durch diese Triebfedern verunstaltet wird, ist die fürchterlichste aller Despotien und Tyranneyen; jeder Mißhandlung und Verunstaltung der Menschheit fähig. Sie, diese die Religion, das ehrwürdigste, was der Mensch besitzt, nachäffende und mißbrauchende Schwärmerey und Herrschsucht, haben Menschen bereden können, daß alles, was das Oberhaupt eines Mönchsordens gesagt habe, und zu sagen je Lust haben werde, eben so viel gelten müsse, als ob Gott selbst gegenwärtig es ihnen ankündigte; daß es ihre Pflicht sey, allen seinen Aufträgen und Geboten blindlings zu folgen, ohne sich zu besinnen und darüber nachzudenken, ohne zu fragen, ob sie auch recht seyn; daß, vermöge dieses dem Mönchsobern schuldigen Gehorsams, Menschen, vernünftige Geschöpfe Gottes, sich wie Leichname, todtes, seelenloses Aas anzusehen haben, welches sich hin und her bewegen und gebrauchen läßt, wie man will. Oder wie einen Stab in der Hand eines Alten, der sich darauf lehnt, oder ihn lenket, wie es ihm beliebt; daß sie ganz und gar kein Urtheil, keine Meynung mehr für sich haben, sondern mit innigster Bereitwilligkeit und Freude für recht annehmen

men und vollstrecken müssen', was der Obere haben will *).

Bey den Folgen eines solchen Despotismus, die einem Nachdenkenden leicht bemerklich werden, muß man doch nicht außer Acht lassen, daß es überall Men-

schen

*) Singuli Subditorum non solum Praepositio in omnibus ad institutum societatis pertinentibus (dazu gehörte aber auch, unabhängig von jedweder andern geistlichen und weltlichen Macht in den bisherigen Constitutionen alle beliebige Veränderungen zu machen; juxta locorum ac temporum ac rerum qualitatem & varietatem mutare, alterare, seu in totum cassare & alias de novo condere) parere semper teneantur; sed in illo Christum veluti praesentem agnoscant. — Poterit Praepositus generalis in omnibus, quod videbitur, constituere; & semper ei obedientiam ac reverentiam, ut qui Christi vices gerit, praestari oportebit. — Statuatis vobiscum ipsi, quidquid Superior praecipit, ipsius Dei praeceptum esse & voluntatem; atque ad ea facienda, quaecunque Superior dixerit, coeco quodam impetu voluntatis parendi cupidae sine ulla prorsus disquisitione feramini. — Sibi quisque persuadeat, quod, qui sub obedientia vivunt, se ferri ac regi a divina providentia per superiores suos sinere debent, perinde ac si cadaver essent, quod quoquo versus ferri, & quacunque ratione tractari se sinit: vel similiter atque senis baculus, qui, ubicunque & quacunque in re velit eo uti, qui eum manu tenet, ei inservit. — Obedientia tum in executione, tum in voluntate, tum in intellectu, sit in nobis semper omni ex parte perfecta; cum magna celeritate, spirituali gaudio & perseverantia, quidquid nobis injunctum fuerit, obeundo; omnia justa esse nobis persuadendo, omnem sententiam ac judicium nostrum contrarium coeca quadam obedientia abnegando. S. Arret de la Cour du Parlement rendu le 6 aout 1761.

schen giebt, die dem Einfluß äußerlicher Ursachen widerstehen; daß es darauf ankomme, wie weit der Obere sich vor allem Mißbrauche dieser seiner grenzenlosen Gewalt hütet, und Eigenschaften zeiget, die eines so blinden Zutrauens und Gehorsams ihn würdig zu machen scheinen können. So läßt sich also sehr leicht glauben und begreifen, daß auch in einer solchen Gesellschaft manche liebenswürdige und ehrwürdige Charaktere vorkommen können.

§. 166.

Natürliche Wirkungen republikanischer Staatsverfassungen auf die Sitten.

Der Name einer Republik, im Gegensatze auf Monarchien, ist ein sehr zweydeutiger Name, der in Absicht auf den politischen Zustand des Volks gar verschiedenen Verfassungen gegeben wird. Wenn die oberste Gewalt, wenig oder gar nicht eingeschrenkt, in den Händen einer kleinen Zahl von erblichem Adel ist: so können alle politische und sittliche Uebel des Despotismus dabey Statt finden. Das erste Interesse dieses regierenden Adels kann seyn, das Volk, welches diese Regierungsart vor allen andern zu hassen pflegt, in der Unterdrückung zu erhalten. Wer auch nicht selbst geneigt ist, Ungerechtigkeit und Unterdrückung zu verursachen; ist doch genöthigt, diejenigen zu dulden, die es thun; wofern er selbst sicher seyn, nicht für einen Verräther des gemeinschaftlichen Interesse, für einen Feind des Vaterlandes — so nennt mans alsdann — gehalten werden will. Staaten, die in sich selbst frey und republikanisch sind, aber auswärtige Unterthanen haben, die

sie despotisch beherrschen, Freystaaten, welche die Statthalterschaften, Landvogteyen in solchen ihnen unterworfenen Provinzen an die Meistbietenden verkaufen, und für einen so hohen Preiß, daß diejenigen, die sie bekommen, ohne Erpressungen, oder Verkaufung des Rechtes, nur Schaden davon haben würden; sind kaum mehr als Freystaaten anzusehen; können wenigstens die natürlichen Wirkungen einer solchen Staatsverfassung nicht mehr rein an sich tragen.

Republiken oder Freystaaten sollten eigentlich nur diejenigen Staatsverfassungen heißen, in deren ganzem Gebiete der größte Theil der Einwohner so frey ist, als man es in der Gesellschaft seyn kann; dadurch daß er keinen Gesetzen unterworfen ist, als die von ihm selbst, oder doch mit seiner Einwilligung gegeben worden sind. Demokratien, demokratisch eingeschrenkte Monarchien und Aristokratien, zumal wenn in den letztern die Mitglieder des hohen Rathes vom Volke, oder doch aus seinen Familien gewählt werden, können solche Staatsverfassungen seyn; und sind bey den folgenden Bemerkungen vorausgesetzt. In dem Wesen derselben findet sich natürlicher Grund:

1) Zu mehr Stolz oder Selbstachtung der Bürger und Eingebohrnen dieses Staates. Sie haben Antheil an der obersten Gewalt, Hofnung zu den wichtigsten Posten durch Verdienste sich zu erheben; sie sind freye Leute. Beym freyen Gebrauch entwickeln sich auch die Kräfte leichter; dieß vermehrt denn ihr Gefühl, und ist der Selbstachtung ein neuer Grund.

2) Wer sich selbst für edel, groß und wichtig hält, ist um so viel aufmerksamer auf seine Ehre; er hat in

ihr

ihr viel zu erhalten und zu verlieren. Furcht und Schmeicheley ist unter ihm; er ist vielmehr freymüthig und dreist; er hat es ja mit seines Gleichen zu thun, oder mit denen, die doch wenig nur über ihn sind. Verzierungen des Betragens, durch genaue Beobachtung der Regeln des Wohlstandes, und Komplimente gelten dem freyen Republikaner aus eben dem Grunde nicht sehr viel. Etwa auch darum, weil er wichtigere Dinge, Staatsangelegenheiten, im Kopfe hat.

3) Oeffentlicher Geist, Theilnehmung am Zustande und den Schicksalen anderer, und mittelst derselben Einschrenkung oder Milderung der selbstischen Triebe findet Grund. Man hat politische Pflicht und Erlaubniß dazu. Da insbesondere hier alles von der Aufrechthaltung der Gesetze und Gleichheit abhängt: so sieht jeder in jedweder Ungerechtigkeit und Unterdrückung sein Interesse in sehr unmittelbarer Gefahr, und empört sich dagegen.

4) Milder und menschlicher werden auch die Strafgesetze in einem Lande seyn, wo die Gesetzgeber selbst gestraft werden können; und wo man Rechte der Menschheit und gemeine Wohlfahrt zum Ziel derselben gesetzt hat. Eine von mehrern Ursachen, warum der Republikaner gutmüthig und mitleidig ist. Das natürliche Gefühl ist in ihm weder durch harte Strafgesetze erstickt, noch durch überspannte Achtung für Ceremonien-Höflichkeit verkünstelt *).

*) Man mache mir hier keine Einwürfe, von ausgearteten Verfassungen, oligarchischen oder ochlokratischen Despotien

5) Alles was dem Despotismus ähnlich, oder ihm beförderlich zu seyn scheint, wird verhaßt. Darum haben großer Ruhm und außerordentliche Tugenden in den Freystaaten bisweilen am wenigsten Sicherheit. Die Sorge für die Freyheit kann Beweggrund seyn, diejenigen, die sie besitzen, zu verbannen oder zu unterdrücken. Dieß ist das natürliche Uebel, die schwache Seite dieser Staatsverfassungen. Doch für die Sitten vielleicht so nachtheilig nicht, als es scheinen möchte. Kraftvolle Menschen sind gar zu geneigt, für sich ein besseres Schicksal zu hoffen, als andern bey gleichen Unternehmungen zu Theil worden ist; um so leicht durch deren Beyspiel ihre Thätigkeit und Ehrbegierde zurück halten zu lassen; zumal wo so viele andere Antriebe für sie vorhanden sind. Aber eine Ursache zur Klugheit und Feinheit, wie man sie nur an Höfen, nicht in Republiken, vermuthen möchte, kann jene Gefahr wohl werden; bey denjenigen, die bis zu dieser gehäßigen Größe sich über andere hervorgethan haben, oder hervorthun wollen.

6) Neuerungen entstehen nicht leicht, wo Willkühr und einzelne Beyspiele wenig Einfluß haben; und Neue-

---

tien hergenommen. Auch wären harte Gesetze wider Staatsverbrechen dem obigen Grundsatze nicht schlechterdings entgegen. Und daß der Republikaner im Kriege zu einem härtern und grausamern Verfahren geneigt seyn könne, als Unterthanen monarchischer Staaten gegen einander, die sich bewußt sind, daß sie nur auf Befehl ihrer Regenten und für deren Absichten mit einander streiten, nicht aus freyem Antriebe für eigene Absichten; läßt sich leicht begreifen. S. *Ferguson* Hist. of civil soc. 296. f.

Neuerung ist auch eine verhaßte Idee, wo alles auf der Erhaltung der Gesetze beruht. Man weiß, daß die größten Revolutionen oft mit Kleinigkeiten angefangen haben. Auch hat der Republikaner zu viel Achtung für sich, sein Volk und sein Land; um dem Ausländischen den Eingang leicht zu gestatten, und den Vorzug vor dem gewohnten Einheimischen zuzugestehen. Alte Gewohnheiten und Gebräuche behaupten sich also in Republiken am leichtesten. Und sind sich in diesem Punkte die entgegengesetztesten Staatsverfassungen einigermaßen ähnlich. (§. praec.)

7) Diese geringere Achtung für die Sitten und Meynungen anderer, die Gewohnheit seinen eigenen Einsichten zu folgen, und das Zutrauen in sich selbst, machen den Republikaner auch zu einem wärmern und standhaftern Freund. Er verläßt seinen Freund nicht so leicht, wenn das Urtheil anderer ihm ungünstig wird; er darf auch urtheilen; und hält es um so viel mehr für seine Pflicht, fürs Wahre und Gute zu streiten, wenn er es allein zu erkennen glaubt; am allermeisten aber, wenn ungerechte Gewalt und Willkühr ihm entgegen zu seyn scheinen; denn so ist es gemeine Sache.

8) Vielleicht kommt auch die Gleichgültigkeit der Gelehrten gegen auswärtige Litteratur in solchen Staaten aus jenem Grunde. —

Vieles jedoch von dem bisher Bemerkten richtet sich nach der Größe des Staats und seiner Macht. Ein übermäßig großer Staat hört, besonders bey der republikanischen Staatsverfassung, gar bald auf, ein zusammenhängendes und einartiges Ganzes zu seyn. Und wenn übermäßige Macht und Reichthümer einmal

Pracht und Ueppigkeit eingeführt haben: so können die Ausschweifungen um so viel weiter gehen; je uneingeschrenkter die Freyheit ist, je mehr jeder gewohnt ist, und sich berechtiget hält, seinem eigenen Sinne zu folgen.

Am meisten Bestätigung finden daher die vorhergehenden Grundsätze in den Sitten der kleinen helvetischen Demokratien. Von dem Canton Appenzell, in welchem jeder, der das 16te Jahr erreicht hat, auf dem Landtag, dem die höchste Gewalt eigen ist, seine Stimme geben darf, schreibt ein wohlunterrichteter Eidgenosse: „Die Einwohner dieser Landschaft sind redlich, manierlich, von einem feinen und aufgeweckten Geiste und vielem Witze. Sie verachten die, so sich über ihren Stand erheben, und daher dutzen sie sich alle unter einander. Sie sind kernhaft, üben sich mit Ringen, Wettlaufen, Werfen ꝛc. Man findet wenig Reiche und wenig Arme; alles ist wohlgesessen. — Ihre Häuser sind wohl gebaut, geräumig und hoch; ihre Lebensart einfältig und ländlich. Man schätzt die Bevölkerung dieses kleinen Landes, welches kaum 60 Quadratstunden enthält, und wovon ein guter Theil aus unfruchtbaren Felsen besteht, auf 57000 Seelen. Die Industrie ersetzt, was dem Boden mangelt. Eine wohlverwahrte Freyheit und die Ehre an der Regierung Theil zu nehmen, weckt den Geist und entwickelt seine Triebfedern *).

Und von den Bürgern des Canton Glarus versichert eben derselbe, daß eine einfältige und patriarchalische

*) Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens. Th. II. 145. f.

sche Lebensart dieselben glücklich und liebenswürdig mache; und das Bewußtseyn ihrer im höchsten Grad republikanischen Freyheit ihrem Charakter einen ganz besondern Schwung gebe *).

§. 167.

Monarchien.

Staaten, in denen die höchste Gewalt eines Einzigen durch die erkannte Unverletzbarkeit der natürlichen und der ausgemachten Gesellschaftsgesetze, und denen gemäß, durch mittlere Gewalten, durch gesichertes Eigenthum und Freyheiten der Stände und Unterthanen, gemäßigt ist, stehen in der Mitte zwischen den demokratischen Freystaaten und den Despotien; und machen also diejenigen sittlichen Eigenschaften natürlich, die aus der Zusammenwirkung jener entgegengesetzten Triebfedern entstehen. Sie werden mehr die Folgen der einen oder der andern in sich enthalten; je nachdem sie selbst mehr der despotischen Strenge und Willkühr, oder der republikanischen Verfassung nahe kommen.

Im mittlern Verhältnisse betrachtet, scheinen sie also folgende Wirkungen hervorzubringen.

1) Je mehr Ungleichheit da ist, und je mehr die Vorzüge der Geburt, des Eigenthums und der Ehrenstellen auf sich haben, da sie durch die Gesetze gesichert sind; desto anziehender und weitläuftiger ist der Wirkungskreis der Ehr- und Herrschsucht. Ganz natürlich wird also die Ehrbegierde eine Haupttriebfeder in den

*) S. Reisen durch die merkw. Geg. Helv. Th. II. S. 132.

Monarchien; wenn sie auch nicht die einzige oder vornehmste Triebfeder, und die Stelle der bürgerlichen Tugend zu vertreten hinlänglich seyn sollte, wie Montesquieu behaupten will *).

2) Dieser Trieb aber muß, wie alle andere Neigungen, sich verfeinern; weil viele Mitwerber überall da sind, die alle auch ihre gesicherten Rechte und Freyheiten haben; wovon keiner sich so leicht stolz verachten und unterdrücken läßt. Die Ungleichheit der Stände trägt noch mehr zur Verfeinerung der Sitten bey; da einigen Zwang sich anzuthun, bey so vielen Verhältnissen nothwendig wird. Und da endlich durch große Eigenschaften und Verdienste sich auszuzeichnen und hervorzuthun, nicht jeder Kräfte und Gelegenheit hat; da diese zu bemerken und zu beurtheilen, auch diejenigen nicht immer Aufmerksamkeit und Einsichten genug haben, deren Beyfall und Unterstützung man sucht, Anstand und Höflichkeit aber in die Augen fallen: so ist begreiflich, daß die Regeln derselben zu verstehen und geschickt auszuüben, in Monarchien für sehr nöthig erachtet werden müsse.

3) Am allermeisten aber tragen hiezu die Höfe bey; deren Sitten überhaupt auf die Sitten einer Nation einen sehr wichtigen Einfluß zu haben pflegen. An denselben muß nothwendig die höchste Verfeinerung der selbstischen Triebe und die äußerste Verstellungskunst entstehen. Denn wie würde außerdem, bey den so sehr unter sich, so oft mit dem gemeinen Besten streitenden Ab-

*) Esprit des loix liv. III. chap. 5-7.

Absichten, bey den so vielen in die Enge zusammengedrängten und sich unter einander herumtreibenden verschiedenen Charakteren, nur ein Anschein von Ordnung und Uebereinstimmung sich behaupten können? Und Ordnung, Ruhe und äußerliche Eintracht sind doch unabänderliche Gesetze in der Nähe des höchsten Oberhauptes, von dessen Beyfall alle ihr Glück erwarten? Ferner macht die öftere Geschäftlosigkeit und die dabey eintretende lange Weile, daß die Kunst lebhaft und unterhaltend zu seyn an den Höfen sehr geschätzt wird. Die Geschicklichkeit immer etwas zu thun, was wenigstens die Sinne und Einbildungskraft angenehm beschäftiget, die Fertigkeit über alles mit Leichtigkeit zu reden und zu urtheilen, der Witz mit allen seinen guten und bösen Folgen, und jedwede angenehme kleine Kunst, finden daselbst ihren natürlichen Grund und Boden.

4) Bey dem Ueberfluß der Großen und der Begierde ihnen gleich zu scheinen, bey der Erlaubniß sich zu unterscheiden, welche nicht die Demokratie, bey der Sicherheit, mit der man seine Reichthümer zeigen kann, welche nicht so die Despotie verstattet, scheint es, daß der Luxus am leichtesten in der Monarchie entstehen, oder wenigstens gemein werden könne.

5) Aber mehr, als das allgemeine Wesen dieser Staatsverfassung bewirket, kann das Beyspiel des Regenten thun. Nach ihm richtet sich der Hof, und bald das ganze Land. Wenn er es will; so wird nach seinem Muster der Charakter des Volks kriegerisch oder kaufmännisch, galant oder frömmelnd. Und wenn er Menschengefühl und Weisheit genug hat, über freye Menschen durch Liebe und Achtung vielmehr, als über skla-

sklavische Unterthanen durch Furcht, herrschen zu wollen: so werden bald republikanische Gemüther im monarchischen Gebiete sich zeigen.

6) Aus denjenigen Ursachen, die selbst gegen die despotische Oberherrschaft eine mit Wohlgefallen verknüpfte Ehrfurcht zu erzeugen im Stande sind, kann noch leichter eine ehrfurchtsvolle Zuneigung gegen den unumschrenkten Monarchen entstehen. Wo man die Fehler nicht bemerken darf, wenigstens nicht laut; gewöhnt man sich endlich sie zu übersehen. Wo man aus Schmeicheley, und nach dem Ton der guten Lebensart, alles lobenswürdige anzumerken beflissen ist; findet man denn auch leichter Anlaß zur Liebe und Ehrfurcht, wenn er noch irgend zu finden ist. Ein Volk hingegen, welches stolz darauf ist, unter einer eingeschrenkten königlichen Gewalt einer republikanischen Freyheit zu genießen, und ein Vergnügen darinne findet, Beweise sich und andern zu geben, von dieser seiner Freyheit, und dem Rechte, seinem König selbst ungescheut alle seine Schwachheiten und Vergehungen vorzurücken; ein solches Volk wird leicht bis zur ungerechtesten Ausschweifung tadelsüchtig, und unehrerbietig gegen seinen Regenten. Man nehme noch dabey an, daß das erstere Volk überall von frölicher Gemüthsart ist, das andere aber ernsthaft und oft gramsüchtig, sey's durch Klima oder Diät: so wird man sich diese bekannte Sittenverschiedenheit bey zweyen großen, benachbarten und auf einander eifersüchtigen Nationen ohne viele Mühe erklären können *).

§. 168.

*) Eine schöne hieher gehörige Schilderung s. in *Moore's* View of society and manners in France &c. vol. I.

lett.

§. 168.

Vermischte Anmerkungen.

Um auch hier über allerley bisweilen einander zu widersprechen scheinende Fälle mit Vorsicht zu entscheiden; können vielleicht noch einige Bemerkungen dienlich seyn.

1) Oft scheinen die Sitten der Natur der Staatsverfassung zu widersprechen. Aber sie ist auch nur dem Namen nach noch da. Die Epoche einer Revolution ist nahe. So stands mit Rom in den letzten Zeiten der Republik.

2) Wiederum können aus vorigen Zeiten die Sitten und Denkarten noch herstammen, der vormaligen, nicht der itzigen Staatsverfassung gemäß seyn. Dieß um so viel leichter; je gemäßigter die nunmehrige Regierung ist, oder je mehr sie doch aus Klugheit den altväterischen Sitten nachsieht. Der ernsthafte Stolz der Spanier, ein Hauptzug in ihrem Charakter *), gründet sich wahrscheinlich zum Theil auf ihre ehemalige Macht,

---

lett. V-VI. Auch macht *Ferguson* Hist. of civ. soc. p. 293. 340. einige Bemerkungen über die sittlichen Eigenschaften, die in einer gemischten Regierungsform mehr Grund haben, als in reinen Monarchien und Republiken. Der gemeine Bürger eines solchen Staates ist geneigt die hohen Stellen zu verachten, zu denen er nicht gelangen kann, und vor denen er sich auch nicht zu fürchten hat. Er findet weniger Antrieb zur Höflichkeit und Gefälligkeit in seiner politischen Verfassung, als der monarchische und republikanische Bürger.

*) S. a Review of the characters of the principal nations in Europe, Lond. 1770. Vol. I.

Macht, Staatsverfassungen und Geschichte, ihre Eroberungen, ihre Verhältnisse gegen die Nichtchristen. Und sichtbar gründet sich auf die Ideen der Vorzeit die oft bis ins äußerste lächerliche fallende Eitelkeit der Italiener, sonderlich der Einwohner von Rom, reich und vornehm scheinen zu wollen *).

3) Ein Volk kann ein gelindes weltliches Regiment und eine despotische Religion haben; es kann aus Völkern von sehr verschiedenen physischen und moralischen Beschaffenheiten abstammen; wie beydes der Fall bey den Spaniern ist. Man muß seine Sitten bald aus diesem, bald aus jenem Umstande erklären.

4) Es kömmt bisweilen darauf an, wie lange ein Volk in seiner gegenwärtigen Staatsverfassung ist, und durch was für Triebfedern es dieselbe erhalten hat. Wie ein Mensch ausgelassen wird, wenn er nach hartem Zwang auf einmal in volle Freyheit gesetzt wird: so kann eben dieß sich auch mit einem Volke ereignen. So

*) Sie sollen Hunger leiden, und die ganze Woche aufs kümmerlichste sich behelfen, um an festlichen Tagen in einem geborgten Staatskleide, oder mit einem Bedienten hinter sich her, spatzieren gehn zu können. Auch geben sie ihren Kindern noch gern die Namen der berühmtesten alten Römer *Scipio, Marc. Anton. Caesar, Pompejus.* Mit welchen nichts mehr bedeutenden Zeichen einer längst verlohrnen Macht sie noch bey der feyerlichen Einholung der Kaiser erschienen, zu einer Zeit, da sie nicht mehr das nahegelegene Städtchen Tusculum in Gehorsam zu erhalten vermochten, und mehrere Proben ihres Ahnenstolzes, bemerkt Schmidt Gesch. d. Deutsch. B. II. 426. III. 580.

So urtheilen über Engeland selbst Engeländer *). Und insbesondere kann die Geschichte Cromwells und seiner Gehülfen den Uebermuth des Pöbels und die Geringschätzung der Geburt und des politischen Rangs begreiflich machen.

Die Türken haben, bey einer gleichen Regierungsform und Religion, lange nicht eine so feine Lebensart, als die Perser und Araber. Aber der Anfang ihrer Cultur ist auch noch viel jünger, wenn man anders sagen kann, daß sie Cultur haben oder je hatten.

5) Klima, Religion und Staatsverfassung wirken bisweilen einander entgegen. Bisweilen befördern sie gemeinschaftlich einen sittlichen Erfolg. Ob in einem Lande, dessen Klima eine lebhafte Einbildungskraft, Wollust und Eifersucht befördert, dessen Vertheilung in viele kleine von einander unabhängige und gegen einander eifersüchtige Staaten die Entwischung aus einem in den andern leicht macht **); welches dazu noch überall eine Men-

*) S. Review I. 9. Und *Hume* in der Hist. of Engl. V. 122. schreibt von den Zeiten Jacob I. The manners of the nation were suitable to monarchical government; and contained not that strange mixture, which at present &c. Such violent extremes were then unknown of industry and debauchery, frugality and profusion, civility and rusticity, fanaticism and scepticism

**) Aus diesem Grunde räumet *Baretti* selbst einige, der den Italienern gemachten Vorwürfe ein; der übrigens gegen die freylich sehr unbillig übertriebenen Beschuldigungen des Mr. *Sharp's* seine Landsleute eben so fein, als patriotisch zu vertheidigen weiß. S. Vol. I. p. 69. seq.

Menge heiliger Orte zu Freystäten anbietet, vielleicht auch eine Religion hat, welche die Vergebung der Sünden leicht vorstellt, wenigstens in den rohen Begriffen des Pöbels — ob in einem solchen Lande, unter allen diesen Umständen, gerade, ehrliche Tapferkeit, oder tückische Arglist gemeiner; ob Giftmischereyen und Meuchelmörder darinnen gewöhnlicher seyn werden, als in andern Ländern; ist eine Frage, die zu beantworten nicht schwer seyn würde; wenn es auch keine Erfahrung davon gäbe.

6) Bey mehreren kleinen Völkern, die nur lose unter einander zu einem Ganzen vereinigt sind, kann kommen, was bey Menschen, die in weitläuftigen Bekanntschaften stehen, zu geschehen pflegt; (§. 163.) daß sie weder einzeln noch zusammen einen Nationalcharakter haben.

7) Je biegsamer und veränderlicher die Charaktere vermöge des Klima sind; desto mehr können politische und überhaupt moralische Triebfedern bewirken; mehr daher in den wärmern, als in den kältern Ländern. Die republikanischen Römer, und die Sklaven und Höflinge von Senatoren unter den Kaisern, oder die heutigen Italiener, wie ungleich einander! So ungleich sind sich die Teutschen nie geworden.

8) So wie äußerliche Ursachen auf den Charakter des einzelnen Menschen nicht immer einen gleichen Einfluß haben; nicht, wenn er sich bereits gebildet und befestiget hat, noch eben so wie in der Kindheit: eben also kann die politische Verfassung und der Einfluß der obersten

sten Gewalt bey einer Nation, deren Sitten durch Kenntnisse, durch Verbindungen mit andern Völkern und andere Ursachen, bereits eine gewisse tiefgegründete Form erlangt haben, so viel nicht ausrichten, als beym Anfang ihrer Cultur geschehen seyn würde. Die Sitten ändern da vielmehr bisweilen die Natur der Staatsverfassung allmählig ab.

9) Noch weniger richten sich alle einzelne Charaktere nach den Einflüssen der Staatsverfassung. Es giebt überall einzelne Menschen, die Ausnahmen von der Regel machen; republikanische Köpfe in Despotien, und sklavische Gemüther in Republiken. Genie und Temperamentsanlagen, oder zufällig entstandene besondere Ideen können solche Ausnahmen hervorbringen. Für heroische Gemüther werden äußerliche Hindernisse Antrieb.

10) Auch kann die Vermischung mehrerer Völker Sonderbarheiten in den Sitten hervorbringen. Constantin hatte, um seine neue Residenzstadt zu bevölkern, Asiater, Thracier, Griechen und Römer zusammengetraft. Aus dieser Mischung entstund, nach dem Urtheil eines scharfsinnigen Geschichtforschers *), ein Charakter, in welchem asiatische Weichlichkeit, griechische List und Eitelkeit, thracische Grausamkeit und römische Selbstgenügsamkeit, auf die wunderlichste Art in einander verwebt waren.

11)

*) Schmidts Gesch. der Deutsch. I. 394.

11) Endlich haben große und kleine Staaten, Staaten, die auf den Ackerbau, oder die Handlung, den Krieg, oder die Religion ganz vorzüglich gegründet sind, nothwendig in manchen Stücken besondere, nicht aus der allgemeinen Form der Regierung, sondern aus den eigenen Einflüssen der darinn herrschenden Lebensarten entspringende Sitten und Denkarten.

Kapitel VI.

Vom Einfluß der Glücksumstände auf die Gemüther.

§. 169.

Worauf dieser Einfluß überhaupt beruht.

Es ist eine gemeine, und durch die Erfahrung genug bestätigte Bemerkung, daß Glück und Unglück auf die Gesinnungen und Sitten der Menschen einen großen Einfluß haben, und oft plötzliche, unerwartete Veränderungen darinn hervorbringen. Denkt man über die Art und Weise, wie dieses geschehen könne, nach: so entdeckt sich bald, daß dieß erstlich daher komme, daß die Begierden und Entschließungen des Menschen sich nach den Vorstellungen von seinen Kräften und Bedürfnissen richten. Er strebt eben so wenig nach dem, was ihm unmöglich, als nach dem, was ihm entbehrlich und überflüssig scheint. Sodann richten sich die Verhältnisse, in denen ein Mensch mit andern steht, seine Rechte und Verpflichtungen gegen sie, die Ansprüche auf Achtung, Furcht, Wohlwollen, Mitleiden, es richten sich besonders auch die Begriffe vom Schicklichen und Unschicklichen, großen Theils nach der Gleichheit oder Ungleichheit der Glücksgüter. Und endlich haben die

äußerlichen Bestimmungen des Zustandes eines Menschen, die Kräfte oder Bedürfnisse, die ihm daher entstehen, die günstigen und widrigen Erfolge seiner Bemühungen in der Welt, gar leicht Einfluß auf das ganze Selbstgefühl, auf die Achtung für sich selbst, die Begriffe von der Welt und von der Bestimmung des Menschen. Doch können zumal diese letztern Wirkungen der Glücksumstände sehr verschieden ausfallen, nach der Verschiedenheit der sonstigen Gemüthsanlagen. Und es ist nöthig, um alles dieses gehörig ins Licht zu setzen, mehrere besondere Untersuchungen anzustellen.

§. 170.

Natürliche Wirkungen der Armuth unter verschiedenen Umständen.

Armuth und Reichthum sind sehr relative, von keiner absoluten Quantität der Glücksgüter, sondern von dem Verhältniß zu den natürlichen oder eingeführten Bedürfnissen abhängende Begriffe. Auch kömmt es in jedem Falle, wo die Folgen beurtheilet werden sollen, die aus der Armuth für die Gemüthseigenschaften und Sitten entstehen, zuförderst darauf an, ob einer bey dem Mangel der Glücksgüter, dennoch in einer solchen Lage sich befindet, in welcher ihm mancherley Aussichten und Antriebe entstehen können, oder nicht. Das erste ist der Fall, wenn einer seiner Geburt nach zu einem Stande gehört, in welchem entweder die Erziehung, oder doch die Beyspiele, die er vor sich hat, und auf sich zu beziehen nicht umhin kann, ihn auf den Abstand, der zwischen ihm und andern, nicht nothwendig, nur durch

Glücks-

Glücksfälle ist, aufmerksam und empfindlich dagegen machen.

Wenn in diesem Fall die Seele viele Empfindlichkeit und Schnellkraft hat; so kann die Armuth den edlen, und mächtigen Gedanken erzeugen, über sein Glück zu siegen, und durch sich selbst groß zu werden, durch Tugend und Verdienste. Und wenn das Unternehmen gelingt; so sind Zutrauen zu sich selbst, geringere Achtung gegen das Aeußerliche, Standhaftigkeit und Gleichmüthigkeit die natürlichsten Folgen davon.

Aber beym Mangel innrer Kraft, und der Empfindung der Ungleichheit, in welche einen das Glück mit andern gesetzt hat, können leicht Neid und Mißgunst mit ihrem ganzen bösartigen Gefolge entstehen. Oder verzweifelnde Gleichgültigkeit auch gegen alle andre, nicht just auf Glücksgüter sich beziehende Unterschiede und Rangordnungen der Menschen; die äußerste Niederträchtigkeit, allenfalls noch zum Zeichen des hohen Ursprungs, mit der Miene des Trotzes. Wenn ein Mensch Unglück für Ungerechtigkeit ansieht, und nur allzuleicht glauben dieses die Menschen; so glaubt er, daß ihm alles erlaubt sey, und verziehen werden müsse; er glaubt sich nur Gerechtigkeit zu verschaffen, und an dem Glücke oder der Welt sich zu rächen, wenn er seine ausschweifenden Begierden auf jedwede Weise zu befriedigen sucht. Am leichtesten entsteht diese Denkart, unter den vorausgesetzten Umständen, wenn, bey vieler thierischen Kraft und brausender Phantasie, Verstand und moralisches Gefühl schwach sind *).

*) S. vom Catilina Sallust Kap. 5.

Wenn aber Armuth zu einer überall eingeschränkten, vom Großen weit entfernten Situation gesellt ist; so ist beydes zusammen hinreichend, auch in Seelen, denen es an fruchtbaren Anlagen nicht fehlet, die Keime der Thätigkeit und erhabener Gesinnungen zu ersticken. Denn Ideen, die ersten Triebfedern der Handlungen, kann sich die Seele nicht selbst geben; sie müssen durch äußerliche Veranlassungen und Gegenstände erweckt werden. Doch der weite oder enge Kreis, in welchem sich die Aussichten, Begierden und Unternehmungen eines Menschen aufhalten, entscheidet an sich noch nicht zum Vortheil oder Nachtheil des Charakters. Wenn das wenige, in dessen Besitz er sich befindet, für seine Bedürfnisse hinreichend, oder mehr als hinreichend ist; so kann er zufrieden, wohlthätig, seine Seele kann edel und groß seyn.

Aber wenn sein Leben ein beständiger Kampf mit dringenden Begierden wäre; wenn die thierischen Bedürfnisse ihm nicht Zeit ließen, seine Seele zu erheben, und nach größern Gütern zu streben: so fehlte es der Empfindlichkeit für die feinern Vergnügungen, für Schicklichkeit und Gemeinnützigkeit, an den natürlichsten Gründen. Gleichgültiger gegen das Ganze ist ein Mensch natürlicher Weise immer, wenn er an dem gemeinen Interesse keinen, oder nur den geringsten Antheil hat. Wenn er nun dazu noch von zu eingeschränktem Verstande ist, um seinen Vortheil im Gemeinnützigen, da, wo er wirklich ist, gewahr zu werden; wenn Ordnung und Wahrheit keine unmittelbaren Reize für ihn haben: so ist es nicht zu verwundern, wenn niederträchtiger, kurzsichtiger

ger Eigennutz und Furcht als die einzigen Triebfedern seiner Handlungen sich offenbaren.

§. 171.

Reichthum, Macht und Ansehn.

Der Besitz ansehnlicher Glücksgüter scheint an sich noch weniger einen bestimmten Einfluß auf den Gemüthscharakter haben zu können, als Armuth und Niedrigkeit. Bey dieser fällt vielerley, was die Neigungen und Handlungen des Menschen bestimmt, nothwendig weg; weil Gelegenheit und Hülfsmittel fehlen; die Erziehung, an der so viel gelegen ist, wird in vielen Fällen nothwendig vernachlässiget. Beym Reichthum ist alles möglich, wenn nur guter Wille da ist; und der kann doch da seyn.

Unterdessen ist zu einer Wirkung, die der Besitz der Glücksgüter in dem Menschen hervorbringen kann, ein so starker Grund vorhanden, daß dieselbe insgemein nicht ganz ausbleibt. Dieß ist eine zu gute Meynung von sich. Denn erstlich hat ein Mensch, dem wenig fehlt, für den das Glück so reichlich gesorgt hat, der mittelst der von ihm abhängigen Kräfte außer ihm, so vieles bewerkstelligen kann, nicht so viel Gelegenheit, die Eingeschrenktheit seiner innern Kräfte gewahr zu werden. Und vermöge der Eigenliebe schmeichelt man sich leicht selbst, und schreibt seinen persönlichen Vollkommenheiten zu, was man seinem Reichthum, oder seinem Ansehn zuschreiben sollte. Sodann fehlt ihm das eine zur Selbsterkenntniß insgemein nöthige Hülfsmittel, das freymüthige, scharfe Urtheil anderer. Statt dessen umgeben ihn Schmeichler, die keine seiner Vollkommenheiten un-

gelobt lassen, alles ihm zum Verdienst anrechnen, und seine Fehler selbst in ihren Urtheilen zu Tugenden zu machen beflissen sind. Und es ist nicht allemal bloße Verstellung, wenn Menschen denen, die durch Reichthum und Ansehn mächtig sind, mit mehrerer Ehrerbietung und Nachsicht begegnen, als ihr Betragen verdiente. Furcht und Hofnung und die Ideenassociation, mittelst welcher die verschiedenen Gründe der Hochachtung in einem wenig aufgeklärten Verstande sich oft mit einander verwechseln, erzeugen immer in vielen Menschen günstige Vorurtheile für diejenigen, denen das Glück günstig ist. Vermöge derselben wird ihnen wenigstens das Gute, was sie thun, oder auch das Böse, was sie nicht thun, vortheilhafter angerechnet, als ohne jenes Vorurtheil geschehen seyn würde.

Alles dieß ist freylich nicht allgemein; aber doch sehr gewöhnlich.

Je leichter es dem vom Glück begünstigten ist, seine Neigungen zu befriedigen; je mehr Mühe andere sich geben, ihnen zu fröhnen; je mehr ihm verziehen wird, oder je mehr Mittel er doch in seiner Gewalt hat, seine Fehler wieder gut zu machen: desto weniger Ursache hat er, sich vor Fehlern in Acht zu nehmen, und seinen Neigungen Gewalt anzuthun; man läßt ihm oft kaum die Möglichkeit davon übrig. Er zeigt sich also am ehesten oder am öftersten, wie er ist.

Und auch darinn sind wieder die beyden Extreme sich am ähnlichsten. Der ganz Arme, der nichts zu verlieren hat, oder der sich zu verstellen gar nicht versteht, um den sich niemand sehr bekümmert, kann oft eben so frey der Natur sich überlassen. Der Mittelstand giebt die

die meiste Veranlassung zum Zwange und zur Verstellung.

Es ist eine natürliche Folge der Eigenliebe auch dieß, daß man diejenigen Vorzüge, die man besitzt, vielmehr als diejenigen, die einem fehlen, zu hoch schätzet. Also ist es natürlich, daß reiche, und durch die Geburt erhöhete Menschen diesen Vorzügen zu viel Werth beylegen, und von geistischen Vollkommenheiten oft geringschätzig denken; und dieß um so viel mehr, je weniger sie, auch diese zu besitzen, sich einbilden können. Der Reiche insbesondere bildet sich oft ein, daß Geld alles ausmache, und alles bewirke, daß auch Liebe erkauft und bezahlt, und der Mangel aller Verdienste durch Geld ersetzt werden könne *). Er frägt bey der Würdigung aller Aemter und Stände, was bringen sie ein? und bey der Würdigung der Menschen, was haben sie im Vermögen? Ein großer Mann heißt bey ihm ein reicher Mann **).

*) Es ist eben nicht unnatürlich, daß die Reichen so denken, sagt Aristoteles; denn die meisten Menschen geben durch ihr Betragen ihre Abhängigkeit von ihnen zu erkennen. Er erinnert dabey an die Satyre des Simonides, welcher auf die Frage, was er für besser halte, reich oder weise seyn, geantwortet, reich seyn. Denn er sehe die Weisen vor den Thüren der Reichen, nicht umgekehrt. Die Gegenantwort ist zwar auch bekannt; daß dieß so komme, weil die erstern ihre Bedürfnisse kennen, und die andern nicht. Aber dieß ändert nichts in den Folgen, so jenes Betragen auf den Charakter der Reichen hat. S. *Aristoteles* Rhetor. II. 16.

**) Im Englischen heißt es nachdrücklicher noch, nicht eben zum Beweis der Gesinnungen der Nation, aber gewiß mancher Einzelnen: wie viel ist der Mann werth? statt: wie reich ist er?

Die Geringschätzung der Niedrigen kann in den Mächtigen und Reichen auch dadurch noch erzeugt oder vermehrt werden; daß, wenn einige aus Vorurtheil oder Verstellung ihnen unverdiente Nachsicht und Ehrerbietigkeit erweisen, andere dagegen auch oftmals Neid und ungerechte Begierden blicken lassen, die sie nicht weniger verächtlich machen. Und da die äußerlichen Sitten, auf die man in der großen Welt am aufmerksamsten ist, und oft das unmäßigste Verdienst setzt, bey denen, deren Glücksumstände gute Erziehung und Verfeinerung unmöglich machen, nicht anders als sehr abstechend von den gewohnten Sitten der vornehmern Stände seyn können: so ist es begreiflich, wie schwer vielen unter diesen der Gedanke werden müsse, von Natur nicht besser zu seyn als jene Arme, wie schwer, Brüder in ihnen anzuerkennen.

Uebrigens kömmt es bey den Wirkungen, die der Besitz ansehnlicher Glücksgüter in den Gemüthern hervorbringt, immer auch noch auf die Stuffe an, bis zu welcher man sich erhaben sieht, und die übrigen Gegenstände, die die Begierden, besonders den Ehrtrieb, reizen. Wenn durch jene das Selbstgefühl nur gehoben, und zu größern Aussichten gebracht, noch nicht das Ziel aller Wünsche erreicht ist: so kann das Bewußtseyn seines Vermögens das Bestreben nach höhern Stuffen entflammen, und das Wohlgefallen an den Vorzügen einer Art, die man besitzt, den Trieb zu andern wecken, die einem noch fehlen. Auf diese Weise wird also leichter der von Geburt Reiche und Vornehme in einer großen Stadt, oder in Zeiten einer allgemeinen Aufklärung und Betriebsamkeit, seiner Glücksvortheile ungeachtet,

achtet, ja mittelst derselben, zu einem wirklich großen und gemeinnützigen Manne sich bilden; als der Sohn des reichsten Krämers in einer kleinen Stadt, oder der seinen Dorfstaat nie verlassende Landjunker, in einer Gegend, wo es noch dunkel ist, oder helle zu werden erst beginnet. Auf diese Weise hat der Bürgerstand in den mittlern Zeiten sich empor geschwungen, mit dem Adel in Absicht auf politische und kriegerische Verdienste und Vorzüge zu wetteifern angefangen, nachdem er sich durch seine Reichthümer erst einiges Ansehen erworben hatte. Und so erheben sich noch immer viele einzelne in allen Ständen durch Thätigkeit und Verdienst von einer Stuffe des Glücks, und von einer Art der Vorzüge zur andern.

Daß die größten Regenten, Helden und Eroberer durch Krieg und durch Industrie, so selten würdige Erben ihres Ruhms, ihrer Macht und ihrer Reichthümer haben; kann doch vielleicht für manche noch etwas unbegreifliches haben; da hier das Beyspiel moralischer Vollkommenheit, und die Bemerkung, wie äußerliche Vorzüge erworben und verlohren werden, so nahe liegt. Man wird aber die Gründe dazu, außer dem, was überhaupt schon vom Einfluß der Glücksvortheile gesagt worden ist, in folgenden Bemerkungen gewahr werden. Wenn auch die Väter groß genug denken, um sich selbst vor den Verführungen der Schmeichler und des Glücks zu bewahren: so vergessen sie doch leicht die sittlichen Angelegenheiten ihrer Familie über so vielen andern weit gehenden Absichten auf das Aeußere. Oder sie lassen auch gern ihre Familie die sinnlichen Freuden und Vorzüge genießen; über welche nur sie selbst sich glauben erheben zu können.

Prin-

Prinzen, die ihren großen Vätern gleich geworden sind, oder sie noch übertroffen haben, sind entweder von diesen strenge gehalten worden, bis in die Jahre des völlig reifen Verstandes; oder noch bey geringen Glücksumständen gebohren und erzogen worden; wie Titus, der einzige würdige Nachfolger eines großen Vaters unter allen römischen Kaisern der drey ersten Jahrhunderte. Domitian, Commodus, Caracalla, welche Söhne von einem Vespasian, Antonin und Septimius Severus! Auch Atalarich war seinem großen Vater Theodorich sehr unähnlich. Unter ihm verfiel schon wieder das ansehnliche Ostgothische Reich, welches dieser errichtet hatte. Aber dieser lebte als Geißel am Hofe; jener als Erbprinz.

§. 172.

Anwendung auf Völker.

Wenn auch der Einfluß, den der Besitz auszeichnender Glücksgüter in die Sitten einzelner Menschen hat, von sehr verschiedenen Folgen seyn kann; so kann doch derselbe in Ansehung ganzer Nationen nicht ohne gewisse Folgen bleiben. Wenn auch einige von den Reichthümern, die sie besitzen, nur weisen Gebrauch zu ihrer und ihrer Nebenmenschen Vervollkommnung machen, oder nur geizig sie bewahren; so werden immer andere seyn, deren Begierden dadurch entflammt, und zu Ausschweifungen verleitet werden.

Und die von dem Ueberfluß der einen erzeugten Begierden, und Ausschweifungen in der Befriedigung derselben, werden sich nicht bloß bey denen einfinden, die die Mittel dazu schon in ihrer Gewalt haben; sondern durch ansteckende Beyspiele bald auch andere ergreifen, die

die nicht anders als durch Unbesonnenheit und Ungerechtigkeit dazu gelangen können.

Und wenn unnatürliche, ausschweifende Begierden bey einer Nation einmal überhand nehmen; so schränken sich dieselben da noch weniger auf eine einzige Art ein, als etwa bey einzelnen Menschen noch bisweilen geschieht; sondern eine zieht die andere nach sich. Wer nicht das gleiche thun kann, sucht doch etwas ähnliches zu thun, im Bösen, wie im Guten; wenn einmal Beyspiele da sind, die zur Nachahmung reizen.

Wenn Ueppigkeit und Ungerechtigkeit unter den Angesehensten und denen, die mit ihnen am meisten wetteifern, herrschen: so ist leicht abzusehen, wie die Sitten der Niedrigsten dabey bestimmt seyn werden; was Verführung, Unterdrückung, Mißgunst, gereizte und nur durch verzweifelnde Anschläge zu befriedigende Begierden für Wirkungen hervorbringen müssen.

Es ist aber eine sehr gegründete Erinnerung dabey, daß es sehr darauf ankomme, wie die großen Reichthümer in einer Nation entstanden und ausgetheilt worden sind? Ob durch glückliche Kriege und Eroberungen, plötzlich *)? oder durch Cultur, Arbeitsamkeit und Hand-

*) Nicht viel besser scheint der Ursprung der Reichthümer in Absicht auf die Folgen derselben für die Sitten zu seyn, wenn sie aus übermäßig einträglichen, den Besitzern wenig Mühe machenden und dem Volke um so mehr verhaßten öffentlichen Stellen oder Befugnissen entstehen; dergleichen die Generalpachtungen in Frankreich bisher gewesen sind. Ja selbst ein überflüssiges Einkommen aus Zinsen und Leibrenten reichgebohrner Kapitalisten kann jener Art von Reichthümern sich sehr nä-

Handlung, allmählig; nach den Gesetzen der Ordnung und Gerechtigkeit, so daß jeder erlaubte Mittel vor sich sieht, auch dazu zu gelangen, oder Theil daran zu nehmen? Es ist begreiflich, und die Geschichte der Römer, nach ihren Eroberungen in Griechenland, Africa und Asien, der Teutschen beym Untergang des Römischen Reichs, und anderer erobernder Völker, beweiset es zur Genüge, daß in dem ersten Fall hauptsächlich Sittenverderbniß den Reichthümern folgen müsse. Denn die Liebe zu ihnen entsteht alsdann in keiner natürlichen Verknüpfung mit der Liebe zur Arbeitsamkeit, Ordnung und Gerechtigkeit; die Ausschweifungen des verschwenderischen Gebrauchs werden um so viel größer, je weniger Mühe ihre Erwerbung gemacht hat; und es müssen um so viel mehr ungerechte Mittel, Reichthümer sich zu verschaffen, gebraucht werden, je weniger die gerechten Mittel bekannt und üblich sind. Wer nicht Gewalt genug besitzt, um zu unterdrücken und zu plündern, wird feil zu allen Diensten, die man gut genug bezahlt; wird Verräther am Vaterlande, an seinen nächsten Verwandten und Freunden, und an sich selbst. Solche Sitten, wie man in Rom während der Triumvirate, oder unter den Franken, während der Merovingischen Könige, gesehen hat, sind noch nie in einer durch Industrie

---

nähern. Wenn es genug ist, hervorstechend reich zu seyn, um etwas zu gelten, ja um zum großen Ansehen bey einer Nation zu gelangen; wie gleichgültig muß nicht der natürliche Hang zum Müssiggang und zur Ueppigkeit die Reichen gegen die Tugend machen; und wie begierig viele der Nichtreichen nach Reichthümern?

strie und Handlung reich gewordenen Republik gewesen *).

Man sieht also auch, wie falsch der Schluß im Allgemeinen seyn würde, wenn man behaupten wollte, daß ein Volk um so viel mehr Vaterlandsliebe haben müsse, je reicher und mächtiger es ist; weil alsdann sein Ansehn, seine Bequemlichkeiten, und überhaupt sein gemeinsames Interesse in demselben um so viel größer sey. Denn außerdem, daß an diesem sogenannten gemeinschaftlichen Interesse, Wohl und Flor der Nation vielleicht nur die kleinste Zahl wahren Antheil hat: so werden auch leicht die öffentlichen Angelegenheiten um so viel eher vergessen oder vernachlässiget, je mehr man der eigenen hat; die Empfindungen für andere um so viel eher erstickt, je weitläuftiger der Wirkungstrieb der selbstsüchtigen geworden ist.

Wenn die Kunst erfunden und im Gebrauche ist, persönliche Tapferkeit durch Maschinen zu überwinden; oder die Politik auch Tapferkeit zu erkaufen oder zu erzwingen versteht: so kann's wohl seyn, daß das reichere Volk dem ärmern im Kriege überlegen ist. Aber wahrer, ausdauernder Muth und kriegerischer Geist lassen sich natürlicher Weise doch vielmehr bey denjenigen erwarten, die abgehärtet sind, und mit dem Leben wenig zu

*) S. *Sallust* bell. catil. cap. XII. Stewart Staatswirthschaft B. II. Kap. 22. Schmidts Geschichte der Deutschen, Th. I. Buch II. Kap. VI und VII. Was bey den Römern, als die auswärtige Beute nicht mehr zureichte, ihre gränzenlose Ueppigkeit zu befriedigen, Proscription und Hochverrath leistete, das that bey den Franken Meineid und Kirchenraub.

zu verlieren, durch Sieg aber vieles zu gewinnen haben; als bey denjenigen, deren gewöhnliche Lebensart so wenig körperliche Stärke als Entschlossenheit verschaft, deren Triebfedern durch Sorge und Furcht für unzählige Gegenstände getheilt sind, und deren an beständige Vergnügungen gewöhnten Gemüthern Anblicke des Grauens und einförmige Anstrengung nicht anders als sehr beschwerlich seyn können. Beyspiele, in denen sich dieses sehr leicht zu erkennen giebt, sind die wenigen Spanier, welche die Mohren bey ihren Eroberungen in die Gebirge von Biscaja und Asturien flüchten ließen, bald aber als Ueberwinder gegen sich anrücken sahen; nachdem jene in der Armuth abgehärtet, sie selbst aber durch Reichthum und Wohlleben verzärtelt, und durch Eigennutz uneinig geworden waren. Und in spätern Jahrhunderten die Bukaniers, der Schrecken der ausgearteten Spanier in Amerika.

Die meisten Nationen haben ihre Größe dem Druck und den Gefahren, und ihren Untergang dem Glück zuzuschreiben *). Die Schlacht bey Cannä kann als die Epoche der werdenden Größe Roms, und die Zerstörung von Karthago als der Anfang ihres Falls angesehen werden. Die Republik der vereinigten Niederlande erhob sich unter dem Druck der Spanischen Tyranney; und zeigte sich in der völligen Größe im Jahr 1672, als Frankreich und Engeland sich mit einander wider dieselbe vereiniget hatten, und ihr Untergang unvermeid-

*) Dieß führet *Ferguson* umständlich aus, in der Hist. of civ. soc. part. V. sect. 3. ff.

meidlich scheinen konnte. Aber die Geistesgröße, die damals die Republik zeigte, war auch nicht geringer, als die der Römer in ihren größten Nöthen. Reichthümer bringen nicht nur Verschwendung, sondern auch Geiz hervor *). Und aus Geiz und unsinnigem Vertrauen auf Reichthümer, als das Mittel für alle Noth und Gefahren, unterläßt auch wohl ein den Reichthum vergötterndes Volk die Mittel zu veranstalten, wovon die Erhaltung derselben abhängt. Quid non mortalia cogis pectora auri sacra fames!

Was für sonderbare Einfälle aber die Begierde seine Macht oder seine Reichthümer zu zeigen in den Menschen hervorbringen könne; davon giebt es zu allen Zeiten solche Beweise, daß man auch diejenigen glauben kann, die von der Denkart eines andern Zeitalters und der Vernunft noch so weit abstehen.

In dem mittlern Zeitalter haben viele Edelleute sich nicht nur dadurch oft hervorzuthun gesucht, daß sie bey großen Gastereyen, außer dem größten Ueberfluß an Speisen, große Summen Geldes unter die Anwesenden austheilten; sondern einer soll einmal 30000 Sols auf einen gepflügten Acker haben säen; ein anderer 30 seiner besten Pferde auf einmal lebendig verbrennen lassen **). Wiederum ein anderer soll an dem Pferde, das er bey ei-

*) Corrupti civitatis mores, quos pessuma ac diversa inter se mala, luxuria atque avaritia vexabant. *Sallust.*

**) Aus der Histoire generale de Provence in den G. A. 1780. zu St. VII.

einem öffentlichen Aufzug ritt, die silbernen Beschläge so lose haben anmachen lassen, daß sie recht oft abfallen mußten; und anstatt der abgefallenen, die man liegen ließ, neue angeschlagen werden konnten. Der Wetteifer der Kleopatra mit dem Antonius ist bekannt *).

§. 173.

Veränderungen in den Glückesumständen. Natürliche Folgen, wenn aus der Niedrigkeit Menschen sehr hoch empor gekommen sind.

Wie beym Besitz der Reichthümer, die Art, wie man sie erlangt hat, in den Folgen, die daraus entstehen, vieles ändert: so kömmt es überhaupt bey den Wirkungen der Glücksumstände in den Gemüthern auf die Folge und Abwechselung derselben eben so sehr, als auf die absolute Beschaffenheit derselben an.

Wenn auch Wohlstand und Ansehen dem Charakter allemal gewisse Bestimmungen geben: so sind es doch bey denen, die sich immer darinn befunden haben, nicht völlig dieselben, wie bey denen, die aus der Niedrigkeit und Armuth empor gekommen sind.

Je plötzlicher dieses geschieht, und je mehr das Glück dabey thut; desto mehr ist zu befürchten, daß nachtheilige Veränderungen im Charakter daraus entstehen, daß manche gute Eigenschaften desselben mit den Gründen, die sie größtentheils nur in den äußerlichen Umständen hatten, sich verlieren; und daß an weiser Fassung und Vor-

*) Von den Römern s. *Sallust* Cap. XIII von den Generalpächtern ꝛc. Tableau historique de Paris.

Vorsicht in einer neuen verführerischen Lage dem unbereiteten Gemüthe es fehlen werde.

Insbesondere entsteht alsdann am leichtesten Stolz und Eigendünkel. Denn wie leicht schreibt nicht der Mensch sein Glück seinen Verdiensten zu? Um so viel leichter insgemein, je weniger er es thun sollte. Das wahre Verdienst entfernt sich nicht leicht von Bescheidenheit und weisem Mißtrauen in seine Kräfte; eben deswegen weil es sich kennt, und glückliche Zufälle von nothwendigen Erfolgen zu unterscheiden weiß. Aber diejenigen, die das Glück hebt, können sich um so viel mehr von ihren Kräften einbilden; je weniger Widerstand sie erfahren haben, je mehr alles ihnen zu weichen schien. Es kann aber bey dem unter Begünstigung des Glücks sich schnell empor schwingenden auf einem gedoppelten Wege Muth und Dünkel sich vermehren; theils wegen des positiven Zuwachses an Macht und Ansehn; theils wegen der vorher in der Niedrigkeit eingesogenen, durch Vorurtheil und Unwissenheit übertriebenen, Vorstellungen von dem Werth und den Vorzügen hoher Stände. Denn entweder er wendet diese nun so fort auch auf sich an; oder, indem er die andern seines neuen Standes viel kleiner und verächtlicher findet, als er sie sich ehedem gedacht hatte, verliert sich nicht nur in ihm alle die Furcht und Zurückhaltung, die die Achtung vor ihnen in ihm gegründet hatte; sondern er schließt um so viel mehr auf seine eigene persönliche Verdienste und Vorzüge, je verächtlicher jene andre ihm scheinen.

Und wenn ein Mensch erst angefangen hat, über seine eigene Größe zu erstaunen, und sich ein Gegenstand der Bewunderung zu seyn; so ist bald keine Vollkommen-

heit mehr, die er nicht zu besitzen glaubt, oder wenigstens besitzen will. Und letzteres, versteht sich, ohne viele und lange Bemühung; wie soll es bey einem so großen außerordentlichen Mann anders seyn? Und so wird der Reiche, Vornehme — mehr durch das Glück, als durch vorzügliches Verdienst empor gekommene Mann, in seinen und seiner Schmeichler Augen, in kurzen Fristen, Kunstkenner, Philosoph, Gelehrter, Staatsmann; und in den Augen der vernünftigen Welt, ein — Geck.

Ein solches Geschöpf des Glücks schämt sich auch wohl seiner vorigen Niedrigkeit, und ist bange, andre möchten daran denken, und dadurch den Glanz seiner itzigen Hoheit in sich verdunkeln lassen. Er sucht also diesen Glanz um so mehr zu vergrößern; damit nirgends eine Spur seines ehemaligen Zustandes übrig bleibe, in keinem Stücke er den Niedrigen gleich und unter den Größten zu seyn scheine.

Dies trennt ihn auch von seinen vorigen Freunden; und trennt ihn von allen denen, die mit Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit ihm begegnen wollen. Ihm wird Freymüthigkeit um so viel eher Geringschätzung, Keckheit, unsittliche Vertraulichkeit scheinen; je mehr er von derselben zu befürchten hat. Denn wie gut er auch selbst von sich denken mögte; so weiß er doch, wie andere von seines gleichen zu denken pflegen.

So wie er durch Stolz und Kaltsinn diejenigen, zu denen er gehörte, von sich entfernt; so drängt er sich unvorsichtig und unbescheiden in die Vertraulichkeit derjenigen ein, denen er nun gleich scheinen will. Und wird auch diesen um so viel mehr lächerlich oder verhaßt.

Durch

Durch alle diese Umstände wird er mehr und mehr die Beute der Schmeichler; glaubt zuletzt nicht mehr an Tugend und Adel der Seele; weil er sie in dieser Gesellschaft nicht findet, und selbst nichts mehr davon besitzt.

Es giebt Ausnahmen. Aber die Beyspiele, die damit übereinstimmen, sind in der Geschichte ungleich zahlreicher. Ich will einige von beyden Arten hersetzen, bey denen der Leser versuchen kann, an mehrere ähnliche aus der alten oder aus der neuesten Geschichte sich zu erinnern.

Von dem bekannten David Rizio schreibt Robertson: Er war im geringsten nicht bemüht, dem Neide zu begegnen, welcher einem so großen und schnellen Glücke allezeit entgegen sieht. Vielmehr war er bemüht, den ganzen Umfang desselben recht an den Tag zu legen. Er suchte die Gelegenheit, mit der Königinn vor den Leuten oft und vertraulich sich zu unterhalten. Er that es den Vornehmsten und Reichsten gleich, in der Kostbarkeit der Kleidung und der Anzahl seines Gefolges. Kurz er zeigte in allen Stücken den beleidigenden Stolz, mit welchem unverdientes Glück unedle Gemüther erfüllt *).

Vom Halbbruder der Königinn Maria, dem Regenten Murray, bemerkt eben dieser Schriftsteller, daß seine unerwartete Erhebung ihn stolz, kalt und falsch machte, da er vorher gerade und offen war; daß er gegen das Ende seines Lebens Schmeicheley liebte, und guten Rath haßte **).

*) Hist. of Scott. I. 275.
**) Hist. of Scott. I. 437.

Auch Cardinal Wolsey, der vom Fischerssohn dahin gelangte, daß er königliche Einkünfte besaß, einen der mächtigsten Könige beherrschte, und zween andere zu ehrerbietigen Schmeicheleyen zwang, nöthigte durch Hochmuth und Gepränge die Welt, sich mit Verdruß an seine niedrige Geburt zu erinnern *).

Von wem hätte man mehr erwarten sollen, daß ihn das Glück nicht verderben werde, als vom Alexander? Eines ruhmvollen Königs Sohn, den er zu übertreffen frühe eifersüchtig war, und von dem größten Philosophen seiner Zeit mit gutem Erfolge gebildet, gab er, bis zur gänzlichen Bezwingung des Darius, Beweise jeder Art von Großmuth. — Und beschloß seine Laufbahn, wie ein Nero; daß man den Perser bedauret, keinen würdigern Ueberwinder gehabt zu haben **). Ein merkwürdiges Beyspiel, wie in einem Herzen, das nur durch Leidenschaften beherrscht wird, jedes Laster Platz gewinnen könne! Wenn der Herrschsüchtige, von seinen Arbeiten auszuruhen, sinnlichen Vergnügen sich ergiebt: so wird er Wollüstling und Wütrich; weil er keine Gesetze kennt, als die Triebe seines Temperaments und seiner trunknen Phantasie. Philipp, Alexanders Vater, war auch dem Trunk ergeben, aber er blieb im Trunk seiner großen Absichten eingedenk; denn er hatte noch viel zu fürchten.

Ed.

---

*) *Hume* Hist. of Engl. III. 84. 107. 113.

**) Referre in tanto rege piget superbam mutationem vestis & desideratas humi jacentium adulationes, etiam victis Macedonibus graves, nedum victoribus: & foeda supplicia, & inter vina & epulas caedes amicorum, & vanitatem ementiendae stirpis *Liv.* IX. 18.

Edward II in Engeland und Heinrich III in Frankreich sind noch ein paar andre Beyspiele zum Beweis, daß auch Personen, die im hohen Stande gebohren waren, wenn sie eine ansehnliche Stuffe höher stiegen, ihren guten Charakter abgelegt haben. Der letzte hatte als Prinz und als König von Polen die vortreflichste Meynung von sich erregt. Auf dem französischen Throne schien er nicht nur die Tugend, sondern auch den Verstand verlohren zu haben.

Nach der übrigen Temperatur der Gemüther, können die nachtheiligsten Folgen früher oder später aus den Glücksbegünstigungen entstehen; und entweder bey reellem Zuwachse, oder auch nur einem leeren Scheinzeichen. Der Verstand und Charakter mancher Menschen hat sich gut gehalten, bis zu einem Titel, oder einer einzigen kleinen Sylbe vor ihrem Namen; an dieser Kleinigkeit scheiterte er. Plutarch merkt an, daß die Feldherrn des Alexanders, die in seine Reiche sich theilten, von der Zeit an, da sie den königlichen Titel angenommen, herrischer, grausamer, unbilliger sich zu betragen angefangen haben. So viel, setzt er hinzu, vermogte ein einziges schmeichelndes Wort; solche Veränderungen brachte es auf dem Erdkreis hervor *). — Man könnte hier zwar in Zweifel ziehen, ob der Titel eine Ursache oder schon eine Folge von der vorhergegangenen Sinnesänderung gewesen? Aber konnte doch auch Cäsar der eiteln Versuchung zum Königstitel nicht ganz widerstehen;

*) Τοσουτον ισχυε κολακειας φωνη μια, και τοσαυτης ενεπλησε την οικουμενην μεταβολης. Demetr.

und büßte sie vielleicht mit seinem Leben. Und warum sollte der Königstitel nicht den Verstand verwirren können, da es so unendlich minder wichtige thun? Mancher junger Mensch glaubt ausschweifend thun zu müssen, weil er nun Student, oder trotzig, weil er Fähndrich geworden ist.

Ein Römischer Dichter weissagte unter dem Tiberius, und in Beziehung auf ihn:

regnabit sanguine multo,
Ad regnum quisquis venit ab exilio *).

Natürlich, wenn die Begegnisse, die in seinem widrigen Schicksale ihm widerfuhren, Menschenhaß zu erzeugen geschickt waren; oder wenn überhaupt seine Leidenschaften im Unglück nicht gebessert, sondern nur gewaltsam zurückgehalten wurden. Sonst hat man auch Beyspiele genug von Regenten, deren gutes Betragen mit Wahrscheinlichkeit auf die beschwerliche Lage, in der sie ihre Jugend zubrachten, zurückgeführt werden kann **).

Ganz entgegen gesetzt können auch die nachtheiligen Folgen seyn, die aus der Erlangung der Glücksgüter dem Charakter entstehen; nachdem das Maas der Begierden und Thätigkeit groß ist. Der eine fängt erst an unmäßig nach Macht und Reichthum zu streben, nachdem ihm viel davon zu Theil geworden ist. Nun ist erst seine Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände gerichtet; nun findet er es erst der Mühe werth, seine Bestrebungen nach der Seite hinzurichten, da er Hofnung hat, ein seinen Idea-

*) S. *Suetonius* Tib. Cap. 59.
**) Z. E. Kaiser Carl IV. Heinrich IV. in Frankreich.

Idealen entsprechendes Ziel zu erreichen. Freygebig, wo nicht Verschwender, bey mäßigen Besitzungen, wird er erst im Ueberflusse geizig; und rastlos, da er mit aller Bequemlichkeit ausruhen könnte. Andere umgekehrt. —

Unter den Beyspielen solcher Menschen, die von den niedrigsten Glücksumständen zu den höchsten Stuffen menschlicher Gewalt und Ehre erhoben, nicht übermüthig geworden, sondern ihrer vorigen Umstände eingedenk geblieben sind, verdient eine vorzügliche Stelle der Cardinal Ximenes. Vom Franziskanermönch zum Erzbischof von Toledo erhoben, änderte er, so viel bey ihm stand, in seiner physischen und moralischen Lebensart nichts. Sein Geist scheint früh mit den erhabensten Ideen zu innigst sich beschäftiget zu haben, um die Veränderungen im bürgerlichen Rang für etwas zu achten, was den Menschen ändern könnte. Der einzige Premierminister, schreibt Robertson, den seine Zeitgenossen als einen Heiligen verehrten, und seine Unterthanen für einen Wunderthäter hielten.

Zu selbigen gehört auch Cromwell, der Premierminister Heinrichs VIII. Ob er gleich von sehr geringer Herkunft war: so äußerte er doch auf dem Gipfel der Macht keinen Stolz und Verachtung gegen geringere; und blieb mit Sorgfalt alles Guten eingedenk, das ihm in der Zeit seiner Niedrigkeit war erwiesen worden *).

Es giebt Charaktere, von denen es scheint, daß sie nur im Glücke gut seyn könnten; weil Einschrenkun-

*) *Hume* III. 240.

gen sie erbittern und widerspänstig machen. Heinrich V von Engeland hatte als Prinz den gröbsten Ausschweifungen sich überlassen, er soll sogar in Gesellschaft andrer Straßenräuber zum Zeitvertreib Straßenraub ausgeübt haben; weil sein Vater, aus Mißtrauen und Eifersucht, weder in Staatssachen, noch bey der Armee ihn gebrauchte. So bald er auf den Thron kam, zeigte er den würdigsten Charakter *).

§. 174.

Umsturz oder Abfall des Glücks.

Beym Verlust des äußerlichen Glücks und damit verknüpften Ansehns sinkt der Muth desto mehr; je mehr dasselbe alles war, worauf er sich stützte und stützen konnte.

Der unbezähmteste Stolz macht alsdann mehrentheils der kriechenden, niederträchtigsten Unterwerfung Platz.

Der vorher angeführte eitle Wolsey ward äußerst betroffen beym Wechsel seines Glücks. Eben die Gemüthsbeschaffenheit, sagt Hume, die ihn so stolz über sein Ansehn gemacht hatte, war nun Ursache, daß er den Streich des Unglücks mit doppelter Gewalt empfand. — Der geringste Schimmer einer Hofnung, die Gunst des Königs wieder zu erlangen, versetzte ihn in Heftigkeiten von Freude, die keinem Manne anstehn. Der König schickte ihm einen Ring, als einen Beweis seiner noch nicht ganz erstorbenen Neigung. Wolsey, der eben zu Pferde war, als ihn der Ueberbringer antraf, stieg

*) Hume.

stieg auf der Stelle ab, kniete nieder in den Koth, und empfieng in dieser demüthigen Stellung diesen Beweis der gnädigen Gesinnungen seiner Majestät *). Muthlos und kriechend bezeigte sich auch der vorher unbändig stolze Northumberland **).

Die schändlichsten, ruchlosesten Mittel ergreift ein solches Glücksmeteor, sein voriges Selbst, sein Alles, wieder herzustellen.

Wenn aber in einem Menschen sicheres Bewußtseyn seiner Verdienste ist, wenn innere Kräfte, wenn Gefühle da sind, die einem sagen, daß man ohne das Glück bestehen könne: so zeigt sich jetzt edler Stolz, mehr als er sich im Glücke gezeigt hatte. Damals machte den edlen Mann die Besorgniß, stolz auf sein Glück zu scheinen, herablassend und bescheiden. Es kostete ihn wenig Mühe zu bitten; so lange er versichert war, fordern — oder entbehren — zu können, was er bat. Aber jetzt kann er sich nicht zum Bitten entschließen. Er fordert Gerechtigkeit, und trotzt der Noth.

So verschönerte sich die Tugend des Phocion im Unglücke; indem er bey seiner ungerechten Hinrichtung seinen Sohn noch ermahnete, die Ungerechtigkeit der Athener gegen ihn zu vergessen.

So sagte Demetrius Phalereus bey der Nachricht, daß eben dieses leichtsinnige Volk die 360 Statuen, die sie ihm errichtet hatten, umgeschmissen: Sie können mir doch die guten Thaten nicht vernichten, wofür sie mir errichtet wurden.

Und

*) *Hume* III. 161.
**) l. c. 357.

Und Agis, welcher die Gesetze des Lykurgs in Sparta wieder herstellen wollte, sagte dem, der ihn bey seiner Hinrichtung beklagte: Beklage mich nicht, ich bin viel glücklicher als meine Mörder.

Standhaft ertrug auch Columbus sein Schicksal, als er aus dem von ihm entdeckten Lande, wie ein Missethäter in Fesseln zurückgeschickt wurde; und richtete sich mit dem Andenken seiner großen Thaten auf *).

Verwegenheit oder Muth, immer war es innere dem Unglück trotzende Größe, was Cäsar, Alexander und Carl XII thaten; da dieser im brennenden Hause, und in der Gewalt der Janitscharen noch den Souverain spielte; Alexander seine Griechen, da sie ihm nicht weiter folgen wollten, gehen hieß, mit der kühnen Versicherung, daß er ohne sie die Welt erobern, und Soldaten überall, wo es Menschen gebe, bekommen werde; Cäsar aber, als Gefangener der Cilicischen Seeräuber, diesen Stillschweigen gebot, um Ruhe genießen zu können, und halb im Scherz, halb im Ernst, drohte, sie aufhängen zu lassen.

Ein ausschließendes Vorrecht der Tugend ist es nicht, Muth und Heiterkeit im Unglücke nicht völlig zu verlieren. Es kann auch eine Folge vom Leichtsinn, und einer niederträchtigen Begnügsamkeit seyn.

Ueberhaupt scheint es dem Menschen leichter zu seyn, im Unglücke nicht zu verzagen, als im Glücke sich nicht zu erheben. Der Mensch hat viele Kraft zur Selbstgenügsamkeit und Unabhängigkeit vom Schicksal in sich, wenn

*) *Robertson* Hist. Am. I. 155.

wenn er nur aufmerksam darauf ist. Er wird es im Unglück leichter, als er im Glücke zur Vorsicht und Aufmerksamkeit sich bestimmt. Zu den vielen vorher schon bemerkten Beyspielen des Uebermuths im Glücke verdient auch noch Carl V aufgestellt zu werden. Dieser vorsichtige, feine, verstellungsvolle Carl wurde dennoch durch seine Siege über Franz, Solimann und die Mohren so aufgeblasen, daß er in der feyerlichen Versammlung des Pabstes, der Cardinäle und aller fremden Gesandten, seinen großen Gegner in einem höchst unwürdigen Ton zum Zweykampf herausforderte. Sein Geschichtschreiber führt noch mehrere Proben des damaligen Uebermuthes Carls an; und setzt zur Erklärung desselben hinzu: Seit seiner Rückkehr aus Afrika wurde er mit wiederholten Scenen von Triumphen und öffentlichen Freudenbezeugungen unterhalten; die italienischen Redner und Dichter, die besten damals in ganz Europa, hatten sich in Lobsprüchen auf ihn erschöpft; die Astrologen unterließen auch nicht das ihrige dabey zu thun, und verhießen viel größers Glück, das noch kommen würde. Dadurch ward er berauscht und schwindlicht ꝛc. *).

Hingegen zeigen selbst der Wollüstling Otto **), und der gutherzige aber schwache Ludwig ***), Carls des Großen Sohn, in der äußersten Noth eine Stärke des Gemüths und Erhabenheit der Gesinnungen, denen man seine Bewunderung nicht versagen kann.

Wahr

*) *Robertson* II. 393.

**) *Suetonius* cap. 10. *Tacitus* Hist. II. 47.

***) Schmidts Gesch. der Deutsch. B. I. S. 449 ff.

Wahr ist es unterdessen doch auch, daß, wenn Unglücksfälle starken Seelen das Gefühl ihrer Würde und ihres eigenen Werths nicht benehmen, dennoch ihr Muth und ihre Laune nicht leicht ganz unerschüttert dabey bleiben. Wenn gleich der edelmüthige Franz nach der Schlacht bey Pavia seiner Mutter schreiben konnte: Alles ist verlohren, außer der Ehre; wenn er gleich, als er, nach der Gefangenschaft, zum erstenmal wieder den Boden seines Reichs betrat, frohlockend ausrief: Ich bin doch noch ein König: so zeigte er doch von der Zeit an nicht mehr den muntern, unternehmenden Geist. Wohlgefallen an der lange entbehrten Gemüthsruhe, und Mißtrauen gegen sein Glück, machten aus dem tapfern Ritter eine Zeitlang beynahe einen italienischen Staatsklügler *).

Ein merkwürdiges Beyspiel einer großen Geschicklichkeit, in Glück und Unglück sich zu finden, ist der Kaiser Diocletian. Von der niedrigsten Abkunft schwang er sich durch Klugheit und rühmliche Thaten auf den Thron der mächtigsten Herrschaft in der damaligen Zeit. Aber weit entfernt, bey dieser Erhebung des Glücks ein ungemessenes Zutrauen in seine Kräfte zu bekommen, wählte er sich vielmehr, erst einen, und bald noch zween andere Gehülfen der Regierung; um mit ihnen die Beschwerlichkeiten und Gefahren derselben zu theilen, und die Vortheile seiner Macht und Hoheit desto ruhiger genießen zu können. Das Ansehn, welches er über diese seine Collegen anfangs geschickt zu behaupten wußte, trieb er zwar in Absicht auf den Galerius zu

*) Robertson B. IV.

zu weit; wodurch dieser gereizt wurde, ihn des Thrones zu berauben. Aber eben dabey zeigte er sich am meisten über sein Schicksal erhaben; indem er nicht nur der Sache den Schein gab, als ob er ihn freywillig verließ, sondern in seinen Gärten zu Salona mit einer solchen Zufriedenheit und Heiterkeit sein Leben beschloß, die es unzweifelhaft machen, daß er des Thrones entbehren konnte.

Vielleicht ist es auch nöthig, bey der Vergleichung der Folgen, die Glück und Unglück in den Gemüthern der Menschen hervorbringen, sich vor einem täuschenden Einfluß der Neigungen vorzusehen. Personen im Unglück, wenn sie sich würdig darinn betragen, nehmen uns leichter für sich ein, vermöge des Mitleidens und der damit verknüpften Neigung, dem Bemitleideten gute Eigenschaften zuzuschreiben. Der Beglückte erweckt hingegen leicht geheimen, wenn nicht offenbaren, Neid, und Argwohn; bey welchen Triebfedern es natürlich ist, das Zweydeutige oder Schlimme in seinem Charakter sich schlimmer vorzustellen, als es wirklich ist.

Es kann einen Augenblick, aber nicht lange, widersprechend scheinen, was die Erfahrung sehr oft lehrt, daß kleine Verdrießlichkeiten und widrige Vorfälle einen Geist aus seiner Fassung bringen und zu Fehlern verleiten, bey dem es ungleich größere Stürme des Unglücks nicht vermögen. Bey diesen merkte er sofort die Nothwendigkeit auf sich Acht zu geben, und innerlich sich zu stärken; oder er hat sich schon lange auf sie gefaßt gemacht und dagegen gewafnet. Jene können einen am leichtesten unvorbereitet überraschen. Eben dasselbe kann

sich

sich also wohl auch in Ansehung der größern und kleinern Begünstigungen des Glücks ereignen.

Manchmal gesellen sich zu den Eindrücken, welche Glücksbegebenheiten an sich aufs Gemüth machen, noch religiöse oder abergläubische Vorstellungen; wodurch die natürlichen Wirkungen der erstern gar sehr verstärkt, oder umgeändert werden können. Der Muth wächst gedoppelt, wenn man seine glücklichen Erfolge für Beweise einer besondern Begünstigung und Beschützung der Vorsehung hält; und sinkt um so mehr im Unglück, wenn die Vorstellung dabey entsteht, von Gott verlassen und verworfen zu seyn.

In andern Fällen lassen sich auch unglückliche Ereignisse als Aufforderungen, durch verdienstliche Handlungen die Gottheit wieder zu versöhnen, betrachten. So waren allerhand Krankheiten und Hungersnoth eine von den Bewegursachen zu den Kreuzzügen *). Der Schwärmer läßt von seinen unbesonnenen Unternehmungen, bey noch so widrigen Erfolgen, nicht ab, indem er glaubt, die Gottheit wolle nur seinen Glauben und seine Standhaftigkeit dadurch prüfen.

Bisweilen entsteht ein wunderliches **Gemisch von Eigenschaften** in den Charakteren der Menschen, mit denen sich große Glücksveränderungen ereignet haben. Sie behalten etwas von der Denkungsart und den Sitten ihrer vorigen Lebensart und Glücksumstände, und nehmen nur einiges von dem in der neuen Verfassung natürlichen oder gewöhnlichen an; sind wechselsweise und durch

*) Schmidts Gesch. der Deutsch. Th. I. 319.

durch einander stolz und demüthig, furchtsam und trotzig, verschwenderisch und karg.

Man begreift, daß die häßlichsten Charaktere entstehen müssen, wenn zu den Lastern der vorigen Niedrigkeit und Armuth sich die Laster des Ueberflusses und der Macht gesellen. Viele von den Eroberern der neuentdeckten Americanischen Länder und Reichthümer sind Beyspiele davon.

Es können aber auch die herrlichsten Charaktere gebildet werden, wenn zu den Tugenden des niedrigen Standes, der Bescheidenheit, Mitleidigkeit, Arbeitsamkeit, diejenigen hinzu kommen, zu welchen Glücksbegünstigungen Gelegenheiten, Mittel und Antriebe verschaffen.

Wenn Völker oder andre große Gesellschaften von Macht und Ansehn, die sie besaßen, herabgekommen sind, ohne daß jedoch das Band ihrer Vereinigung aufgelöset worden ist; so ist eine natürliche Folge davon, daß sich dieses Band der Vereinigung unter dem Drucke noch fester zusammen zieht. Denn Aehnlichkeit der Schicksale, Aehnlichkeit der Leiden, gemeinschaftlicher Haß gegen die Unterdrücker, gemeinschaftlicher Wunsch, vielleicht Hoffnung der Errettung, sind neue Antriebe dazu. Um so viel gewisser wird freylich dieß geschehen; je fester diese Bande vorher schon geknüpft waren; je älter, je heiliger ihr Ursprung ist, oder geglaubt wird; je mannichfaltiger die Verschiedenheit dieser Nation oder Gesellschaft von jedweder andern ist.

Wechselseitiger, uneigennütziger, großmüthiger, auch wohl in Beziehung auf andre ungerechter und hartnäckigter Beystand der Mitglieder einer solchen Gesell-

schaft ist also sehr natürlich. Ueberhaupt ist Grund zu einem rechtschaffenen, tugendhaften Betragen der Mitglieder unter sich vorhanden. Sie lieben sich, und können sich um so mehr lieben, je mehr ihre feindseligen und eigennützigen Triebe in ihren Unterdrückern einen sie lebhaft reizenden und vielleicht, wenigstens nach ihrer Meynung, rechtmäßigen Gegenstand haben. Und sie müssen die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen einander beobachten, um sich nicht innerlich noch mehr zu schwächen, noch mehr um ihre äußerliche Achtung sich zu bringen, und sich so durch einander selbst aufzureiben.

Je länger man geduldet hat, desto weniger liebt man die Vorstellung, vergeblicher, thörichter Weise geduldet zu haben; desto mehr kann also die Anhänglichkeit an die bisherigen Einrichtungen zunehmen, und das Bestreben, durch die Erziehung sie auch bey der Nachkommenschaft zu erhalten; desto größer der Haß gegen die Abtrünnigen werden, die von Unglücklichen sich trennen, und ihnen zugleich den Vorwurf der Thorheit dadurch machen.

Ohne Mühe und ohne Partheylichkeit wird man in diesem Bilde das Allgemeine des sittlichen Zustandes der jüdischen Nation in ihrer so allgemeinen und so langwierigen Bedrückung erkennen.

Keine andre bekannte Nation des Erdbodens kömmt ihnen so nahe, als die Parsi, die von den Mahomedanern vertriebenen Anhänger der alten Zoroastrischen Religion. Sie leben, nach Niebuhrs Zeugniß *), in In-

*) Niebuhrs Reisebeschreib. II. 49.

Indien sehr ruhig und einig; treiben allerhand Handthierungen, und sind fleißig. Sie unterstützen ihre Arme mit großem Eifer, und erlauben es keinem von ihrer Nation, von fremden Religionsverwandten Allmosen zu verlangen. Und wenn etwa einer von ihnen in die Hände der Obrigkeit kömmt: so sparen sie kein Geld, wenn sie ihn dadurch von der öffentlichen Strafe loskaufen können. Liederliche Mitglieder, an denen sie keine Besserung sehen, jagen sie aus ihrer Gemeine. Sie haben sich unter den Indianern sehr vermehrt.

Nicht so sehr stimmt überein mit diesen Grundsätzen die Aufführung der Griechischen und Armenischen Christen, die unter dem Türkischen Scepter stehen; indem sie sich sehr oft unter einander selbst verfolgen, bedrücken und zu übervortheilen suchen. Aber sie genießen auch einer größern Freyheit als die Juden und Parsis; sie wissen, daß sie mit Geld sich Verzeihung für alles erkaufen, und nur ohne dieses Mittel nichts ausrichten können; endlich macht sie vielleicht auch der Gedanke, entfernte Mitglieder einer in andern Welttheilen mächtig herrschenden Religion zu seyn, noch bisweilen stolz und übermüthig.

Daß sich der Nationalstolz, so wie der Ahnenstolz, auf Thaten der Vorfahren gegründet, auch in den widrigsten Umständen noch bisweilen behaupte, ist sonst schon (§. 168.) angemerkt worden. Einen Beweis davon sollen auch die Portugiesen in Ostindien geben. Ihr Stolz soll selbst den Indianern so lächerlich vorkommen, daß die Komödianten derselben ihn zum Gegenstand ihrer Possenspiele wählen *).

*) Niebuhr Reisebeschr. II. 84.

§. 175.

Von den Gemüthsbeschaffenheiten und Sitten in Zeiten der Anarchie.

Die Geschichte lehrt, daß bey bürgerlichen Kriegen und solchen Revolutionen in den Staaten, bey denen die Bande der bürgerlichen Gesellschaft beynahe ganz aufgelöset, und diejenigen, die zu gehorchen gewohnt waren, plötzlich in Freyheit oder in eine ungewisse Abhängigkeit gesetzt werden, allemal die Gemüther und Sitten einen ganz eigenen Charakter bekommen. Und nach dem Charakter dieser Zeiten scheinen sich einige ihre Ideen von dem ursprünglichen Charakter und Verhalten der Menschen im Naturstande gebildet zu haben *).

Wie irrig aber diese Ideen dadurch werden müssen; wird erhellen, wenn man die Triebfedern aufsuchet, welche in den Zeiten der Anarchie in Bewegung sind, und sie mit denjenigen vergleichet, welche in Menschen, die aus der natürlichen Freyheit und Einfalt noch gar nicht herausgetreten sind, wirksam seyn können.

1) Die Triebe zur Herrschaft, oder doch zur Unabhängigkeit, werden allgemein rege. Alle die Neigungen und Gesinnungen, die aus der Herrschaft entspringen (§. 62.), nehmen überhand.

2) Viele kommen plötzlich in Freyheit, und wohl gar zur Herrschaft, die bisher in Unterdrückung gehalten wurden. Ihre Leidenschaften lassen sich also desto unmäßiger aus; je länger sie vergeblich nach Befreyung strebten,

*) Vom Hobbes ist dieses längst angemerket, und von ihm selbst halb eingestanden worden. S. Brucker Hist. crit. philos. tom. V. p. 187. s. 199.

ten, und je weniger zum voraus innere oder äußere Anstalten zur Regierung derselben, zum rechten Gebrauch der Freyheit gemacht worden waren, die bey den vorhergehenden Einschrenkungen nicht nöthig schienen.

3) Hiezu kommen nun die plötzlichen Veränderungen der Glücksumstände; indem in diesen Zeiten der Gewaltthätigkeit und Argliſt nichts gewöhnlicher ist, als daß Begüterte um alles das Ihrige kommen, und Wagehälse oder Schmeichler vom geringsten Herkommen zum Besitz großer Reichthümer und eines großen Ansehens gelangen. Woraus denn Uebermuth der einen, und Verzweiflung der andern; in den übrigen aber Furcht oder Neid und nachstrebende Habsucht entstehen.

4) Bey den oftmaligen und allgemeinen Zerrüttungen der heiligsten Verbindungen, bey der Angewöhnung zur Geringschätzung des nun so veränderlichen, so oft von denen selbst, die es sonst vertheidigten und beschützten, angegriffenen obrigkeitlichen Ansehns, ist es leicht geschehen, daß diejenigen, die nur durch positive Gesetze und menschliches Ansehn zur Ordnung und Rechtschaffenheit angetrieben waren, nun sich über alles wegsetzen und alles für willkührlich halten, was Recht und Gesetz heißt. Das sogenannte Recht des Stärkern ist die Geburt dieser Zeiten vielmehr, als des ursprünglichen Naturstandes. In diesem sind die Begierden zu einfach und eingeschrenkt, um zu Unterdrückungen und zur Herrschaft zu reizen, und die sophistischen Vorstellungen noch nicht da, die die Regungen der Sympathie so völlig unterdrücken könnten.

Wo hat je ein wildes Volk das Faustrecht unter sich so ausgeübt, wie die Europäer in den mittlern Zeiten? Verträge nöthig erachtet unter Bürgern eines Reichs, um sich einander wenigstens in etlichen Tagen der Woche nicht zu berauben und zu ermorden? Aber jene Zeiten waren auch zugleich Zeiten einer bereichernden Handlung, und einer ausschweifenden Neigung zur Pracht.

Auch die bürgerlichen Kriege in der ersten Periode der Fränkischen Monarchie wurden so geführt, daß die Frommen die Ankunft des jüngsten Tages daran zu erkennen glaubten. Der Vater lehnt sich gegen den Sohn auf, der Sohn gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder, und der Verwandte gegen den Verwandten; schreibt Gregorius von Tours *) An welche abscheuliche Verbrechen erinnern nicht schon die bloßen Namen der beyden Königinnen Brunehild und Fredegund? Bey den Kriegen der Karolinger unter einander gieng es nicht besser; wenn nicht noch schlimmer **).

5) Um so viel heftiger können alsdann die Leidenschaften auch darum wüthen; weil sie sich so leicht ein ehrwürdiges Ansehn geben. Erlittenes Unrecht zu rächen, das Seinige zu vertheidigen und in Sicherheit zu setzen; Jura erga hostem sunt infinita. Man kann sich noch das Ansehn geben, fürs gemeine Beste etwas zu unternehmen; die Ordnung wieder herstellen zu wollen;

*) Schmidts Gesch. der Deutsch. I. 234. 245. 308.
**) Ebend. I. 498.

len *); man kann sich wenigstens mit dem gemeinen Beyspiele rechtfertigen. Kein Wunder, wenn Straßenraub zuletzt für eine ritterliche Beschäftigung, und so anständig als Krieg und Jagd gehalten wird.

6) Auch dadurch können sie noch stärker entflammt werden, daß die nun gegen einander aufgebrachten vorher mit einander vereinigt waren. Je genauer sie einander kannten, auf desto mehrere Arten wissen sie nun einander beyzukommen, Haß und Feindschaft auszulassen. Haßten sie einander vorher schon aus Privattrieben: so verstärkt dieß die gemeinen Antriebe des Hasses. Waren die durch öffentliche Angelegenheiten jetzt entzweyten vorher durch Freundschaft, Verwandtschaft, Wohlthaten, mit einander verbunden: so wird leicht dem einen, oft beyden Theilen, die vorige Liebe Ursache eines desto bittern Hasses. Bisweilen aber erleichtert dieß auch die Aussöhnung und Vertauschung der Partheyen; bey denen nemlich, die hauptsächlich durch das so veränderliche Interesse des Eigennutzes, oder nur durch das Beyspiel anderer, sich leiten lassen. Aber auch dadurch wird das Zutrauen der einen gegen die andern geschwächt; und Treue und Redlichkeit von vielen endlich gar nicht mehr geachtet.

7) Freylich müssen auch in manchen Gemüthern die guten Früchte sich zeigen, die aus einer freyen Denkungsart, aus mächtigen Antrieben und beständigen

*) Getraute sich doch Catilina seinen Unternehmungen noch ein ehrwürdiges Ansehn zu geben, beym *Sallust.* Cap. XX.

Gelegenheiten zur Thätigkeit, endlich aus dem Bedürfnisse treuer Freundschaften entstehen können. Alles Gute, was in einem Menschen ist, wie alles Böse, kann sich ungehinderter in seiner ganzen Stärke offenbaren. Beyspiele der treuesten Freundschaft findet man immer in den Geschichten bürgerlicher Kriege. Die Uebereinstimmung in heftigen Leidenschaften gegen gemeinschaftliche Feinde, und das Bedürfniß eines wechselseitigen sichern Beystandes in den beständigen Gefahren vor offenbaren und hinterlistigen Nachstellungen bringen sie natürlich hervor. (§. 69.) Einige schöne Beyspiele dieser Art erzählt D'Aubigné in seiner Geschichte. Als er den König, seinen Herrn verließ, weil er sich für beleidigt von ihm hielt; verließen verschiedene Edelleute freywillig den Hof, um sein Schicksal mit ihm zu theilen. Als nachher einmal der König ihn zu einer sehr gefährlichen Gesandschaft gebrauchte; ließ einer der vertrautesten Freunde desselben, St. Gelais, aus Betrübniß seine Haare und seinen Bart wachsen, bis er ihn glücklich zurückgekommen sah. Er selbst, D'Aubigné, bewies eine solche Freundschaft gegen La Trimouille. Als der König Truppen gegen ihn marschiren ließ: schrieb dieser an D'Aubigné nur folgendes: D'Aubigné, mein Freund, ich lade Sie hiedurch ein, daß Sie, Ihren eidlichen Versicherungen gemäß, hieher kommen, um zu sterben mit Ihrem ergebensten ꝛc. D'Aubigné beschwerte sich in seiner Antwort nur, daß er für nöthig gehalten hätte, ihn an seinen Eid zu erinnern, kam, und theilte alle Gefahren mit ihm.

8) Ueberhaupt kommt es hiebey noch sehr darauf an, in welchen Zeiten, bey welchem Grade der Aufklärung, welchem Zustande der Religion, sich diese Auftritte

tritte ereignen. So gieng es in den bürgerlichen Kriegen in Frankreich zwischen den Katholiken und Hugonotten freylich nicht so barbarisch her, als in den mittlern Zeiten. Aber immer noch schlimm genug, um die vorhergehenden Grundsätze zu bestätigen. Man lese nur, was der tapfere D'Aubigné von sich selbst, und andern berühmten Leuten seiner Zeit, in seinen Memoires und seiner Geschichte erzählt.

Man findet bisweilen Ausnahmen, wo man sie vielleicht nicht erwartet hätte. Bey den letzten Zerrüttungen des Reichs des großen Mogols, wo einer um den andern die Herrschaft in den Provinzen an sich riß, auch auswärtige Völker zum Beystand herbeygerufen wurden, blühten dennoch Handlung und Gewerbe. Wenn auch in den Städten selbst diese kleinen Tyrannen sich mit einander herumschlugen: so wurden doch die Einwohner dabey nicht geplündert. Und wenn dieß bisweilen geschah, oder ein Haus bey der Gelegenheit im Feuer aufgieng; so erhielt der Eigenthümer gemeiniglich eine Entschädigung *). War dieß noch eine Wirkung der schwächern Leidenschaften der Indianer? Oder vielmehr Wirkung des aufgeklärten Eigennutzes dieser Despoten, daß sie die Quellen des Wohlstandes nicht ausrotten wollten in dem Lande, um dessen Besitz sie stritten?

Auf eine entgegengesetzte Weise wurden um eben diese Zeit die bürgerlichen Kriege in Persien geführt.

*) Niebuhr Reisebeschreib. II. 59.

Kapitel VII.

Von den Gemüthsbeschaffenheiten der verschiedenen Alter und Geschlechter.

I. Von den verschiedenen Altern.

§. 176.

Vorerinnerung.

Wenn die Beschaffenheit des Körpers, wenn Erkenntnisse und Erfahrungen, wenn Beschäftigung und Lebensart, Verbindungen und Interesse die Gemüther der Menschen bilden: so ist es außer Zweifel, daß sich merkwürdige Verschiedenheiten in den Gemüthsbeschaffenheiten der verschiedenen Alter und Geschlechter offenbaren müssen.

Unterdessen lehret die Erfahrung, daß es doch auch hier nicht leicht ist, allgemeine Merkmale festzusetzen; daß die einzelnen Erscheinungen oft anders aussehen, als man nach allgemeinern Begriffen vermuthen möchte.

Es giebt Kinder von beynahe männlichem Sinn *), und kindische Jünglinge. Wenigstens ist der Eintritt in eine

*) Vom K. Antonin, dem Philosophen, sagt die Geschichte, daß er von Kindheit an ernsthaft gewesen; fuit a prima infantia gravis. *Jul. Capitol.* Cap. 2. Ein gleiches ist vom jüngern Cato bekannt.

eine der moralischen Stuffen des Alters, und der Austritt aus derselben, bey weitem nicht immer an die gleiche Zahl von Jahren gebunden.

Auch kann der Zustand des Zeitalters und der Nationalsitten hierinn gar vieles ändern; männliche Ernsthaftigkeit in der Jugend erzeugen, und Leichtsinn noch im Greise unterhalten.

Eben dieß gilt in Absicht auf die Sitten der beyden Geschlechter.

§. 177.

Allgemeine Gründe der unterscheidenden Gemüthsart des kindischen Alters.

Die besondern Eigenschaften des kindischen Alters in Absicht auf die Neigungen und Willensäußerungen entspringen aus einem doppelten Grunde; nemlich aus dem Zustande des Körpers, und der Beschaffenheit der Erkenntniß. Der Körper des Kindes besteht aus weichern und reizbarern Werkzeugen, auf die alles leicht Eindrücke machen kann. Kinder empfangen daher leicht eine Begierde wornach, und sind immer rege. Veränderlich dabey; da so leicht ein neuer Eindruck entsteht, hingegen kein tiefer dauerhafter Eindruck in den zarten allzu nachgiebigen Werkzeugen Statt findet *). Sie sind heftigen Empfindungen, des Schmerzes zuerst, hernach auch der Freude, ausgesetzt durch diese Beschaffenheit ihrer Empfindungswerkzeuge. Aber auch ihr Affect ist

*) In infante cerebrum eſt mobiliſſimum aque fluida pulte parum omnino diſtat; videtur in labili elemento nihil potuiſſe inſcribi. *Haller* Elem. phyſ. lib. XVII. Sect. I. §. VI.

ist nicht von langer Dauer. Sie sind bald wieder ausgesöhnt; und gehen überhaupt sehr leicht von einer Leidenschaft zur andern über. Wenn sie gesund sind: so macht eben dieß leichte Spiel ihrer Organen, der schnellere Umlauf ihres Bluts, und das tägliche Gefühl ihrer wachsenden Kräfte, daß sie fast immer munter und gutes Muthes sind.

Diese Triebfedern ihres Willens werden durch den Zustand ihrer Erkenntniß mehrentheils begünstiget. Von vielen Dingen, durch welche die Begierden in der Folge getheilt und eingeschrenkt werden, haben Kinder noch gar keine, von andern nur schwache, wenig wirksame Begriffe. Sie können sich also jedem Gegenstande, der Eindruck auf sie macht, völlig überlassen, alles was sie zu seyn gereizt werden, ganz seyn. Wenig Scharfsinn in der Unterscheidung läßt sie leicht zur Wahl kommen, Unvollkommenheiten übersehen, und, wenn nur irgend etwas ihren Vorstellungen entspricht, eins fürs andere nehmen. Da sie so wenig vertraut mit der Wahrheit sind, so wenig die Gefahren und mancherley Gestalten des Irrthums kennen; so sind sie leicht zu täuschen, leicht zu überreden, wo es nur dem Gefühl und der Neigung nicht gerade entgegen ist, was man sie glauben machen will. Ihre noch so wenig gefüllte und durch innern Stoff auf eine bestimmte und dauerhafte Weise beschäftigte, ihre nach neuen Vorstellungen und Anregungen begierige Seele giebt auch leicht Gehör, und öfnet sich jedem Eindrucke, bey dem sich ihre bekannten Bilder irgend erneuern, erweitern und zusammen thun können. Desto schwerer hält es hingegen, durch Vorstellungen von dem, was nicht in die Sinne fällt, durch Beschreibungen von

noch

noch nicht empfundenen, oder noch weit entfernten Vortheilen und Uebeln, Eindruck zu machen, und den sinnlichen Trieben Einhalt zu thun. Kinder scheinen bisweilen vernünftigen, aber für sie allzu erhabenen und unverständlichen Reden ihre Aufmerksamkeit und ihren Beyfall zu schenken, schenken ihn bisweilen wirklich; aber nur um der etlichen nicht unangenehmen Bilder willen, die ihnen, wer weiß wie sehr von den Vorstellungen, die man ihnen erwecken wollte, abstehend, zufälliger Weise dabey entstehn. Oder wohl gar nur um der Beschäftigung willen, die ihr äußerer Sinn bey dem Schall der Worte, und den Mienen der Redenden findet *). Sicherlich aber ist ihnen nichts so verdrießlich, als ein Vortrag dieser Art; so bald sie merken, daß er die Absicht hat, ihren Neigungen Einhalt zu thun; das ihnen zu entziehen oder zu stören, was ihrer Empfindung nach gut ist. Ungelehrigkeit, Unfolgsamkeit hat also in diesem Fall den natürlichsten Grund; und den um so mehr, je bestimmter und stärker die Empfindung des Kindes ist. Eben so natürlich ist der Leichtsinn der Kinder, daß sie wenig und nur flüchtig überlegen, und die guten Lehren leicht vergessen und aus der Acht schlagen. Was sollen die wenigmale gehörten, halb verstan-

*) Kleine Kinder von zwey, drey Jahren lassen sichs nicht nur beym Mangel einer andern Unterhaltung, gern gefallen, wenn man ihnen ihre verübten Unarten und die dafür erlittene Züchtigung, über die sie noch vor wenigen Stunden so heftig weinten, wieder vorhält; sondern sie plaudern auch wohl selbst, oft naiv genug davon. Aber der Schluß auf moralische Gefühle dürfte dabey wohl die meistenmale betrügerisch seyn.

standenen, durch keine Empfindung versiegelten und erwärmten Vorstellungen gegen das lebhafte gegenwärtige Gefühl? Selbst einzelne Erfahrungen, empfundene üble Folgen machen sie nicht allemal klüger. Die Aufmerksamkeit ist bey ihnen nicht immer auf den rechten Punct gerichtet gewesen, aus welchem die Lehre entspringen mußte; der Verstand war nicht vorbereitet genug, um sie zu fassen, ist im Ganzen nicht belehrt und fest genug, um sie nicht zu bezweifeln, oder als anders wohin gehörig fahren zu lassen, so bald sie der Neigung nicht ansteht. Und wenn alles dieses nicht wäre; dauerhafte Eindrücke stimmen weder mit der Beschaffenheit der Werkzeuge, noch mit der Beschaffenheit der noch so wenig geübten Denkkraft überein.

Das Neue, wenn es nur irgend etwas Angenehmes hat, zieht Kinder um so mehr an, je weniger bestimmte und fesselnde Beschäftigung sie haben. Ihre Unwissenheit macht sie dabey leicht vorwitzig und unvorsichtig. So bald es hingegen etwas dem, was sie haben fürchten lernen, ähnliches, etwas ihren Sinnen oder innern Anlagen unangenehmes hat *); sind sie auch äußerst

*) So viel auch die Schreckenbilder, welche durch die unverständigen Drohungen und Erzählungen einfältiger Wärterinnen den Kindern in den Kopf gesetzt werden, an der Furcht derselben vor Nacht und Einsamkeit Ursache seyn mögen: so scheint mir doch auch ein innerer natürlicher Grund dazu vorhanden zu seyn. Wenn es nemlich durch die allmälige Ideenverbindung bey Kindern dahin gekommen ist, daß sie bey Bildern und Schatten Körper, Personen sich zu denken anfangen: so machen sie es, wie man weiß, daß erwachsene Blinde ge-

ßerst scheu und mißtrauisch dagegen; und durch Worte nicht leicht zu bewegen, sich ihm zu nähern, und bekannter damit zu machen. Denn es fehlt ihnen noch zu sehr an den Vorstellungen, mittelst welcher Menschen sich Gewalt anthun und den sinnlichen Eindruck überwinden: an den Vorstellungen von Ehre, Pflicht und oft trügendem Scheine. Desto weniger Mißtrauen haben sie gegen dasjenige, was ihnen schon oft Vergnügen gemacht hat. Wo sollte es ihnen herkommen? Aus entfernten Analogien, öftern Erfahrungen, lange verborgen gebliebenen Tücken, allgemeinen Möglichkeiten, ihnen? Wer daher ihrer Liebe sich einmal bemächtiget hat, dem überlassen sie sich ganz, trauen ihm in allen Stücken, verbergen vor ihm nichts. Offenherzig, vertraulich, geschwätzig macht sie ohne dem schon die Reizbarkeit und Beweglichkeit aller ihrer Kräfte. Gewohnte Vergnügen und liebe Bekannte ziehen sie um so mehr an sich; je weniger ihre Neigungen noch getheilt oder ihre angenehme Vorstellungen durch widrige Adsociationen getrübt sind.

Kinder sind der Empfindungen des Mitleides und Wohlwollens allerdings fähig; ob man gleich auch hier sich

---

gebohrne, nachdem sie ihr Gesicht bekommen, und beym Sehen, wie andere Menschen, zu urtheilen endlich gelernt hatten, es machten — sie halten diese Bilder itzt für mehr noch als sie sind, für wirkliche belebte Wesen. Und da ist kein Wunder, daß sie vor den mehrentheils unbekannten und sonderbar aussehenden Gestalten sich fürchten. Die Reden einiger Kleinen in solchen Umständen haben mich auf diese Vermuthung gebracht, die ohne Zweifel mehrern schon so entstanden seyn wird.

sich irren könnte, wenn man annehmen wollte, daß sie bey den Worten, die sie Erwachsenen nachsprechen, immer das empfänden und dächten, was diese dabey sich denken. Aber sie geben häufig untrügliche Beweise von wirklichen Empfindungen dieser Art durch wohlthätige Handlungen der Liebe und andere natürliche Ausbrüche des Wohlwollens.

Unterdessen sind diese Gefühle für andere bey Kindern, wie auch bey den Erwachsenen, in denen sie nicht durch Kunst oder Zufälle entwickelt und gestärkt worden sind, insgemein viel schwächer, als die Empfindung der eigenen Bedürfnisse und Begierden; und werden daher im Streite mit diesen gar leicht unterdrückt. Daher die so gemeinen und frühen Ausbrüche des **Neides**, der **Habsucht**, **Herrschsucht** und ungerechter Gewaltsamkeit der Kinder gegen einander. Die Vortheile einer vorzüglichen Achtung werden auch zu bald einleuchtend, als daß Regungen der **Ehrbegierde** und einer darauf sich beziehenden Eifersucht im kindischen Alter ganz fehlen könnten. Doch finden in demselben diese Triebe vergleichungsweise noch die wenigste Nahrung, und weichen dem Trieb zum nähern sinnlichen Vergnügen gar leicht. Daß der Trieb zur **Nachahmung** in diesem Alter hauptsächlich herrschen müsse; ist eben so leicht aus den allgemeinen Gründen desselben (§. 115.) und den Grundbeschaffenheiten der kindischen Natur zu schließen, als es die Erfahrung gewiß macht.

Persönliche Vollkommenheiten müssen in die Sinne fallen, oder mit dem in die Sinne fallenden sehr einleuchtend verknüpft seyn, wenn sie auf Kinder Eindruck machen sollen. Eben deswegen werden sie auch bald aufmerksam auf die **Vorzüge des Standes**,

wegen

wegen der dabey entstehenden Vorstellungen von prächtigeren Kleidern, köstlicheren Speisen, mehreren Bedienten. Auch gegen körperliche Schönheit sind Kinder insgemein sehr empfindlich; und bisweilen so, daß man der Vermuthung einer in diesem Alter schon ganz instinctmäßig sich regenden Liebe der beyden Geschlechter gegen einander kaum widerstehen kann *). Ungern gestehen die Kinder einander, oder auch selbst den Erwachsenen, persönliche Vorzüge zu; ohne den mindesten Grund, auf die leichtsinnigste, lächerlichste Weise eignen sie sich oft gleiche Vorzüge mit andern zu. Welches drey oder vierjährige Kind bildet sich nicht ein, groß zu seyn, spricht nicht, als ob es klein gewesen wäre, vor wer weiß wie langer Zeit; und glaubt nicht unzählige Dinge zu wissen, von denen es nichts weiß? Kurz die Eigenliebe giebt sich in den Kindern sehr stark zu erkennen. Eine Folge der noch ganz ungebändigten und unaufgeklärten Selbstliebe.

§. 178.

Unterscheidende Eigenschaften der reifenden Jugend von der Kindheit.

Wie die Kräfte sich vermehren und ausbreiten: so nimmt natürlicher Weise der Muth, das Vertrauen auf

*) Sie hat auch nichts ganz unbegreifliches; in so fern sich annehmen lässet, daß außer dem erst in einem gewissen Alter eintretenden Bedürfnisse, die beyden Geschlechter, wenigstens in besondern Fällen, noch andere eigene Reize für einander haben können; und zwar auch auf Kinder wirkende, sinnliche Reize. Die weibliche Physiognomie unterscheidet sich doch insgemein von der männlichen schon in der ersten Jugend.

auf dieselben, Stolz und Zuversichtlichkeit zu. Beym Jüngling, bey dem sie so eben aufblühen und sich hervordrängen, der sie lebhaft fühlt, und gegen größere Kräfte, unüberwindliche Schwierigkeiten, noch wenig sie gemessen, den leichten Verlust derselben noch nicht gefühlt hat, gehn diese Eigenschaften natürlicher Weise, wenn nicht weise Lehre und gebesserte Beyspiele Einhalt thun, am weitesten *). Auch in seinen Geschicklichkeiten, und Einsichten, neuen, lebhaften, nicht genug geprüften und verglichenen Einsichten, finden jene Neigungen Grund.

Je mehr Muth und Zutrauen zu sich selbst, je mehr Lebhaftigkeit, Wärme und Sinnlichkeit noch dabey; desto mehr Abscheu gegen Zwang und Abhängigkeit. Das Bewußtseyn, daß das Kind sich diese Abhängigkeit gefallen lassen muß, und die Ungeneigtheit für ein Kind, für schwach und unwissend noch sich halten zu lassen, vermehren jenen Abscheu.

Spott und Verachtung empören eben diese Gefühle; und die täglich sich erweiternden Einsichten in die Vortheile der Ehre geben dem Trieb darnach schon so manchfaltige und starke Reize, daß er schon oft bis zur Leidenschaft steigt **).

Beschimpfungen von sich abzuwälzen, Beleidigungen zu rächen, wählt der kühne Jüngling, in der Hitze der

*) Tunc primum idonea deliciis aetas est, nec plus de voluptatum sensu gaudet, quam quod illas audeat impune experiri. *Barclais* Icon anim. Cap. 2.

**) Animus autem in hoc aetatis flore prima cupidine laudis ardet, impatiens contumeliarum. Ibid.

der Empfindung, gern die nächsten und gewaltsamsten, nicht die sichersten Mittel. Aber er verzeiht noch leicht der Reue, und schont großmüthig dessen, der sich unterwirft. Die künftigen Gefahren, die die Verstellung oder der Rückfall ihm dadurch bereiten könnte, kennt und fürchtet er zu wenig, um größere Strenge für nöthig zu halten. Aber er selbst nimmt sich nicht genug davor in Acht, daß er andere nicht beleidigt. Er thut es nicht leicht aus Absicht zu schaden; auch nicht so oft vorsetzlich, aus stolzem Vertrauen auf seine Kräfte, und Begierde seine Unerschrockenheit und Ueberlegenheit zu zeigen; als aus Leichtsinn, Unbedachtsamkeit, Voreiligkeit und Zuversichtlichkeit im Urtheile, und daraus entstehender Neigung zum Tadel. Besonders auch aus der Neigung zum Lachen; weswegen er das Lächerliche gern aufspüret; und den eigenmäßigen Verdrehungen und Ideenverbindungen, wodurch etwas lächerlich wird, was es an sich nicht ist, nicht gern widersteht *).

Fürs Große, Kraftvolle, Muthige, Kühne geräth er leicht in Sympathie und Bewunderung. Das Neue reizt ihn; da er mehr zu hoffen als zu fürchten geneigt ist. Deswegen gehen auch die Anschläge und Erwartungen, sein eigenes künftiges Glück in der Welt betreffend, insgemein weiter, als ihre Erfüllung. Das Wunderbare zieht seine Imagination mehr an, als es seinen zum Zweifeln noch wenig gestimmten Verstand zurückstößt.

*) τα αδικηματα αδικεσιν εις ὑβριν και ε κακουργιαν. και φιλογελωτες και ευτραπελοι. *Aristoteles* Rhetor. II. 12.

Schon mit mehrerer Wahl sucht der Jüngling sein Vergnügen, und bleibt seinem Gegenstande getreuer. Seine Liebkosungen sind feiner, als die des Kindes, und wärmer, als die des Mannes. Der Knabe braucht Spielgesellen; der Jüngling Freunde, denen er sich mittheilen, Geliebte, gegen die er seine vollen Gefühle auslassen kann *).

Nie fühlt er die Seligkeiten der Freundschaft wieder, wie er sie itzt fühlt, wenn sein Herz das Bedürfniß zu lieben im vollen Maaße empfindet, sein geschärf-

*) Barclay scheint mir diesem Alter nicht genug Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen in folgenden Zügen: Non diu eadem consilia probare aut exsequi facilis etiam plurimum sibi placet, nec satis amicitias potest eligere, nec postea adversus succrescens fastidium tueri. Denn ob sie gleich auf manche Jünglinge passen, und die edlern Gefühle in einigen später als in andern sich ausbilden: so bezeichnen sie doch überhaupt mehr den Knaben als den Jüngling. Auch Horaz zeichnet den Jüngling so: Amata relinquere pernix. Aber der Zug scheint mir nicht ins allgemeine Gemählde der Natur zu gehören, wenigstens nicht, wenn er auch auf die Freunde angewendet wird. Nach dem Aristoteles, der von der Kindheit nicht besonders handelt, sondern nur Jugend (νεοτητα) mittleres und hohes Alter unterscheidet, sind junge Leute in ihren Neigungen freylich veränderlich. ευμεταβολοι και αψικοροι προς τας επιθυμιας. σφοδρα μεν επιθυμουσι, ταχα δε παυονται. Doch aber die wärmsten und uneigennützigsten Freunde φιλοφιλοι και φιλεταιροι μαλλον των αλλων ηλικιων, δια το χαιρειν τω συζειν, και μηπω προς το συμφερον κρινειν μηδεν. l. cit.

schärfter, verfeinerter Sinn schon den Einzigen unterscheidet, in dem er seine eigenen Empfindungen verdoppelt, seine Liebe ganz erwiedert sieht; wenn er noch nicht ahndet, daß eine andere heftigere Liebe möglich ist, daß es möglich ist, einem andern Geschlechte den Vorzug vor dem seinigen zu geben, im Freunde nur den Vertrauten einer andern Leidenschaft zu sehen, oder doch in diesem Verhältnisse am zärtlichsten ihn zu lieben, und am begierigsten aufzusuchen.

Eine neue Schöpfung von Trieben und Empfindungen; wenn diese Leidenschaft durch einen Strahl der Liebe, bey sich begegnenden gleichen Bedürfnissen, auf einmal entzündet wird; wenn ungestört und ungezwungen die Natur allein ihr Werk vollendet. Dunkel fällt über alle Gegenstände; nur ein Bild steht klar vor der Seele, die sich von allem loszusagen scheint, um dieß Einzige zu verfolgen und fest zu halten. Verhaßt ist, was dazwischen treten will, was es auch sey; reizend die Einsamkeit, wo nichts die Täuschung unterbricht. Argwohn entsteht, neuer ungewohnter Argwohn gegen allen Schein, alle Möglichkeit nebenbuhlerischer Absichten. Dunkle Gefühle von Seligkeiten, gegen die alle bisher genossene Freuden geschmacklos scheinen; und doch Traurigkeit, Abzehrung. Ein Zustand des Leidens; und doch nicht zu vertauschen gegen die leichtsinnigen, zerstreuenden Ergötzungen! —

Die Art, wie diese Leidenschaft im Jüngling entsteht, und sich wendet, gehört zu den entscheidendsten Gründen seines ganzen künftigen Charakters. Sie erhöht entweder seine Gefühle fürs Schöne und Schickliche, und entflammt seine Thätigkeit, seine Bestrebungen nach

Ehre und andern äußerlichen Gütern. Oder sie raubt ihm mit der Schaamhaftigkeit alle edlern Empfindungen; stürzt ihn in die Wirbel grober Sinnlichkeiten, entnervt ihn, und macht ihn zum verächtlichsten und bejammernswürdigsten Geschöpfe unter der Sonne. Ueberhaupt aber gehört es zu den Eigenschaften des jugendlichen Alters, daß der sittliche Charakter noch nicht vollständig und dauerhaft bestimmt ist. Sinnlichkeit und Vernunft, Temperament und Grundsätze, Einsichten und Vorurtheile, Vorsätze und Beyspiele streiten beym Jüngling noch gewaltig mit einander, und behaupten oft sehr abwechselnd die Oberhand *). Er steht am Scheidewege.

§. 179.

Eigenschaften des mittlern Alters.

Je mehr durch viele Erfahrungen die Einsichten des Menschen sich läutern, und die Lebhaftigkeit der Empfindungen mit den Reizen der Neuheit und den Graden der Empfänglichkeit abnimmt: desto mehr richten sich die Triebe desselben nach den dauerhaften Gütern, dem Nützlichen; und lassen durch das unmittelbare Vergnügen sich immer weniger bestimmen **). Auch darum, weil er schon so viele Arten von Vergnügungen kennt und zu schätzen weiß, macht keines mehr so starken Eindruck auf ihn. Aber die Mittel dazu in seine Gewalt

zu

*) Nouvelle Theorie de l'homme Tome II. p. 60 seqq.

**) Cauta illis vitia; ac plerumque nec virtutem sine praemio colunt. *Barel.*

zu bringen, seinen Glücksstand zu gründen, zu befestigen, zu erhöhen, ist seine dringendste Angelegenheit. Die Zeit, wo er andere für sich sorgen lassen konnte, ist vorbey. Eben diese Absicht, aber auch das Gefühl und Bewusstseyn voller und geübter Kräfte, erworbener gemeinnütziger Einsichten und Fertigkeiten, treibt ihn zu Geschäften, und macht ihm, dem Manne, es unausstehlicher, als es keinem andern Alter ist, einen bloßen müssigen Zuschauer in der Gesellschaft abzugeben.

Der Trieb zur Ehre ist mächtig in ihm; aber gleichfalls durch die Triebe zum Nützlichen geformt, durch Unterscheidung des leeren Scheins und der Realität geleitet, strebt er itzt mehr nach dauerhaftem, Hauptzwecke beförderndem Ansehn, als nach vorüber gleitendem Lobe und Beyfall. Auch ist es ihm nicht mehr so, wie vorher, genug zu gefallen und geliebt zu werden; er will auch — seine Gefühle, seine Verhältnisse und Absichten bringen es mit sich, mehr oder weniger — aus Achtung gefürchtet werden.

Er hält auf den Wohlstand strenger. Der Zwang kostet schon weniger, da er sich in der Herrschaft über seine Empfindungen und Triebe schon lange geübt hat; und er kennt die Nothwendigkeit der Gesetze des Wohlstandes auch aus mehreren Einsichten.

So beweiset er auch gegen die Gesetze der gesellschaftlichen Ordnung überhaupt genauere Achtung; wo nicht aus Rechtschaffenheit, doch aus Klugheit und Gewohnheit, und sucht die selbstsüchtigen Absichten mehr zu verbergen, vom öffentlichen Geiste beseelt zu scheinen, wenn er es auch nicht wirklich ist.

Ueberhaupt ist er verschlossener, fertiger in der Verstellung, als der Jüngling *).

Feiner, höflicher, verständiger, dienstfertig; aber weniger Freund. (Th. I. §. 69.) Weniger halsstarrig, aber standhafter; nicht so unternehmend, so kühn zum Angriffe a), aber ausdauernder in der Vertheidigung und Verfolgung der Vortheile b). Er geräth nicht so leicht in Leidenschaft, oder läßt sie nicht so leicht ausbrechen. Aber seine Leidenschaften sind völliger, wirksamer und dauerhafter c).

§. 180.

Eigenschaften des menschlichen Gemüthes im hohen Alter.

Das hohe Alter ist seiner Natur nach mehr ein Zustand der Schwäche und Kränklichkeit, als der Gesundheit. Ein unbehagliches, zur Verdrießlichkeit reizendes Gefühl ist also natürlicher in demselben, als Heiterkeit und froher Muth. Die Sinne sind auch stumpfer, unempfindlicher gegen die Eindrücke der Ergötzungen und Schönheiten der Natur; die Einbildungskraft nicht mehr lebhaft genug, das Unangenehme umzuschaffen oder zu verscheuchen, und die Eindrücke des Angenehmen durch ihre Zusätze und Ausbildungen zu erhöhen.

Der

---

*) Simulare amicitias suisque desideriis imperare, non alii magis sciunt. B.

a) Commisisse cavet, quod mox mutare laboret. Horat.

b) Veram quoque fortitudinem habent castigato impetu, neque extincto, quo ad iram vindictamque adolescentia fertur. Barel.

c) Tissot Traité des nerfs vol. II. p. 201.

Der Mensch beurtheilt aber insgemein alle Dinge nach den Empfindungen, die er davon hat; und von den Einflüssen des Selbstgefühls und der innerlich gegründeten Laune hängt er in seiner Beachtung und Würdigung der Dinge so sehr ab, daß er sie fast immer beurtheilt, wie jene es mit sich bringen. Daher ist also nicht zu verwundern, wenn alte Leute ärgerlich, grämlich und tadelsüchtig sind.

Wie der Mensch überhaupt lieber andern Dingen, als sich selbst, Unvollkommenheiten zuschreibt; geneigter ist, Vollkommenheiten, die er nicht gewahr wird, ganz zu leugnen, als sein Unvermögen, sie gewahr zu werden, einzugestehen: so ist der Alte auch leicht ungerecht gegen die itzigen Zeiten, Menschen und Begebenheiten; theils weil er der vollen angenehmen Eindrücke, vielleicht auch der lebhaften genauen Beachtung nicht mehr fähig; theils weil er nicht mehr eine von den Hauptpersonen des Schauplatzes ist.

Die Eigenliebe treibt alte Leute auch an, dem, was sie vor den jüngern am gewissesten voraus haben, oder doch zu haben scheinen können, der Erfahrung, einen übermäßigen Werth beyzulegen.

Eben diese Erfahrung, das Gefühl ihrer Schwäche, und die dadurch erhöhten Vorstellungen des Unangenehmen machen sie leicht, bis zur Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit, furchtsam *).

*) Omnia etiam tuta circumspicit, mavultque interdum malo otio vulnera tegi, quam in periculum venire medicinae. B.

Da ihre Vorzüge in klugen Einsichten bestehen: so ist es natürlich, daß sie andern gern Rath ertheilen. Und da das Gegenwärtige ihnen keine so lebhafte Eindrücke verschaft, als sie vom Vergangenen haben, starke Bewegungen ihnen auch ihr Körper nicht oft verstattet: so finden sie ein besonderes Vergnügen in Erzählungen aus ihrem vorigen Leben *). Dabey verursachet die Schwäche ihres Gedächtnisses in Ansehung der itzt erst entstehenden Eindrücke, daß sie, ohne es selbst zu bemerken, denselben Personen sehr oft dasselbe wieder erzählen.

Da sie grämlich, schwach, furchtsam und zum Genusse unfähig sind: so sind sie zur Sparsamkeit, ja wohl zum Geize geneigt **).

Niemand wird so unerfahren seyn, dieß für das in allen Stücken gleichende Gemählde eines jeden Greises zu

*) Et fortasse hinc senibus illa ingens & plerumque indefessa loquendi cupiditas quasi datus a natura stimulus, ne illi docere gravarentur, qui omnium optime possent. *Barcl.* Verulam sagt: Fructum enim sermonis petunt, cum rebus minus valeant. Hist. vitae & mortis pag 562. opp. ed. Erf. 1665. Es kömmt da eine ausführliche Vergleichung der Jugend und des Alters nach Seel und Leib vor.

**) Quis ferat hoc mortalitatis ludibrium, tunc fortunas avidissime expeti, cum nec diu manere, nec iam solicitare pretiosis deliciis effoetum corpus possunt. Viget hoc tamen in siccis pectoribus malum labensque natura timet scilicet ad inopiam pervenire, a qua non possit iam lassis viribus indies morientibus vindicari. *Barcl.* Aristoteles setzt den Grund noch hinzu: Sie wissen, wie schwer es wird Reichthümer zu erwerben, und wie leicht es ist, sie zu verlieren, l. c. cap. XIII.

zu halten. Kein Zug ist in demselben, gegen welchen sich nicht einzelne Beyspiele aufstellen lassen; zumal wenn man das Alter nur nach Jahren, nicht zugleich auch nach dem Zustand der Kräfte mißt *). Niemand, der die menschliche Natur ganz kennt, wird zweifeln, daß Vernunft und Tugend auch die natürlichsten Fehler des Alters verbessern oder doch unmerklich machen können. Und wie könnte ich es; dem, da ich dieses schreibe, noch eben der erneuerte Eindruck deines Bildes vor Augen schwebt, Ehrwürdigster — du Zierde der Protestantischen Kirche; oder warum sollte ich nicht sagen dürfen, der Religion! du, der jedem jüngern Verdienste mehr als Gerechtigkeit wiederfahren lässet; und nur durch sein Beyspiel Bescheidenheit von ihm fordert; du, dem seine Werke Fehler des Alters zu haben scheinen, wenn jeder lernbegierige Freund der Wahrheit ihnen noch immer mit

*) Voltaire machte z. B. eine Ausnahme gegen die Bemerkung, daß im hohen Alter die Einbildungskraft und die davon abhängende Empfindlichkeit sich verlieren. Nicht nur seine letzten Schriften beweisen es; sondern er soll auch an allen anscheinenden Gefühlen der Schauspieler, denen er zusah, den sichtbarsten Antheil genommen haben, und bey rührenden Stellen leicht zu Thränen gebracht worden seyn. Und dieß bey seinen eigenen Stücken, die er doch so sehr als seine Dichtungen kennen mußte. — Doch der scharfsinnige Beobachter, der dieß bezeugt, fragt dabey nicht ohne Grund: ob nicht diese große Empfindlichkeit des Dichters bey seinen eigenen Stücken noch am begreiflichsten sey? Hier konnten ehemalige lebhafte Empfindungen leicht erneuert werden. Hier traf auch der Reiz die Eigenliebe, das letzte Kleid, nach einem alten Philosophen, was der Mensch auszieht. *Moore's* View of society and manners. I. 279. f.

mit Sehnsucht entgegen sieht, ihnen die herrlichsten Empfindungen verdanket! Du, der du auch noch die Freuden der Jünglinge und jungen Männer durch deine Gegenwart erhöhst; vom Greise nichts als die Würde hast! Ich nenne dich nicht; und du eilst vielleicht über diese Stelle weg, wenn sie noch das Glück hat, dir vor Augen zu kommen, um dich nicht in diesem Bild erkennen zu müssen. Aber mein Zeitalter versteht mich. Und ich weiß, daß dieses Opfer meines Herzens weder ihm, noch dem nachfolgenden mißfallen kann *).

§. 180.

Entwickelung einiger Temperamentsverschiedenheiten bey den Einflüssen der verschiedenen Alter.

Es hat seine Richtigkeit, daß das Temperament des Körpers mit dem Alter in vielen Stücken sich verändere; und man kann annehmen, daß jedem Alter ein gewisses Temperament eigen sey; der Kindheit das leichtsinnige (sanguinische), der Jugend das brausende, heftige, choleriſch — sanguinische, dem hohen Alter das schwer- oder trägmüthige (melancholische, phlegmatische), und

*) Illis vero, qui in senectute haec vitia, velut syrtes, effugiunt, nihil est ad omne consortium commodius; res publicas atque privatas felicissime regere; despicere malos impetus ac vincere, qui animos nostros inconsulte diripiunt; & consulere juventuti & parcere; quid ipsi fuerint, quid tunc senserint, nondum immemores; digni denique, qui longa senectute sua sapientia fruantur, orbemque illa veluti expertae philosophiae disciplina componant. *Barclai.*

und dem mittlern Alter das aus beyden angrenzenden zusammengesetzte, cholerisch-melancholische, mit seinen verschiedenen Mischungen. Aber es leiden doch auch diese allgemeinen Sätze hier, wie die übrigen derselben Art, viele Einschrenkungen; und sind höchstens nur immer vergleichungsweise wahr. Wenigstens beweiset die Erfahrung, daß schon oft in der frühesten Jugend sehr erhebliche Temperamentsverschiedenheiten sich offenbaren; daß manches Kind cholerisch oder melancholisch, so wie mancher Erwachsene sanguinisch heißen könne; obgleich jeder, mit sich selbst verglichen, dasselbe mehr und weniger ist oder seyn wird, nach den Einflüssen der verschiedenen Stuffen des Alters.

Aber es ist auch nicht bloß ein Mehr und Weniger, was mit der Folge der Jahre in dem Temperamente und den daraus entspringenden Neigungen sich ereignet. Denn wenn auch dem Körper selbst nichts zustößt, was die Temperamentsanlagen verändert; so werden ja die Einflüsse derselben auf das Gemüth durch den Erkenntnißzustand bestimmt, der sich mit den Jahren gar mannichfaltig ändern kann. Es wäre daher gar wohl der Mühe werth, die natürliche Geschichte der Temperamente und ihrer sittlichen Folgen, in Rücksicht auf die mit den verschiedenen Stuffen des Alters eintretenden Veränderungen, durch directe und analogische Erfahrungen genauer aus einander zu setzen. Denn die sichere Kenntniß dessen, was aus einem gewissen Temperamente als natürlicher Erfolg mit der Zeit entstehen wird, besseres oder schlimmeres, als was itzt sich äußert, würde die rechte Anweisung geben, wo man den Anlagen entgegen arbeiten,

ten, wo man sie unterstützen, und wo man sie nur ihren natürlichen Gang fortgehen lassen müßte *).

Einige Bemerkungen, die aus allgemeinern Grundsätzen begreiflich scheinen, und in der Beobachtung sich bestätiget finden werden, sollen dieß erläutern und zu andern ähnlichen Anleitung geben.

1) Wer als Kind schon starke volle Empfindung hat, Empfindung, die seine Seele ganz fasset, und dauerhaften Eindruck macht; der wird als Jüngling, wenn sein Temperament nicht physisch geschwächt, oder gewaltsam unterdrückt wird, stolz und stürmisch jedem Gebote, jedem Führer voreilen; oder schnaubend die Bande zerreißen, die ihn zurück halten wollen. Er wird jeden Gedanken, den er für wahr hält, zum praktischen Grundsatze sich machen, und in Ausübung bringen wollen. Er wird keine Verbindung eingehn, die mehr ihm als dem andern Theile Bedürfniß oder Wohlthat scheinen möchte; und jedwede verabscheuen, die er nicht das Recht haben soll, aufzugeben, so bald es ihm gefällt.

Im

*) Errant haud raro, qui ex puerorum moribus temere de futurorum affectuum ratione conjiciunt — unum est, quod vix fallit praesagium, scilicet lacrymarum profuse excidentium facilitas. Qui enim ad primum perculsae mentis ictum veris gemitibus madent, sunt illi naturae mollioris, & ad humanitatem amoremque compositae. Alios videas magnis quidem clamoribus & simulantibus fletum, siccos tamen oculos inter parentum minas & verbera tenere: feri isti plerumque, si adoleverint, aut certe in opacis pectoribus nec teneros affectus nec justos etiam timores admissuri. *Jo. Barclaii* Icon animorum Cap. I.

Im männlichen Alter wird eben derselbe durch Standhaftigkeit, Muth und Arbeitsamkeit sich auszeichnen; aber seinen Stolz durch Achtung für die gleichen Absichten und Kräfte anderer itzt mehr verfeinern; und später zwar als andere, aber endlich doch auch lernen, durch Gefälligkeit und Nachgiebigkeit in Nebendingen, seine Unternehmungen desto ungehinderter und vollständiger zu Stande zu bringen. Gleichgültigkeit wird er als Greis vertragen können, aber nicht Verachtung; und eine Niederträchtigkeit nicht mit ansehen können, ohne sie mit einem dürren, treffenden Scheltwort zu bestrafen, wenn ihm seine Kräfte nicht ein mehreres erlauben *).

2) Ein Mensch von gesunden, aber schwächern Empfindungen und Triebfedern wird länger, als jener, die Fehler des Kindes an sich behalten, Schüchternheit und Veränderlichkeit. Bey erlangter männlicher Stärke des Körpers und reifenden Einsichten, wird es ihm hingegen leichter, seine Empfindungen und Triebe durch einander ins Gleichgewicht zu bringen, sich in das zu finden, was sich nicht ändern läßt, und da sein Glück und seine Verdienste anzubauen, wo sie nicht die glänzendsten, aber die sichersten sind. Und es kann seyn, daß er beyde zu einer gleichen Höhe bringt mit denen, die an Kraft und Entschlossenheit ihn übertreffen, ob er gleich langsamer und bey kleinern Theilen anbaut; weil er weniger einzureißen und weniger zu verfechten hat.

3) Wer

*) Man sehe vom Cortez *Robertf.* H. A. II. 4.

3) Wer in der Jugend schon träg und schwerfällig ist, aus Mangel an Empfindsamkeit und Reizbarkeit in den feinern Triebfedern, wird, wenn die Masse wächst, und das Gefühl der Kraft zum Widerstande zunimmt, und jedwede Gewohnheit den Trieben eine mehrere Bestimmtheit giebt und ihre Veränderlichkeit und Reizbarkeit vermindert, an Gleichgültigkeit, Ungefälligkeit und Ungelenksamkeit nicht leicht übertroffen werden. Und wofern ein fleißiger Vater für sein hinlängliches Auskommen gesorgt hat, und das Schicksal nicht mit Ruthenstreichen ihn in Bewegung setzt; wird er den größten Theil seiner Lebenskräfte auf einem Lehnstuhl verdünsten. Ein paar Grade von Empfindlichkeit mehr, können einen muntern, viel versprechenden Jüngling geben; aus dem aber, bey frühem allzugünstigem Glücke, ein grobmüthiger, starrsinniger, prahlerischer, höchst selbstsüchtiger Mann wird. Der Unterschied zwischen dem Mann und dem Jüngling kömmt da bloß von der vermehrten Selbstgenügsamkeit und Zuversichtlichkeit, verminderten Offenheit, Folgsamkeit und Gefälligkeit.

4) Wer nur aus Furcht des Bösen thätig ist im Alter, wo die Empfindung fürs Vergnügen am größten seyn muß, wird, wenn er sich nicht aus Verzweiflung bald ersäuft oder auszehrt, ein Sklav des Aberglaubens, und wenn er kann, auch ein Tyrann werden, der neue Arten von Martern und Todesstrafen erfindet.

§. 182.

Folgen von dem überwiegenden Ansehn eines Alters in der Gesellschaft.

Die Menschen stimmen alle, mehr oder weniger, ihre Empfindungen und Handlungen nach dem herrschenden

den Ton der Gesellschaft, in der sie sich befinden. Auf diese Weise nimmt auch oft ein Alter von dem andern etwas an. Kinder, die die meiste Zeit in der Gesellschaft erwachsener nicht nach ihnen sich herabstimmender Personen zubringen, zeigen sich gesetzter und ernsthafter, als es in ihrem Alter sonst gewöhnlich ist. Und Alte leben bisweilen wie von neuem auf unter jungen Leuten, werden ohne Zwang und Verstellung muthwillig, leichtsinnig, wenn nicht kindisch.

Hieraus ist leicht abzunehmen, wie das sittliche Wesen einer ganzen Gesellschaft, der herrschende auffallende Charakter einer Nation, sonderbar verändert werden könne, durch das ausnehmend überwiegende Ansehn irgend eines Alters.

Wenn ein junger Monarch zur Regierung kömmt, und seinen jugendlichen Trieben ungehindert sich überläßt: so wird nicht nur der Geschmack der Hofleute in ihren Trachten und Lustbarkeiten plötzlich sich verjüngen; sondern neue Thätigkeit wird sich in den Rathsstuben hervorthun, wenn sein Trieb auch dahin sich erstreckt. Neue Feste werden im Lande veranstaltet, Einschrenkungen weggenommen, und Geist der Freude über das Volk ausgegossen werden; wenn anders die Freuden des Regenten nicht von der kostbaren Art sind, daß nur er allein sich freuen kann. Wo das hohe Alter den Ton giebt; da wird vor allem andern Erfahrung, Gewohnheit, Observanz über alles entscheiden. Auch umgekehrt, wo die Natur der Gesellschaft, Staatsverfassung oder Religion den Neuerungen sich widersetzt; da wird das Ansehn des Alters und der Erfahrung größer seyn. Und so dürfte man wohl schließen, daß in Monarchien öfter

als in Aristokratien die Sitten nach dem Charakter des jugendlichen Alters geformt seyn werden.

In der Litteratur muß, wenn freydenkerische Zeiten sind, der junge Gelehrte sich leichter hervorthun und überheben, als in einer gläubigen Periode. Und wieder umgekehrt wird Freydenkerey sich ausbreiten in den Werken der Untersuchung, und Leichtfertigkeit in den Werken des Witzes; wenn durch irgend ein Verhängniß die Censur in den Händen der Adolescenz ist.

* * *

II. Von den sittlichen Unterschieden der beyden Geschlechter, besonders vom Charakter des weiblichen Geschlechts.

§. 183.

Vorerinnerung.

Mit besonderer Furcht und Schüchternheit wage ich mich an diesen Theil meines Werks. Nicht bloß darum, weil ich nicht gerne ein Geschlecht beleidigen mögte, das so leicht zu beleidigen ist, und nach den Gesetzen einer guten Lebensart Schonung und Bescheidenheit am meisten fordern darf; aber auch nicht schmeicheln einem Geschlechte, welches so oft durch Schmeicheleyen verblendet und verdorben wird. Sondern weil ich es wirklich und aus Ueberzeugung für sehr schwer halte, über ein anders Geschlecht richtig zu urtheilen. Denn wenn auch dasselbe nicht in der Kunst sich zu verstellen besonders geübt wäre, wie von dem weiblichen Geschlechte dies geglaubt wird: so ist immer die Gefahr sehr groß, durch Eigenliebe und Vorurtheil für sein Geschlecht, zur

Un-

Unbilligkeit, oder, durch den Mangel genugsam ähnlicher Empfindungen in seiner eigenen Natur, zu Mißverständnissen und falschen Auslegungen verleitet zu werden.

Uebrigens wird es keine Unvollständigkeit der Untersuchung scheinen können, wenn ich hier nur hauptsächlich mit dem Charakter des weiblichen Geschlechts mich beschäftige; und nicht besonders den des männlichen Geschlechts zergliedere. Denn nicht nur läßt das eine aus dem andern vermöge des Gegensatzes sich schließen; sondern da ich bey den vorhergehenden Abschnitten, und besonders dem letzten, das männliche Geschlecht hauptsächlich vor Augen gehabt habe, so ist kaum Stoff zu einer eigenen weitern Beschreibung übrig geblieben.

§. 184.

Natürliche Gründe zu verschiedenen Gemüthseigenschaften der beyden Geschlechter.

Wenn man den innern Grundursachen nachgehen will, durch welche Eigenheiten in dem sittlichen Charakter des weiblichen Geschlechts entstehen können: so wird man solche nirgends anders, als in dem Körper, suchen müssen. Denn daß die Kräfte und Anlagen der Seele in beyden Geschlechtern ursprünglich verschieden seyn; wird eben so wenig bewiesen werden können, als es mit hinreichenden Gründen geleugnet werden kann. Im Körper aber entdecken sich leicht Ursachen der Verschiedenheit in den Gefühlen, den Neigungen und der Handlungsweise. Denn nicht nur ist das weibliche Geschlecht schweren ihm eigenen Leiden und oftmaligen Beschwerden des Körpers durch Naturgesetze unterworfen. Sondern es

ist dasselbe, überhaupt betrachtet, mit einer zartern und schwächern Organisation von der Natur versehen. Freylich ist die Schwäche und Empfindlichkeit, die in manchen Jahrhunderten unter den Töchtern und Frauen eines Volks bemerkt wird, nicht das Werk der Natur, wenigstens nicht ganz allein; sondern vielmehr der Erziehung und Lebensart. Und an einzelnen Beyspielen von Mädchen und Frauen, die an Stärke und Standhaftigkeit Männer übertreffen, fehlt es zu keiner Zeit. Dennoch bleibt es ausgemacht, daß, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, das weibliche Geschlecht als das schwächere und feiner organisirte anzusehen ist *).

Hieraus entspringt nun gleich weiter eine Verschiedenheit der natürlichen Bestimmung der beyden Geschlechter in Absicht auf Lebensart und Beschäftigung. Das weibliche Geschlecht wird von denjenigen Unternehmungen, wozu ein starker Körper und eine immer gleiche

*) La fibre est plus molle, le sang plus aqueux — Cette plus grande mollesse des fibres chez les femmes est evidente, & n'auroit pas besoin d'être prouvée; elle est conforme à leur destination; mais outre cela elle a été demontrée avec la plus grande rigueur. *Tissot* Traité des nerfs vol. II. p. 276. *Aristoteles* bemerkt eben diesen Grundunterschied der beyden Geschlechter; eignet dem weiblichen neben der Schwäche auch noch Kälte zu; und erlaubt sich endlich den zu harten unschicklichen Ausdruck: ὡσπερ αναπηριαν ειναι την θυλητητα φυσικην. De generat. animal. IV. 6. Einige weitere scharfsinnige Betrachtungen über diesen Grundunterschied finden sich in einer Abhandlung über das Verhältniß der beyden Geschlechter; im Teutschen Merkur 1781 Monat Februar.

che Gesundheit nöthig sind, vom Kriege, der Jagd und andern solchen Beschäftigungen, gewöhnlich entfernt werden, und gern sich derselben enthalten. Die ruhigern häuslichen Beschäftigungen werden ihm zufallen.

Aber da jene mit Bewegung, Anstrengung und Aufenthalt in freyer Luft verknüpfte Beschäftigungen den Körper noch mehr stärken und abhärten; Ruhe und Eingezogenheit ihn schwächen: so wird hier, wie in mehrern Fällen, die Grundursache durch ihre ersten Wirkungen verstärkt.

Aus diesem gedoppelten Grunde nun entstehen ein Paar Folgen in der Seele, die als Anlagen zu den meisten sittlichen Verschiedenheiten der beyden Geschlechter angesehen werden können.

Die Ruhe und Eingezogenheit befördert das Nachdenken über sich selbst; verfeinert die innern Gefühle. Dieß kann bey dem einen Geschlechte eine Ueberlegenheit in Ansehung der Kenntniß des Menschen im gemeinen Leben, und der Geschicklichkeit ihn da zu behandeln hervorbringen; wenn das andere weitschweifigen Beschäftigungen mit äußern Angelegenheiten sich widmet, unter diesen seine Aufmerksamkeit und sein Nachdenken zerstreut, und seine Zeit nur zwischen Arbeiten, die alle Lebensgeister nach außen zu hintreiben, und gedankenloser Ruhe oder ausgelassener Freude theilet.

Diese vortheilhafte Wirkung scheint es nun zwar ungewiß zu machen, ob auch immer das weibliche Geschlecht, in Rücksicht auf seine natürliche Schwäche, und die dadurch bestimmte Anweisung zur weniger glänzenden Lebensart, sich bewogen finden müsse, einen Vorzug des männlichen Geschlechts anzuerkennen, Ach-

tung und Furcht vor demselben in sich herrschen zu lassen? Wenn man unterdessen erwegt, eines Theils, wie sehr das Gefühl körperlicher Schwäche Einfluß auf das ganze Selbstgefühl hat, Furcht und Niedergeschlagenheit zu erzeugen geschickt ist; andern Theils aber, wie leicht der Mensch von Natur darauf verfällt, seine Absichten mit Gewalt durchzusetzen, und seine körperlichen Kräfte dazu anzuwenden: so wird man es doch natürlich finden müssen, daß Furchtsamkeit im weiblichen Gemüthe überhaupt mehr als im männlichen, und besonders gegen das männliche Geschlecht sich beweise.

Desgleichen läßt sich die Anerkennung eines Vorzuges im männlichen Geschlechte, und eine damit verknüpfte Empfindung von Achtung und Ehrerbietigkeit, von der weiblichen Denkart alsdann wenigstens erwarten, wenn Einsichten und Geistesvorzüge in beyden Geschlechtern auch nur gleich sind. Sie läßt sich erwarten als Folge der Eindrücke, die die Vorstellungen von Muth und Unerschrockenheit in Gefahren, von Tapferkeit und Sieg, und allen dadurch erworbenen oder beschützten Gütern, im Menschen gewöhnlich hervorbringen.

Noch einmal; es ist vom Gewöhnlichen und Natürlichen, nicht vom Außerordentlichen und von Ausnahmen die Rede. Es hat freylich auch weibliche Personen gegeben, die den Gefahren trotzten, und Martern mit unerschütterlicher Standhaftigkeit aushielten. Sie haben bisweilen den Muth der Männer übertroffen und wieder hergestellt *). Aber ihre Anzahl ist in der Vergle-

*) Dergleichen Beyspiele sind in so vielen Büchern aufgezeichnet, daß es nicht nöthig seyn kann, hier sie anzuzei-

gleichung sehr klein; und kleiner ohne Zweifel, als sie bloß um der äußerlichen Einschrenkung willen, die es dem weiblichen Geschlecht nicht erlaubt, seinen Muth zu zeigen, seyn muß.

Und wenn der weibliche Muth auch noch öfter dem männlichen an Thaten gleich käme, oder ihn sogar überträfe; wäre er auch eben so die Wirkung einer ruhigen Schätzung seiner Kräfte und dessen was zu thun oder zu leiden ist? Oder vielmehr der erhitzten Einbildungskraft, der Begeisterung? (Th. I. §. 31) *).

§. 185.

Einige Folgen aus demselben.

Darinn kommen alle Menschen mit einander überein, daß sie vergnügt seyn und der Mittel dazu sich versichern wollen. Dieß ist das allgemeine Gesetz der Natur. Nur darinn unterscheiden sie sich von einander, daß sie nicht alle völlig gleiche Bedürfnisse haben, und also nicht alle Arten von Vergnügungen im gleichen Grade schätzen; und dann auch von den Mitteln, ihre Bedürfnisse sich zu befriedigen und Absichten zu erreichen,

zeigen. Thomas in seinem Essai sur le Caractere, les Moeurs, & l' Esprit des femmes, merket ihrer viele selbst an; und zugleich mehrere Schriftsteller, die eben dasselbe gethan haben. Von den Alten gehört Plutarch hauptsächlich hieher in seinem Tractat von vortreflichen Frauen, oder, wie er eigentlich überschrieben ist, von den Tugenden der Frauen.

*) Im ganzen Thierreiche, nur wenige Gattungen ausgenommen, ist das männliche Geschlecht muthiger. *Aristot.* Hist. anim. XI. 1.

nicht einerley Begriffe hegen. In Ansehung der wesentlichen Bedürfnisse läßt sich kein Unterschied der beyden Geschlechter behaupten; außer demjenigen, der von dem ungleichen Maaße körperlicher Kräfte herrührt, und dem einen stärkere Bewegungen und schwerere Unternehmungen angenehmer und nothwendiger macht, als dem andern *).

Aber in Ansehung der Art und Weise, wie beyde ihre Bedürfnisse zu befriedigen, ihre Absichten zu erreichen suchen, werden sie sich fast immer von einander unterscheiden.

Je mehr das eine Geschlecht auf seine Stärke sich verlassen kann, oder darauf sich verlassen zu können glaubt; desto weniger wird es seine Absichten vor dem andern Theile, dem schwächern Geschlechte, geheim halten, und gerade zu auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse losgehn; fordern, befehlen, zwingen. Dieses hingegen, furchtsamer vor einer unangenehmen Begegnung, einem nachtheiligen Erfolge, wird seine Absichten sorgfältiger verbergen, und seine Wünsche öfter und länger zurück halten, wo irgend Anschein von Gefahr ist. Und je weniger es sich mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet fühlt, um mit Gewalt etwas zu bewirken; desto mehr wird es sich im Gebrauch derjenigen Mittel üben, denen auch der Stärkste nicht immer widerstehen kann, in den Künsten zu bitten, zu liebkosen und zu überreden. Es wird bald die mahlerischsten Worte gebrauchen, die

die

*) Woraus weiter das Bedürfniß einer mehrern Nahrung folgt, wie Aristoteles bemerkt.

die Sprache hat, und neue noch süßere und schmeichelhaftere erfinden; und Mienen und Stellungen voll Ausdruckes des lebhaften Wunsches und der völligsten Liebe und Ergebenheit mit den Worten verbinden. Und weil das Mitleiden eine Haupttriebfeder ist, um uns zur Liebe, Wohlthätigkeit und Gefälligkeit gegen andre zu bewegen: so ist es natürlich, daß auch diesen Vortheil das schwächere Geschlecht nicht außer Acht läßt, und in der Kunst zu klagen dem andern es zuvorthut. Ohnedem entsteht bey seiner Schwäche ihm eher ein schmerzhaftes Gefühl und Anlaß zum Wehklagen. Und da diese Schwäche Naturgesetz ist; so hat es auch nicht Ursach derselben sich zu schämen, und Schmerzgefühle zu unterdrücken und zu verleugnen, wie vom Manne wohl gefordert werden kann. Gleichwie nun überhaupt aus dem, was der Mensch oft aus Noth oder mit guter Absicht thut, gar leicht eine Gewohnheit entsteht, vermöge welcher er dasselbe auch alsdann thut, wenn keine Noth ihn dazu treibt, und keine vernünftige Absicht es erfordert: so geht es denn auch so mit den weiblichen Klagen. Von den Frauen gewisser Völker wird wenigstens versichert, daß sie sehr oft klagen, ohne etwas zu empfinden, bloß zum Zeitvertreib, oder zum feyerlichen Gepränge*).

*) Die Mahomedanerinnen begnügen sich nicht, aus allen Kräften ihre verstorbenen Anverwandten selbst zu beweinen; sondern sie miethen auch noch Gehülfinnen dazu. Man sieht sie öfters, ohne ein Zeichen der Traurigkeit zum Grabe gehen; dann aber, sobald sie sich an einem gewissen Platz gesetzt haben, weinen und schreyen sie eine Stunde lang aus bestem Vermögen; und

Auch werden bey allen Völkern, wenn irgend ein Ceremoniel öffentliches lautes Wehklagen erfordert, nicht Männer, sondern Frauen, Klagemütter, dazu gedingt. Foeminis lugere honestum, viris meminisse, sagt Tacitus.

Es kann auch noch ein andrer Grund hinzukommen, um den Trieb und die Kunst zu klagen bey denjenigen zu befördern, die Anlagen dazu haben. Gefühllos, unempfindlich seyn, ist so wenig schön und gut; bey starkem innern Gefühl äußerlich ruhig seyn, und ohne leidenschaftlichen Antrieb, bloß aus Grundsätzen und einer zur Natur gewordenen Rechtsliebe, thätig seyn, so selten, so fast unbegreiflich der Menge und unglaublich: daß man es auch wohl für ein Zeichen einer edlern, zur Tugend fähigern Seele ansieht, einen hohen Grad von Empfindlichkeit zu besitzen; sich darinne übet und sie gern sehen läßt.

Doch ist auch unleugbar, daß zum Mitleiden, und überhaupt zur Sympathie, vorzügliche Anlagen das weibliche Geschlecht theils von Natur hat, theils bald erlangt. Zum Mitleiden ist ein Mensch um so viel eher aufgelegt; je leichter Vorstellungen des Schmerzes in ihm erweckt werden und Eindruck auf ihn machen können; folglich je mehr er selbst schon erduldet hat, und

je

---

und gehen darauf wieder ohne einiges Zeichen der Betrübniß weg. Die Männer erinnern sie bisweilen vernünftig zu seyn, wenn sie ein gar zu starkes Geschrey machen. Niebuhr Reisebeschreib. Th. II. S. 186. Von den Morgenländischen Christinnen sagen die Nachrichten dasselbe.

je leichter ihm ein Eindruck schmerzhaft werden kann wegen seiner Schwäche. Wenn nun das weibliche Geschlecht überhaupt mehr leidet, und leichter ein Eindruck ihm schmerzhaft wird: so muß es wohl auch vorzüglich mitleidig seyn. Nur freylich muß der Regung des Mitleidens nicht die Vorstellung der eigenen Gefahr sich zugesellen, wenn sie Annäherung zum leidenden Gegenstande, und thätige Hülfsleistung bewirken soll. Und diese Vorstellung kann im Schwachen eher überhand nehmen, als im Starken.

Daß das weibliche Geschlecht aber überhaupt fähiger ist, in die Gemüthszustände und Empfindungen andrer einzugehn, und sie anzunehmen; ist eine natürliche Folge von der mehrern Abhängigkeit von andern, und der daraus entstehenden Aufmerksamkeit auf sie und ihre Gemüthszustände. Denn daß durch die willkührliche Aufmerksamkeit, und durch die eben dadurch vorher schon entstandenen und geläufig gewordenen Ideen von den Eigenschaften und Zuständen anderer, die Theilnehmung sehr befördert werde; ist außer allem Zweifel, obgleich ganz allein davon die Sympathie nicht herkömmt. (Th. I. §. 19.)

Aus eben diesem Grunde läßt sich auch die Neugierde, als ein Stück des weiblichen Charakters, folgern. Je mehr der Mensch sich selbst genug, sicher und unabhängig scheint; desto gleichgültiger ist er gegen das, was außer ihm ist. Die Furchtsamkeit aber macht aufmerksam auf alles was sich reget und hervorthut, macht argwöhnisch und neugierig. Und nicht bloß, weil er furchtsamer ist, ist der Schwache neugieriger; sondern auch darum, weil er mehr fremde Hülfe nöthig hat, folglich

auch

auch seine Wünsche und Hofnungen mehr auf das, was außer ihm ist, gerichtet hat. Endlich ist auch dieß noch ein Grund zur mehrern Neugierde bey der Schwäche; daß beym Mangel ernsthafter anstrengender Geschäfte, wenn die Schwachheit diese nicht verträgt, oder doch bey der daraus entstehenden Geneigtheit, sich ihnen zu entziehen, wenn es Gelegenheit giebt, die Beschäftigungen der Einbildungskraft, die durch Neuigkeiten, unerwartete Nachrichten und unbekannte Erscheinungen entstehn, einen angenehmen Zeitvertreib oder eine erquickende Zerstreuung abgeben.

Die Lüsternheit oder die Begierde allerley, auch das Verbotene, zu versuchen und zu genießen, gehört zu den Arten oder Folgen der Neugierde. Auch ist sie oft eine natürliche Folge von der Vorstellung einer ungerechten Einschrenkung, in der man sich befinde (§. 14). Endlich entstehen auch mehrere und sonderbare Gelüstungen im Schwachen, mehrern Leiden ausgesetzten; weil er nach einem Ersatz für diese mehrern Leiden oder andern Vergnügungen, die seine Schwäche und Einschrenkungen ihm nicht gestatten, strebt und zu streben für Recht hält. Zugleich haben denn auch Leichtgläubigkeit und Aberglauben hierinn ihre Quellen.

Durch alles dieses wird aber der Scharfsinn, was in andern vorgeht, auszuspähen erhöht; und man hat also Ursache zu vermuthen, daß das weibliche Geschlecht es dem unsrigen darinn zuvorthut. Und wie mich dünkt, bestätigt dies auch die Erfahrung *).

§. 186.

*) Weiter ausgeführt und ausgemahlt, recht schön und wahr in

§. 186.

Begierde zu gefallen mit ihren Folgen, der Liebe zum Putz, der Eitelkeit und andern mehr.

Das weibliche Geschlecht wird nach einem so allgemeinen Ausspruche vorzugsweise das schöne genannt, daß, diesen Vorzug ihm streitig machen wollen, eben so ungerecht als unhöflich scheinen müßte. Unterdessen wird es schwer, aus irgend einem angenommenen Begriffe von der Schönheit, die Nothwendigkeit und Richtigkeit dieses Ausspruches zu erweisen; wenn man nur auf das sieht, was beyde Geschlechter von Natur sind. Kann man sagen, daß das Verhältniß der Theile unter einander, oder zu den Absichten der Natur, besser bey dem weiblichen Geschlechte, übereinstimmender sey, als bey dem männlichen; daß mehr Ebenmaaß und sinnliche Vollkommenheit in der körperlichen Form des erstern sey, als in dem Bau des letztern; mehr Regelmäßigkeit oder eine geschicktere Verbindung der Manchfaltigkeit und Einheit? Oder wenn man sich an den unentwickelten gemeinen Begrif halten will, nach welchem die Schönheit darinne besteht, daß etwas gefällt: wird etwas anders daraus folgen, als daß der Mann die größte Schönheit für die Frau besitze, so wie sie für ihn der schönste Gegenstand in der Natur ist? Das blendende Weiße und die weiche Hand des Mädchens hat nicht mehr absolute Schön-

---

in einzelnen Fällen, nur etwas zu stark für die allgemeine Naturgeschichte der Geschlechter hat dies *Rousseau* im Emile liv. V. (l' edit. d' Amst. 1762.) Vol. IV. p. 100. seqq.

Schönheit, als die bräunlich rothe Farbe, und die festern Muskel des Jünglings *).

Ist also das schöne Geschlecht etwa nur darum im Besitz dieses Titels, weil es seine natürlichen Reize mehr gelten zu machen und zu erhöhen versteht; weil es den Werth der sinnlichen Vollkommenheit höher bey sich angerechnet sieht und selbst anrechnet, als bey dem andern Geschlecht: weil es jeden andern Vorzug sich eher würde streitig machen lassen, als diesen?

Natürlich ist es, daß diejenigen, die nicht geschickt sind, Furcht einzujagen und ihre Absichten zu erzwingen, die Ueberredung, Wohlwollen und Mitleiden nöthig haben, um die Erfüllung ihrer Wünsche, oft der gerechtesten Wünsche, von einem durch sein Kraftgefühl zum Stolze und zur Tyranney verführten Geschlechte zu erhalten, daß diese um so mehr mit den Reizen auszurichten suchen, die die Natur in sie gelegt hat; daß sie aufmerksamer werden auf alles, wodurch sie gefallen und einnehmen können. Sie folgen eben dadurch dem Gesetze der Natur, welche ihnen keine andre Waffen gegeben hat, oder sie doch auf diese als die vortheilhaftesten verweist. Und mit diesen Waffen wird es ihnen leicht genug, den Stärkern zu bändigen und sich zu unterwerfen **). Natürlich denn auch, daß sie es nicht bey den bloßen angebor-

*) Kein Frauenzimmer liebt eine Mannsperson, die wie ein Frauenzimmer aussieht; sagt ein zwar übermäßig witziger Schriftsteller, aber feiner Beobachter. Ueber die Ehe. 2te Aufl. Berl. 1776. S. 183.

**) Und so will ich gern wieder dem Dichter Anacreon, in seinem Liede auf die Weiber, beypflichten, dem ich vorher zu widersprechen scheinen konnte.

bornen Reizen bewenden lassen; sondern ihnen noch allerhand Reize der Kunst zusetzen, erborgte Schönheiten mit den eigenthümlichen verbinden, und auf jedweden Theil so viel Licht oder Schatten fallen lassen, als nöthig ist, um auf die Sinne oder die Einbildungskraft den vortheilhaftesten Eindruck damit zu machen.

Rousseau redet von diesem Triebe so, daß man dadurch in Versuchung kommen könnte, ihn für einen angebornen Naturtrieb zu halten. Die kleinen Mädchen, sagt er, lieben den Putz, so bald sie auf die Welt kommen (presque en naissant). Nicht zufrieden, daß sie schön sind, wollen sie auch dafür erkannt seyn. Man sieht es ihren kleinen Gesichtern an, daß sie dieß beschäftiget. So bald sie nur im Stande sind, einen zu verstehen, richtet die Vorstellung, was die Leute von ihnen sagen werden, mehr aus, als jede andre. Lange nicht so stark wirkt dieser Beweggrund auf kleine Knaben. Wenn diese nur Freyheit haben, sich untereinander zu belustigen, so kümmert es sie wenig, was man von ihnen denken möge. Es kostet viele Zeit und Mühe, ehe man sie eben diesem Gesetze unterwirft. Gut ist jene Anweisung für die Mädchen; sie entstehe woher sie wolle. So weit Rousseau *). Wenn man der Erfahrung genau nachgeht: so wird man doch diesen Trieb zu gefallen, und sich zu putzen, beym weiblichen Geschlechte nicht früher bemerken, als er sich aus der geflissenen Anführung der Erwachsenen, den Eingebungen der eigenen Beurtheilungs-

*) Emile liv. V.

lungskraft und der Nachahmung begreifen lässet *). Man muß nur, was die letztere anbelangt, bedenken, daß auch Kinder Personen ihres Geschlechts überhaupt mehr nachahmen, als Personen eines andern Geschlechtes; ob sie gleich dieß auch bisweilen thun. Dazu sind sie nicht nur fähiger; sondern die Eigenliebe, das Wohlgefallen an sich selbst, welches die Aufmerksamkeit und Sympathie mehr für das uns Aehnliche, als für das Unähnliche stimmt, reizt sie auch mehr dazu. Und was die Anführung durch Erwachsene betrift; so ist diese hier nicht bloß von den Lehren der Erzieherinnen zu verstehen; sondern auch von der Gewohnheit, die fast jedermann hat, kleinen Mädchen vielmehr als Jungen Schmeicheleyen zu sagen, und sie auf ihre natürliche oder künstliche Reize aufmerksam zu machen.

Wenn nun einmal die Begierde zu gefallen, und hauptsächlich durch sinnliche Reize zu gefallen — welches der gemeinste Fall seyn muß, da überhaupt die Menschen in jedwedem Geschlechte von Natur mehr durch das sinnliche bestimmt werden, als durch das was höherer Art ist — wenn dieser Trieb einmal überhand genom-

*) Wenn ich, wie oft zum Behuf einer Hypothese geschieht, aus einer einzigen Erscheinung schließen wollte, was sich im Gesichtspunkt der Hypothese schließen läßt; so könnte ich sagen, daß ich selbst gesehen habe, wie ein neugebornes Mädchen in seinem ersten Bade seine Hände lebhaft gebrauchte, um sich den Leib zu waschen; und ich könnte hinzusetzen, daß dieß kleine liebenswürdige Geschöpf diesem so früh geäußerten Charakter noch immer sehr getreu bleibt. Aber so vorsetzlich bin ich nicht fähig, aus der Philosophie einen Roman zu machen.

nommen hat, und der herrschende in der Seele geworden ist: so artet er gar leicht in Eitelkeit aus, — wenn man nicht sagen will, daß er es an sich schon ist. (Th. I. §. 57.) Kein Reiz ist mehr zu gering, um nicht auch ihn gerne zu benutzen, und ein wenig etwas auf ihn sich einzubilden; keine Kunst der Verschönerung zu vergänglich, um sie nicht auch mit anzuwenden. Auch ist diese Ausschweifung und Ueberspannung der Kunst zu gefallen dem reizenden Geschlechte um so weniger zu verargen; da die Erfahrung ihnen so viele Beweise giebt, durch was für Kleinigkeiten, für vergängliche, betrügerische Reize, wir oft uns hinreißen und bezaubern lassen.

Wie es für den Mann die empfindlichste Beleidigung ist, wenn man ihn für schwach und muthlos erklärt, weil seine Bestimmung Thätigkeit und Unerschrockenheit erfordert; wie er auf nichts so gern sich etwas zu gute thut, als auf seine Stärke und Furchtlosigkeit: so wird denn freylich auch das Geschlecht, das sein Glück am ofteſten durch die Schönheit macht, und durch Liebreizungen zur Herrschaft gelangt, fast jedwede Beschuldigung leichter ertragen, als die der Häßlichkeit und Reizlosigkeit *). Viele darunter werden alles verzeihen dem,

*) Man vergesse nicht, daß hier, wie überall, die Rede nur von Neigungen ist, zu welchen die stärksten natürlichen Anlagen vorhanden sind; nicht von dem, was unter gesitteten Völkern aufgeklärte Vernunft und gute Erziehung zur herrschenden Neigung und Gemüthsart machen können. Wer gar nicht an weibliche Tugend glaubt, macht seinem Verstande damit so wenig Ehre, als seinem Herzen.

dem, der ihre Reize verehrt, und bey allem, was er thut, nur durch ihre Schönheit angetrieben scheint. Und wie der Mensch bey dem, was er sehr wünschet, sich oft selbst zu täuschen kunstreich bemüht ist, oder wenigstens sich leicht täuschen läßt: so wäre es nicht sehr zu verwundern, wenn dem weiblichen Geschlechte in seinem Falle oft begegnete, was uns in dem unsrigen; daß es dem der Leidenschaft fröhnenden Schmeichler den Vorzug giebt vor dem treuen, wohlthätigen Freunde, der der Lieblingsneigung keinen Vorschub thut, oder ihr wohl gar bisweilen sich entgegen stellt *).

In

*) Der Verfasser eines weitläuftigen Werks über das weibliche Geschlecht, aus welchem ich nicht vieles habe nützen können, hat diesen Gedanken weiter ausgeführt und angewendet in Ausdrücken, die ich nicht ganz allgemein von ihm annehmen möchte; aber doch auf eine Weise, in der er von meinen Lesern und Leserinnen erwogen zu werden verdient. Der weibliche Gemüthscharakter, heißt es da, ist so beschaffen, daß ein wenig zur rechten Zeit angebrachte Schmeicheley und Unterwerfung nicht leicht verfehlt, sie in gute Laune zu setzen; da oft die untadelichste und verständigste Aufführung nicht hinreicht, ihre Zufriedenheit zu erhalten. Eine Frau läßt sich durch Liebkosungen und Versprechungen einer künftigen Besserung bewegen, 10,000 Fehler zu verzeihen; wenn sie nur glaubt, daß ihr Mann in den Zwischenräumen seiner Thorheit sie liebt. Aber sie wird nie Gleichgültigkeit oder Verachtung verzeihen. Daher kommt es denn, daß manche der gelehrtesten und verständigsten Männer für keine gute Ehegatten gehalten werden; weil sie mehr Freundschaft als Liebe haben, und mehr von beyden, als sie sagen; und manche der liederlichsten für die besten, weil sie mehr Liebe empfinden als Freundschaft; und mehr von beyden vorgeben, als sie empfinden. S. *Alexander's* Hist. of Women II. S. 285.

In Ansehung desjenigen, worinn man seine Vorzüge und seinen größern Vortheil sich denket, kann man es am wenigsten mit Gleichgültigkeit ansehn, wenn andre uns übertreffen und verdunkeln wollen. So muß also wohl auch das weibliche Geschlecht — nicht überhaupt, aber in Absicht auf Schönheit, und den dieser wiederfahrenden Beyfall, mehr zum Neide und zur Eifersucht aufgelegt seyn, als das unsrige. Und wie es sich selbst vor dem herannahenden Alter, als dem Ende der körperlichen Schönheit, fürchtet, und dasselbe auf alle Weise zu verbergen sucht *); — wenn Männer auf den Anfang der grauen Haare wohl eher etwas sich zu gute thun; — also sind junge Mädchen und junge Frauen eben alsdann am meisten in Gefahr, andern ihres Geschlechts zu mißfallen; wenn diese mit jenen sich zu vergleichen noch nicht sich entwöhnt haben, und die Vergleichung doch nicht mehr zu ihrem Vortheil ausfallen will.

So gemeine Bemerkungen, als die bisherigen sind, durch besondre Beyspiele zu bestätigen, dürfte wohl überflüssig scheinen. Einige unterdessen, durch welche die Sache in einem mehr als gewöhnlichen Grade sich zeigt, werden nicht ganz undienlich seyn.

*) Es kann, da es doch mehrentheils unschädliche Eitelkeit ist, belustigen, zu sehen, wie vielerley Mittel zu dieser Absicht bisweilen gebraucht werden. Aber es wäre unbescheiden, in einer allgemeinen Naturgeschichte, solche besondere Phänomene aufzustellen. Artig ist die Bemerkung aus der Sprache der Siamer, daß sie das weibliche Geschlecht aus Höflichkeit durch das Beywort jung unterscheiden. Junger Prinz heißt so viel, als Prinzessin. *De la Loubere* Descript. du Roy. de Siam I. 167.

So groß auch die Liebe zum Putz und zur Kleiderpracht bey unsern Schönen bisweilen scheinen mag; so kann man doch sagen, daß sie mäßig darinn sind, in Vergleichung mit dem, was von den Orientalischen Frauen erzählt wird. Diese sollen bey großen Zusammenkünften oder feyerlichen Besuchen ihren Anputz in einigen Stunden acht bis zehnmal verändern. Zu dem Ende lassen sie sich Sklavinnen mit ganzen Kisten von Kleidungsstücken folgen, die sich zu ihren Diensten bereit halten *). Daß die Orientalischen Frauen so weit darinn gehen; kömmt daher, weil nicht nur die Liebe zum Pracht und Glanz in diesem Welttheil überhaupt mehr noch, als unter uns herrschet, sondern auch so viele andre Vergnügungen ihnen abgeschnitten sind, und sie daher durch dieses einzige sich schadlos zu halten suchen.

Die

*) Niebuhr Reisebeschreib. II. 182. Die Frauen der mäßigen und ihre Reichthümer sonst so sorgfältig verbergenden Banianen sind, gleich den andern morgenländischen Frauen, ausschweifend im Putze; den sie die Freude ihres Herzens ausdrücklich nennen. Sie sind mit Gold, Silber und Edelgesteinen, oder die ärmsten wenigstens mit kupfernen Zierrathen, vom Kopf bis auf die Füße bedeckt und behängt, Voyage d'Ovington II. 23. II. Selbst die häßlichen, stinkenden Hottentottinnen, von denen Kolbe sagt, daß derjenige, den eine Begierde nach ihnen hinreißen könne, nicht nur ein Unchrist, sondern auch blind und aller Sinnen, Witz und Verstand beraubt seyn müsse, färben sich nicht nur das Gesicht mit rother Erde, sondern umbinden sich die Beine mit Riemen aus Schaafsfellen, oder wie andere sagen, mit Schaafsdärmen. Welchen Zierrath sie abnehmen und zur Speise gebrauchen, so bald es hieran ihnen fehlt.

Die Königinn Elisabeth von England, so würdig den Scepter zu führen, als nicht viele vom männlichen Geschlechte, an gesundem Verstande, Gelehrsamkeit, Entschlossenheit und Standhaftigkeit diesem so gleich oder überlegen, verleugnete in den vorher bemerkten Eigenschaften ihr Geschlecht fast unter aller Erwartung wenig. Bey ihrer großen Sparsamkeit in andern Dingen, fand man doch nach ihrem Tode an drey tausend Anzüge in ihrer Garderobe. Noch im siebenzigsten Jahr ließ sie sich gerne Complimente über ihre Schönheit machen. Und vielleicht hat dem Grafen Essex kein Vergehn so viel geschadet, als seine Nachlässigkeit und sein allzufreyes Urtheil in diesem Punkte. Ihre Feindschaft gegen die unglückliche Maria rührte offenbar von weiblicher Eifersucht über ihre, immer neue warme Verehrer erweckende, Reize mit her *).

*) S. *Hume* Hist. of Engl. IV. 693. 736. Aber was die Liebe zur Kleiderpracht anbelangt, so bleibt hinter dem Beyspiel der Elisabeth nicht weit zurück das bekannte Beyspiel eines teutschen Ministers, der wenigstens 300 vollständige Anzüge gehabt haben soll; und jeden doppelt, damit er des Nachmittags, wenn er geschwitzt hatte, Kleider wechseln konnte, ohne umgekleidet zu scheinen. Zu jedem Anzuge eine eigene Schnupftabacksdose und einen eigenen Stock!

Von einem andern großen Minister wird erzählt, daß er eine Sorgfalt auf die Bepuderung seines Kopfes verwendet, die der Sorgfalt eines Frauenzimmers für ihren Kopfputz nichts nachgiebt.

§. 187.

Achtung für den Wohlstand und für die Religion.

Die Furcht zu beleidigen und Mißfallen zu erregen, die beständige Begierde zu gefallen, muß das weibliche Geschlecht auch auf eine vorzügliche Weise zur Beobachtung des Wohlstandes antreiben. Wer gleichgültiger gegen den Beyfall ist, nicht sonderlich sich vor dem Unwillen andrer fürchtet, ist auch weniger geneigt, sich Zwang anzuthun, und nach den Begriffen andrer vielmehr als nach seinen eignen in Dingen, die doch im Grunde nicht viel zu bedeuten haben, so sich zu richten, wie es die Gesetze des Wohlstandes gebieten. Ja die Aufmerksamkeit auf alle diese Kleinigkeiten, besonders des willkührlichen modischen Wohlstandes, können beym Manne gar zu groß und ängstlich scheinen, nicht vereinbar mit der Beobachtung der wichtigen Angelegenheiten, womit man annimmt, daß Kopf und Herz ihm erfüllt seyn müssen.

Die, wenn nicht von Natur, so doch durch Uebung, feinere, empfindlichere Sympathie macht das weibliche Geschlecht auch vorzüglich geschickt, das Gefällige und Mißfällige, Schickliche und Unschickliche zu bemerken. Und wenn endlich die Natur, oder das gewöhnliche Schicksal, dasselbe mehr noch als das männliche, überhaupt zum Gehorsam anweiset, und nicht zur Freyheit nach eigenen Ideen zu leben: so wird es ihnen auch nicht so schwer werden, sich dem Zwange der Wohlstandsgesetze zu unterwerfen.

Eine der vornehmsten Regeln des Wohlstandes befiehlt, seine Begierden und Empfindungen zu mäßigen, oder

oder ganz zu verbergen vor andern; wenn diese nicht fähig, oder geneigt sind, einzustimmen und sie zu befriedigen.

Diese Gewalt über sich selbst, diese Art von Verstellung wird also dem Frauenzimmer gewöhnlich, da der Wohlstand sie ihnen so sehr zur Pflicht macht. Und hier läßt sich also gar leicht noch ein neuer Grund zur weiblichen Schaamhaftigkeit entdecken; außer demjenigen, der schon an einem andern Orte angezeigt worden ist. (Th. I. §. 72. S. 309. **)

Nicht sehr verschieden sind die Gründe, die die weibliche Frömmigkeit und Achtung für die Religion erzeugen. Es ist zwar ein sehr verwegenes, im Allgemeinen offenbar falsches Urtheil, daß allein die Furcht die Quelle der Religion sey. So wie die kalte Vernunft, ohne den Antrieb irgend einer Leidenschaft, vom Daseyn Gottes überzeugen kann; so hat auch die Natur des Menschen Triebe, die ihn fähig machen, die Gottheit aus Liebe und Ehrfurcht anzubeten, nicht aus knechtischer Furcht oder Eigennützigkeit. Aber gewiß ist es doch, daß der sichere, sich selbst genügende und seinen Kräften trauende Mensch am leichtesten Gott, und was er ihm schuldig ist, vergißt. Wenn aber Hülfe nöthig ist; so suchet man ihn. Dem Schwachen ist es Trost, eine unwandelbare Stütze, dem Unterdrückten, einen allmächtigen Retter in ihm zu finden. Wenn den Mann sein herrischer Stolz, sein Hang zur ungebundenen Freyheit, zum Verächter und Hasser der Religion machen kann; so findet hingegen das sanftere, bescheidenere, zur Unterwürfigkeit gewöhnte Weib sich williger in den Gedanken eines höchsten Gebieters; und freudig vielleicht

bey der Nebenvorstellung, daß er ein allgemeiner Herr, auch ihres menschlichen Oberhauptes Herr und Gebieter ist *).

Wenn man aus dem weiblichen Charakter auf die Art, wie die weibliche Frömmigkeit beschaffen seyn und sich beweisen werde, schließen will: so wird man vermuthen müssen, daß sie auch hier in der Beobachtung des Aeußerlichen, des religiösen Wohlstandes, es uns eher zuvorthun; desgleichen, daß sie Gepränge und Auszierungen bey den gottesdienstlichen Feyerlichkeiten lieben werden **).

Die Geschichte ist voll von Beyspielen durch Weiber bewirkter Religionsveränderungen. Die heidnischen Völker, die sich in die Römische Monarchie theilten, sind größtentheils durch die Vermählung ihrer Regenten mit christlichen Prinzessinnen zur christlichen Religion gebracht worden. Darf man hieraus schließen, daß ihr Eifer für die Religion größer, ihr Glauben an die Wahrheit und Nothwendigkeit derselben inniger und lebhafter; oder vielleicht, daß ihre Begierde zu herrschen sich auch bis auf die Meynungen erstrecke? Ein scharfsinniger Beurtheiler scheint geneigt, das eine und das andere zu vermuthen ***). Man kann doch aber auch mit wenigstens eben so vielem Grunde annehmen, daß es ihnen nur

*) Man kann hier Thomas vergleichen in seinem Essai sur les femmes p. 61. seq. 130. seq.

**) Der Bilderdienst ist in der griechischen Kirche besonders durch zwey Kaiserinnen beschützt worden, Irene und Theodora. *Millot* Elem. d'hist. gen. tom. V. p. 286.

***) *Thomas* l. c.

nur öfter gelungen ist, Religionsveränderungen zu bewirken, weil sie es geschickter angefangen haben; nicht, durch Befehl und Drohungen, oder stolz angekündigte Belehrungen, sie zu erzwingen suchten; sondern durch künstliche Ueberredungen, zärtliche liebreizende Bitten, rührende Vorstellungen das Herz zu erweichen wußten. Vielleicht auch bisweilen, weil der Gegentheil glaubte, in solchen Dingen einer Geliebten wohl nachgeben zu können; oder es für gefährlich hielt, mit einer Gemahlinn bey Religionsuntersuchungen sich lange aufzuhalten *).

§. 188.

Freundschaft, Verstellung, Veränderlichkeit.

Ob dem einen Geschlechte ein Vorzug vor dem andern eingestanden werden müsse in Absicht auf Zärtlichkeit und Treue bey den mancherley Verbindungen der Liebe und Freundschaft; wird mir sehr schwer zu beurtheilen. Zwar was Zärtlichkeit anbelangt, wenn man darunter Lebhaftigkeit und Feinheit der Liebkosungen, und Sorgfalt dem andern auch nicht in Kleinigkeiten Mißfallen zu erregen, versteht: so ist die Folge, daß das

*) Wahr und nachdrücklich sagt der Verf. des vorher schon angeführten Buchs über die Ehe, S. 200. Nichts ist abscheulicher, als ein Frauenzimmer, das wider seine Kirche spricht. Ein kleiner Aberglauben kleidet es. Wie er aber gleich darauf hinzusetzen konnte: „Alle Frauenzimmer haben einen Hang zur Freydenkerey" machen mir wenigstens meine Beobachtungen nicht begreiflich.

weibliche Geschlecht dem männlichen hierinn es zuvorthun werde, in den vorhergehenden Bemerkungen allerdings gegründet. Ihr verfeinertes sympathetisches Gefühl, und ihre Uebung in der Beobachtung des Wohlanständigen und Gefälligen, machen weiblichen Seelen diese Beweise der Zärtlichkeit wenigstens leichter und geläufiger, als dem weniger auf andre achtenden, trotzigern, schwerfälligeren Geschlechte. Aber jene Außenseite der Zärtlichkeit hält nicht immer genaues Maaß mit der innern Empfindung. Mit der Fertigkeit in äußerlichen Handlungen, die auf Uebung und Gewohnheit sich gründet, steht bisweilen die Theilnehmung der Seele im umgekehrten Verhältnisse. Also ist diese erste Frage noch nicht hinreichend entschieden; und nicht leicht zu entscheiden, weder nach allgemeinen Grundsätzen noch nach der Erfahrung. Es giebt Frauen von unverstellter innigster Zärtlichkeit gegen ihre Männer, Kinder und andre geliebte Personen. Aber auch solche Männer. Von beyden ist hier nicht die Frage; sondern nur davon, ob es mehr der einen oder der andern gebe: und zwar aus eigenem Gefühle und freyem Antriebe? Von Männern sagt uns zwar die Geschichte nicht, wie von Frauen, daß sie sich auf dem Scheiterhaufen ihres verstorbenen Ehegatten lebendig mit verbrennen lassen. Aber dieß sonderbare Phänomen läßt sich aus vielerley andern Ursachen wenigstens eben so gut erklären, als aus der Voraussetzung einer besonders zärtlichen und innigen Liebe. Wenn auch etwas von dieser Art hiebey noch eingestanden werden müßte: so könnte es nur ein lebhafteres, hinreißenderes Gefühl des erlittenen Verlustes seyn; zu welcher Art von Gefühlen das schwächere Geschlecht aufge-

gelegt ist (§. 191); aus welchen sich aber nicht sicher auf die gleiche Größe der vormaligen Achtung und Liebe gegen das jetzt verlorne Gut schließen läßt. (Th. I. §. 89.)

Aber, könnte man sagen, stellet nicht unleugbar die Erfahrung aller Orten und Zeiten viel mehr Beyspiele eines harten unbilligen Verfahrens der Männer gegen ihre Frauen, als dieser gegen ihre Männer auf? Dieses zugegeben; so sieht man leicht, daß wiederum nicht von dem äußerlichen Betragen auf die Neigungen geschlossen werden kann; da das Vermögen nicht auf beyden Seiten gleich ist. Auch sind nicht alle Arten von übler Begegnung gleich auffallend und scheinbar; und doch gleich im innern Gehalt. Endlich war ja überall nicht die Frage von dem, wie beyde Geschlechter einander bey gewissen eingegangenen Verbindungen und äußerlichen Verhältnissen begegnen; sondern von ihrem Verhalten und ihren innern Empfindungen bey wirklicher Freundschaft und Liebe.

Ohngefähr dasselbe wird geantwortet werden können; wenn man Verdacht gegen die gleiche Vollkommenheit der Liebe unsers Geschlechts dadurch gründen wollte, daß das erstere der Vielweiberey fast überall sich ergiebt, wo nicht die Religion oder Staatsgesetze es einschrenken; da die Vielmännerey kaum mit einem Beyspiele sich erweisen lässet; oder nur da, wo die Männer selbst darüber einig geworden sind. Außerdem kann zur Vertheidigung oder Entschuldigung des männlichen Geschlechts noch gesagt werden, daß die Vielweiberey nicht die gleiche Unschicklichkeit und Ungerechtigkeit in sich fasse, wie die Vielmännerey.

Selbst

Selbst aus der Schwäche des weiblichen Geschlechts, und seiner mindern Selbstgenügsamkeit, hat man schließen wollen, daß es mehr zur Freundschaft gemacht sey; weil denn doch nur das eigene Bedürfniß diese Liebe gegen andere erzeuge. So wie die stärksten Freundschaften in der Jugend und in gefahrvollen Zeiten entstehen. Wenn man diesen Schluß gelten läßt: so wird man daraus wohl auch die Folge ziehen, daß die stärksten Freundschaften des weiblichen Geschlechtes sich nicht bey Verbindungen desselben unter sich, sondern in Verbindungen mit Personen des andern Geschlechtes finden müssen, und diese Folge vielleicht in der Erfahrung bestätiget finden. Aber was das leztere anbelangt: so müßte man, um nicht verschiedenartige Dinge gegen einander in Vergleichung zu bringen, dasjenige bey der freundschaftlichen Liebe unter Personen verschiedenen Geschlechts abrechnen, was von den Einflüssen der wechselseitigen Geschlechtsreize herkömmt. Und wer kann dieß im einzelnen wirklichen Falle? Jener Grundsatz aber, daß man nur aus Bedürfniß liebe, erklärt überhaupt zu wenig in der Geschichte der Freundschaft, bestimmt zu wenig die Gründe des Wachsthums und der Vorzüglichkeit einer Freundschaft vor der andern, um hier gebraucht werden zu können *).

Es

*) Thomas in seinem Essai sur les femmes zieht nach ähnlichen Erwägungen endlich die Folge: que l'amitié dans les femmes doit être plus rare, mais que, lors qu'elle s'y trouve, elle doit être aussi plus delicate & plus tendre. Und noch: Il faudroit donc peut être desirer un homme pour ami dans les grandes occasions; mais pour

Es wäre vielleicht der Mühe werth, durch mehrere Beobachtungen auszumachen, wie die beyden Geschlechter in Absicht auf Freundschaft sich beweisen, wenn jedes allein unter sich lebt, wie z. B. Nonnen und Mönche. Was ich in diesem Stücke gelesen und gehört zu haben mich erinnere, fällt zum Vortheil der erstern aus *).

Nicht selten werden dem weiblichen Geschlechte Eigenschaften beygelegt, welche, wenn sie ihm so besonders eigen wären, den freundschaftlichen Charakter desselben freylich verdächtig machen könnten; die also auch hier gleich, so wie überhaupt, eine sorgfältige Untersuchung verdienen. Erstlich die Kunst und Gewohnheit sich zu verstellen, den Anschein von Gesinnungen, die es nicht hat, anzunehmen, und seine wahren Gesinnungen zu verbergen. Rousseau behauptet dieß mit besonderm Nachdrucke, ohne einen Fehler daraus zu machen; beruft sich auf das Zeugniß eines jeden aufrichtigen Beob-

ach-

---

pour le bonheur de tous les jours il faut desirer l'amitié d'une femme p. 142. seq. Wie weit ich diesen Aussprüchen beypflichten könne, wird aus dem bisherigen und zum Theil aus dem gleich folgenden sich abnehmen lassen.

*) Rousseau scheint doch andere Gedanken hierüber gehegt, aber auch dabey, wie bey andern Punkten in der Untersuchung über das weibliche Naturell, nicht sorgfältig genug manchfaltige Beobachtungen aus verschiedenen Ständen und Nationen mit einander verglichen zu haben. S. Emile liv. V. edit. de l'Amsterdam 1762. vol. IV. p. 73. seq. Nach einem übertriebenen satyrischen Zug des Buchs über die Ehe, haben die Schönen, in Absicht auf ihr Geschlecht, nicht einmal die Idee von Freundschaft. S. 184.

achters; und führt selbst ein Beyspiel von der Feinheit eines kleinen Mädchens an, stellt es in Vergleichung mit der ähnlichen List eines Knaben, und weiß es freylich für seinen Zweck zu nutzen *). Beyspiele von feiner und anhaltender Verstellung weiblicher Gesinnungen und Absichten lassen sich leicht in großer Menge aufzählen aus häuslichen und politischen Geschichten. Aber sollte es schwer werden, immer gleich viele und gleich starke Beyspiele von der Verstellung der Männer aufzufinden; wenn man sich einige Mühe darum geben will?

Ich glaubte eine Zeitlang, daß die Verstellungsfähigkeit der Königinn Elisabeth ihres gleichen nicht in der Geschichte der Männer habe. Es ist wahr, ihr ganzes Leben ist fast eine Kette von Verstellungen; und einige derselben haben etwas so Kleines, und fast mögte man sagen, Kindisches; daß sie bey einem Manne, von übrigens gleichen Talenten und Glücksumständen, kaum begreiflich scheinen **). Nur allein ihre Anstellung nach dem Tode der durch sie verurtheilten Maria, zum Beyspiel? Aber Carl V bey der Gefangenschaft Franz I und

*) La ruse est un talent naturel au sexe. — Je m'en rapporte sur la verité de cette remarque à tout observateur de bonne foi. — Je veux qu'on examine les petites filles, qui ne font, pour ainsi dire, que de naitre; qu'on les compare avec les petits garçons du même age; et si ceux-ci ne paroissent lourds, etourdis, bêtes auprès d'elles; j'aurai tort incontestablement. l'Emile liv. V. Ich kann nicht sagen, daß meine Beobachtungen mir dieß so sehr ins Allgemeine bestätiget haben.

**) Man sehe *Hume* Hist. of Engl. IV. pag. 460 seq. 623 seq. *Robertson* Hist. of Scot. II. 152 seq.

und bey der Eroberung Roms, und der Einschließung des Pabstes in der Engelsburg, widerlegt dieß Urtheil allein schon. Elisabeths frühere Geschichte macht es auch begreiflich, wie ihr Gemüth zur Verstellung so vorzüglich sich gewöhnt haben konnte.

Aber wird nicht eben deswegen angenommen werden dürfen, daß die Verstellung beym weiblichen Geschlechte überhaupt gewöhnlicher seyn und weiter gehen müsse, als beym männlichen; weil nemlich ihre Schwäche, Furchtsamkeit und Abhängigkeit sie öfter dazu antreibt, und der Wohlstand in manchen Fällen dazu verpflichtet? Dieß scheint freylich so. Wenn man unterdessen bedenkt, wie manchfaltig eingeschrenkt auch beym männlichen Geschlechte das Vermögen ist, alles zu erzwingen; wie oft dasselbe in jedwedem Alter sich genöthiget sieht, oder es doch für rathsam hält, seine Absichten zu verbergen: so läßt sich gar wohl begreifen, daß auch bey unserm Geschlechte, die Kunst sich zu verstellen zur Vollkommenheit gebracht werden könne.

Wenn das weibliche Geschlecht überhaupt empfindlicher und reizbarer wäre als das unsrige, welches in der Folge untersucht werden soll: so würde dadurch ihm die Verstellung schwerer werden müssen. Aber dieß scheint auch schon aus dem gefolgert werden zu können, was ausgemacht ist, daß wegen der feinern Haut und reinern Farbe des Gesichts die Veränderungen, die bey Gemüthsbewegungen im Körper entstehen, leichter durchscheinen. Auch gehört zur Verstellung oft eine gewisse Entschlossenheit und Keckheit, die mehr im allgemeinen Charakter des männlichen Geschlechts, als des weiblichen,

chen, gegründet ist. Vielleicht gründet sich der Vorwurf der Verstellung und Falschheit, den man dem weiblichen Geschlechte so oft macht, gerade darauf, daß diese Gemüthszustände bey demselben öfter entdeckt werden, hingegen bey dem unsrigen öfter verborgen bleiben?

Wenn aber auch die Verstellungskunst dem erstern mehr eigen seyn sollte, als dem letztern; so wäre noch immer der Schluß nicht zulässig, daß es zur herzlichen Zärtlichkeit bey der Freundschaft und Liebe darum minder fähig und geneigt seyn müßte. Man thut ja nicht immer, was man thun kann; thut es nicht alles gern. Man verstellt sich gegen diejenigen, die man fürchtet, weil man muß. Die Verstellung ist immer ein widernatürlicher Zustand, bey dem man sich selbst Zwang anthut. Höchstens kann man sich seiner Fähigkeit dazu freuen, wo es darauf ankommt, den Argliſtigen zu überlisten oder dem Tyrannen auszuweichen. Gegen Freunde verstellt man sich nicht; hält vielmehr sein Herz gern schadlos bey ihnen für den Zwang, dem es bey andern unterworfen ist.

Was also etwa für die Klugheit des Lebens aus allem bisherigen gefolgert werden dürfte, bestünde darinn, daß nicht überall dieselben Merkmale einen gleichen Grund und Grad von Freundschaft und Ergebenheit bey einem Weibe beweisen, wie bey einem Manne. Daß aber Handlungen allen Verdacht der Verstellung bey dem einen Geschlechte so hinlänglich benehmen können, als bey dem andern.

Zur Vollkommenheit der Freundschaft gehört Treue und Beständigkeit. Wenn das weibliche Geschlecht verän-

änderlicher ist, als das männliche, und wenn diese Veränderlichkeit, vermöge ihrer Gründe, sich auch bis auf die Gegenstände der freundschaftlichen Zuneigung erstrecket: so entsteht daher ein neuer Zweifel gegen die Vollkommenheit der weiblichen Freundschaft. Die erste Frage ist also, ob jene mehrere Veränderlichkeit überhaupt gewiß ist? Und vermuthen läßt sich dieses daher; weil Schwäche einer der natürlichen Gründe der Veränderlichkeit ist (Th. I. §. 23). Die Schwächlichkeit der Empfindungs- und Bewegungswerkzeuge machet, daß man bey einerley Eindrücken leicht ermüdet, Abwechselung zur Erholung nöthig hat. Sie ist auch Ursache, daß man äußerlichen Einwirkungen weniger widerstehen kann; und also durch dieselben leichter sich verändern läßet. Und wenn überhaupt dem Schwächern mehrere Leiden zufallen, er öfter eine Verbesserung seines Zustandes wünschet, und wenn dieß, wie im vorhergehenden (§. 185) bemerkt worden ist, Neugierde und Leichtgläubigkeit nach sich zieht: so erhellt auf mancherley Weise, wie freylich zur Veränderlichkeit das weibliche Geschlecht vorzüglich fähig scheinen könne. Noch läßt sich auch die Begierde zu gefallen, als ein mitwirkender Grund, hinzudenken; da in so vielen Dingen die Neuheit allein oder hauptsächlich Ursach ist, daß sie gefallen, und diejenigen also immer Veränderungen darinn suchen müssen, die damit die Aufmerksamkeit reizen und ergötzen wollen. Und so wie diese Gründe es folgern lassen und bestimmen, wird das Urtheil von der Veränderlichkeit des andern Geschlechts auch durch die Erfahrung mehr bestätigt, als widerlegt werden.

Nun giebt es aber auch einige Eigenschaften des weiblichen Gemüthes, wodurch der Trieb zu Veränderungen für gewisse Fälle wiederum besonders eingeschrenkt werden kann; Furchtsamkeit und Achtung für den Wohlstand. Niemand wird in Abrede seyn, daß diese Eigenschaften nicht sollten jenem Trieb sich widersetzen. Jede Veränderung ist gefährlich, sagt ein Sprichwort, zu allgemein im Ausdruck, wie alle Sprichwörter, aber hinreichend zum Beweis einer gemeinen darauf gehenden Bemerkung. Dieß Hinderniß der Veränderlichkeit, welches in der Furchtsamkeit liegt, ist von besonderem Gewichte in Absicht auf unsere Hauptfrage von der Beständigkeit der weiblichen Freundschaft. Das Weib braucht einen Freund, noch mehr als der Mann ihn braucht; dieß wird eingeräumt. Es weiß auch so gut, als unser Geschlecht es weiß, daß ein redlicher Freund kein gemeiner Fund ist. Wird es dieses ihm so wichtige, so seltene Gut leichtsinnig fahren lassen oder vertauschen? Und wo widersetzt sich das sittliche Gefühl leicht so stark, als hier? Es wäre also ein sehr unvernünftiger Schluß, wenn jemand von der Veränderlichkeit des weiblichen Geschlechtes im Putz und andern Kleinigkeiten auf eine gleiche Veränderlichkeit in der Freundschaft schließen wollte. Und wo ich nicht irre, so stimmen die mehresten Beobachtungen dahin mit einander überein: daß öfter Männer ihren Frauen und Geliebten untreu geworden seyn, als diese jenen.

§. 189.

Offenherzigkeit, Wahrhaftigkeit.

So gemein die Meynung ist, daß an Verstellungskunst und Feinheit, oder Mäßigung bey der Aeußerung

ihrer

ihrer Gesinnungen, das andere Geschlecht uns übertreffe; eben so gemein scheint auch diese andre zu seyn, daß Herz und Mund sich leichter bey demselben öfnen, Geheimnisse aufzubewahren und zu verschweigen ihm ungleich schwerer werde. Diese beyden Urtheile sind sich einander so entgegen gesetzt, daß eins durch das andre nothwendig einiger maßen eingeschrenkt werden muß. Um nun das Wahre davon genauer zu bestimmen; wird erforderlich seyn, daß wir eben so untersuchen, was im Charakter des schönen Geschlechts der Verschwiegenheit Abbruch thun könne; wie vorher die Gründe, die die Verstellungskunst bey demselben befördern können, aufgesucht worden sind.

Da ließe sich nun freylich gleich wieder in der Schwäche selbst, diesem allgemein anerkannten Attribute des andern Geschlechts, dergleichen etwas gedenken; wenn man annehmen dürfte, daß auch in der Seele, nach dem Begriffe jenes Attributs, dieß Geschlecht sich von dem unsrigen unterscheide. Denn einen Gedanken nicht in sich verschließen, ein Geheimniß nicht verschweigen, dem Reiz der Ideen nicht widerstehen können; oder nur das kleine nahe Vergnügen, nicht auch die dahinter liegenden unangenehmen Folgen, gewahr werden, ist Schwäche. Aber diese natürliche Seelenschwäche sind wir nicht berechtiget dem andern Geschlechte mehr als uns beyzulegen. Sie folgt wenigstens aus dem Grade körperlicher Schwäche, der ihnen eigen ist, auf keine Weise. Also müßte anders woher, als unmittelbar aus der Schwäche, jene Offenherzigkeit herrühren, wenn sie beym weiblichen Geschlechte sich vorzüglich äußern sollte.

Und dieß könnte denn wohl die mehrere Muße und damit verknüpfte öftere lange Weile seyn; oder doch die mehrere Freyheit von anstrengenden, die Seele einwärts kehrenden, gleichsam in sich selbst verschließenden Geschäften, nebst der Begierde andern sich angenehm zu machen, Freundschaftsbeweise ihnen zu geben, unterhaltend in Gesellschaft zu seyn. In diesen letztern Eigenschaften glänzt das schöne Geschlecht vor dem unsrigen; es ist aber bekannt und begreiflich, wie leicht sie verführen können, allzuoffenherzig und schwazhaft zu werden. Zumal wenn noch die böse lange Weile dazu kömmt; und eine Angst, als ob das Triebwerk der ganzen Natur ins Stecken gerathen wollte, die lieben, daß jemand in ihrer Gesellschaft lange Weile haben mögte, so sehr befürchtenden Seelen befällt, wenn etwa einmal die Unterredung ausgeht und eine allgemeine Stille zu herrschen beginnt.

Mittelbarer Weise also ließe sich noch wohl diese Neigung auf die Schwäche zurückführen (§. 186). Zugleich erhellt aber auch, wie bey diesen Gründen, die Offenherzigkeit und — Gesprächigkeit, um keinen unhöflichern Ausdruck zu gebrauchen — des schönen Geschlechts mit Feinheit und Verstellungskunst noch gar füglich bestehen könne, ohne ihr viel Abbruch zu thun. Es könnte in seinen eigenen Angelegenheiten immer noch sehr verschwiegen seyn; wenn es gleich, was andere betrift, geheim zu halten, nicht so sehr geneigt wäre. Es dürfte nur in der Kunst sich üben, aus Kleinigkeiten etwas, oder doch viele Worte darüber zu machen; es dürfte nur desto aufmerksamer auf andre seyn, und auf das, was man von ihnen sagt; um einen Vorrath von Mitteln wi-

der

der lange Weile und Stille in Gesellschaften zu haben, ohne seine geheimsten innern Schätze zu öfnen. Und wahrhaftig, es scheint nicht, daß diese Mittel unter dem Geschlechte sehr vernachlässiget werden.

Es läßt sich aber noch aus einem andern Gesichtspunkte in der Schwäche ein Grund zum Antrieb, seine Geheimnisse mitzutheilen, entdecken; kraft dessen dieser Trieb sich auch auf die eigenen Angelegenheiten und auf diese am allermeisten bezieht. Wenn man zu einer geheimen Angelegenheit anderer Hülfe nöthig hat: so kann man sie nicht vor ihnen so ganz geheim halten; der Schwache hat aber andrer Hülfe öfter nöthig, als der Starke; glaubt es auch öfter, aus der ihm gewöhnlichen Furcht. Und eben diese seine Furchtsamkeit ist der Verschwiegenheit besonders gefährlich, in denjenigen Fällen, wo die Geheimnisse einen üblen Ausgang nehmen können, dem man durch freywillige Entdeckung entgehn kann. Ja es ist bekannt, daß Furcht und Angst vor bevorstehenden Uebeln, die doch nur von der Entdeckung gewisser Geheimnisse abhängen, ängstliche Menschen schon oft zur Beschleunigung dieser Uebel bewogen, und unnöthiger Weise zu Verräthern an sich selbst gemacht haben. Sie gaben sich selbst an, damit sie nur der innern Unruhe, der ungewissen und daher unter tausenderley Gestalten ihnen zusetzenden Schreckbilder los wurden.

Noch läßt sich annehmen, daß das männliche Geschlecht überhaupt wohl durch eine mehrere oder angelegenere Uebung in der Verschwiegenheit es weiter bringe; indem es diejenigen Angelegenheiten zu besorgen hat, bey denen Verschwiegenheit von der größten Wichtigkeit

ist. Nicht nur die eigentlichen sogenannten Staatsangelegenheiten; sondern überhaupt die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Verstandes und Willens, wo oft allerley Esoterisches und Exoterisches, Privatmeynungen und öffentliche Lehre sich von einander zu unterscheiden finden.

Daher wird auch bey der Erziehung dem Knaben Schwazhaftigkeit in härtern Ausdrücken verwiesen, als dem Mädchen; und Verschwiegenheit als eine seiner künftigen Bestimmung nöthige Tugend nachdrücklicher ihm empfohlen, oder doch an ihm gelobt. Endlich ist aber auch hiebey zu erwägen, daß, wenn die bisher untersuchten Eigenschaften der Verstellung, Zurückhaltung, Offenherzigkeit und Verschwiegenheit, als Tugenden oder Fehler betrachtet werden sollen, es dabey auf die Zwecke und deren Wichtigkeit ankomme. Und da nun hierüber die Begriffe gar leicht verschieden sind: so kann der Eine in manchen Fällen offenherzig seyn, wo der Andere verschwiegen ist, obgleich jener ungleich mehr Vermögen besitzt, sich zu verstellen oder verschwiegen zu seyn, wo er es will. Ja es ist bekannt, daß es Leute giebt, die in Dingen, wo es ihnen nicht darauf ankömmt, fein und verschwiegen zu seyn, obgleich die mehrsten Menschen es auch da sind, in Absicht auf solche innere oder äußere Unvollkommenheiten und Vergehungen, z. E. von denen sie ihre Ehre unabhängig glauben, die Offenherzigkeit selbst zu seyn scheinen; damit sie in andern Dingen desto mehr, ohne Argwohn zu erregen, sich verstellen oder zurückhaltend seyn können.

Aus etlichen der bisherigen Untersuchungen lassen sich Folgen ziehen, um den Grad der Wahrhaftigkeit und

und Glaubwürdigkeit des weiblichen Geschlechtes, in Vergleichung mit dem männlichen, zu bestimmen; wofern nur überhaupt eine solche Bestimmung im Allgemeinen möglich ist. Die Gesetzgeber scheinen nicht immer den vortheilhaftesten Begrif von dem weiblichen Geschlechte in diesem Punkte gehabt zu haben; indem sie das Zeugniß desselben dem Zeugnisse der Männer nicht überall gleich geschätzt haben. Wiewohl sich noch, wenigstens in einigen Fällen, die glimpflichere Auslegung davon machen läßt; daß sie nicht sowohl die Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit des andern Geschlechtes herabsetzen, als nur durch das Zeugniß des im Staate höher geachteten Geschlechtes da, wo es auf Feyerlichkeit ankam, ein mehreres Ansehn haben verschaffen wollen *).

Aber wie auch die Geschichte der Rechte hiebey zu erklären seyn mag; so kann manches im gemeinen Lauf der Dinge, und das bisher erörterte selbst schon, Anlaß genug geben zur Frage von der Glaubwürdigkeit der beyden Geschlechter. Es wird aber hiebey voraus gesetzt, daß alles, was nicht im Grundcharakter des Geschlechtes und dem damit verknüpften äußerlichen Zustande begriffen ist, bey beyden gleich sey; Erziehung, Glücksumstände und Verbindungen. Alles dasjenige nun, was

*) Mit dürren Worten nennt Aristoteles das weibliche Geschlecht ἀνοιδεστερον και ψευδεστερον l. c. So urtheilt auch von Rohe in der Kunst der Menschen Gemüther zu erforschen, daß das Frauenzimmer überhaupt nicht so viel Glauben verdiene, als das männliche Geschlecht, weil es leichtsinniger und unbedachtsamer sey. K. VI. §. 8.

die beyden Geschlechter äußerlich und innerlich von einander unterscheidet, genau mit einander verglichen, wird ganz im Allgemeinen schwerlich einen Ausschlag auf eine Seite bringen. Vielleicht aber, wenn man die Gegenstände zu theilen sich angelegen seyn ließe. Eingeräumt, was wir im Vorhergehenden mehr bezweifelt als bewiesen haben, daß die Verstellungskunst beym weiblichen Geschlechte weiter gehe: so kann wenigstens mit gleichem Grunde dem männlichen die Kunst zu schweigen im höhern Grade zugeschrieben werden. Beyde stehen der Wahrhaftigkeit einigermaßen entgegen. Die ersten zwar, nach allgemeinen Begriffen, mehr als die leztern. Aber beyde lassen sich auch in einem sehr hohen Grade vorhanden gedenken, neben der entschlossensten und herrschendsten Neigung zur Wahrhaftigkeit, da wo man diese für Pflicht erkennt.

Aber man opfert die sonst anerkannte Pflicht auch wohl bisweilen einem andern Antriebe, einem sinnlichen Reize, Affecte, oder der Vorstellung einer andern collidirenden Pflicht auf. Ist von dieser Seite die Wahrhaftigkeit des weiblichen Geschlechts in größerer Gefahr, als die des männlichen?

Furchtsamer ist das erstere, harte Drohungen können also wohl mehr bey ihm ausrichten. Aber Furcht vor Gott kann auch im weiblichen Gemüthe seyn; und also auch da mehr Eindruck machen, als im härtern männlichen Herzen. Es ist erhabener moralischer Gefühle, in einem sehr hohen Grade, fähig; es hat auch Kraft genug in sich, Tod und Martern der Schandthat vorzuziehen. Bey richtiger und gleich guter Erkenntniß

der

der moralischen und religiösen Gründe der Wahrhaftigkeit, überhaupt und in dem besondern Falle, scheint es mir unbillig, der bedächtlichen Aussage einer Frau weniger Glaubwürdigkeit zumessen zu wollen, bloß wegen der mehrern Furchtsamkeit.

Das Mitleiden hat auch schon viele Menschen zur Verhehlung oder Verfälschung der Wahrheit gebracht. Da nun das weibliche Geschlecht überhaupt mehr zum Mitleiden aufgelegt ist, als das männliche, und in dieser Eigenschaft sich und andern insgemein vorzüglich gefällt: so könnte dieß endlich wohl für eine Ursache angesehen werden, wodurch dasselbe vom strengen Gesetze der Wahrhaftigkeit in einigen Fällen eher abgebracht würde als das unsrige. Wenn nemlich bey der Entdeckung der Wahrheit jemanden, der den davon unterrichteten Schönen ihres Mitleids nicht unwürdig schiene, Strafe oder eine andre harte Begegnung bevorstünde; die Verheimlichung aber niemanden weiter offenbaren Schaden brächte, sondern nur gegen das allgemeine Gesetz der Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit stritte. Und noch weniger zweifelhaft ist es, daß das schöne Geschlecht, vermöge seiner Furcht zu mißfallen, sich schwerer entschließen müsse, jemanden eine unangenehme Wahrheit, leichter hingegen, etwas angenehmes, ohne die genauste Prüfung, aus Gefälligkeit und Schmeichelhaftigkeit, zu sagen.

Dagegen läßt sich auch annehmen, daß dieses Geschlecht nicht so leicht sich dazu entschließen werde, eine Unwahrheit zu sagen, nur um sich selbst einen Vortheil auf Kosten eines andern zu verschaffen. Seine Furchtsamkeit, sein Mitleiden sind dagegen.

§. 190.

Herrschsucht, Rachbegierde.

Ist das weibliche Geschlecht eben so begierig nach Herrschaft als das männliche? Noch weit mehr, ist vielleicht die gemeine Antwort hierauf; denn es strebt nicht nur nach Herrschaft in seinem eigenen Geschlechte; sondern es will auch, gegen das Gesetz der Natur, über das männliche Geschlecht herrschen. Dieß als Erfahrung vorausgesetzt, verweiset man vielleicht auch zur Erklärung gleich auf das bekannte Nitimur in vetitum.

Angenommen, daß alle Menschen von Natur den Trieb der Herrschsucht in sich haben, lieber Befehle geben, als annehmen, lieber den entscheidenden Ausspruch thun, als dem Ausspruch eines andern sich unterwerfen; angenommen auch, daß einige vom weiblichen Geschlecht durch grenzenlose Herrschbegierde sich auszeichnen: so scheint mir doch die gemeine Beschuldigung desselben, daß es herrschsüchtig sey, mehr Unbilligkeit von unsrer Seite, als Wahrheit, zum Grunde zu haben.

Bevor wir gegründete Beschwerden über das andre Geschlecht in diesem Punkte führen können; müssen wir erst untersuchen, ob die Gränze, die wir ihm anweisen, deren Ueberschreitung wir Eingriffe in unsre Rechte, Eroberungssucht nennen, gerecht sey; oder eine ungerechte Zurücksetzung und Unterdrückung? Und da hat nicht nur der stärkere Theil den Verdacht allezeit wider sich: sondern die unpartheyische Untersuchung dessen, was von jeher geschehen ist, und noch geschieht, bestätiget ihn auch hier in den meisten Fällen.

Aber

Aber nicht nur auf diese Weise ist es unsre eigne Schuld, wenn das andere Geschlecht, dem natürlichen Gefühle seines Menschenrechtes zufolge, gegen eine ungerechte Oberherrschaft sich empört, und seinen Tyrannen zu überwältigen sucht, wo es kann: sondern zu wirklichen Eingriffen in unsre natürliche Rechte, zu ausschweifenden Begierden und Ansprüchen auf Unabhängigkeit und Gewalt über uns, reizen und verführen wir es selbst oft. Wenn wir in den Stunden der Schwachheit sie vergöttern, unser ganzes Glück, Tod oder Leben von ihnen zu erwarten scheinen, tausend Thorheiten um ihrentwillen begehen; und dann auf einmal wieder in unsrer Würde und männlichem Uebergewicht uns zeigen wollen; ist dieß Verhalten übereinstimmend; kann es das andere Geschlecht geneigt machen, Ehrfurcht gegen uns zu hegen, und unsre Oberherrschaft für natürlich zu halten? Wir machen es mit ihnen, wie allzuzärtliche Mütter mit ihren Kindern; die bey den Anfällen ihrer Zärtlichkeit diesen kleinen Abgöttern ihre ganze Schwäche und Abhängigkeit von ihnen, wie sie sie in diesen Augenblicken fühlen, sehen lassen; und hernach sich wundern und entrüsten, wenn diese den Meister spielen wollen, wann es ihnen nicht mehr gelegen ist.

Freylich ist der Sieg über den Stärkern doppelt reizend, und den Helden, den Löwenbändiger geschmeidig vor seinen Füßen liegen sehen, und mit seinem Winke locken zu können, muß einer stolzen, herrschsüchtigen Seele äußerst schmeichelhaft seyn.

Aber wenn das weibliche Geschlecht furchtsamer ist, als das männliche; Furcht aber natürlicher Weise zur

Nach-

Nachgiebigkeit und Bescheidenheit eher bestimmt, als daß sie stolz und unternehmend macht: so kann es nicht durch seine natürliche Anlagen so sehr zur Herrschsucht angetrieben werden, als das männliche.

Thomas will behaupten, daß Frauen auf dem Throne sich mehr zum Despotismus neigen, als Männer, weniger als diese Einschrenkungen vertragen können *). Mich dünkt nicht, daß dieß Beweis genug in der Geschichte für sich finde. Wenn er sich dabey auf die Königinn Elisabeth beruft: so ist ja gleich ihr Vater Heinrich ein ungleich ärgerer Despot gewesen als sie; der seine Unterthanen zwingen wollte, nicht mehr und nicht weniger zu glauben, als er ihnen erlaubte, und in seinen scholastischen grillenhaften Lehrbüchern vorgeschrieben hatte, oder auch künftig noch vorschreiben würde **). Und die Geschichte des größten Europäischen Reichs enthält in einem kurzen Zeitraume mehrere Beyspiele des Gegentheils.

Eben so leicht scheint es mir, die Vertheidigung des weiblichen Charakters bey dem Vorwurfe der Rachsüchtigkeit zu übernehmen. Weiberlist und Weiberrache scheinen von vielen in gleich großem Grade gefürchtet oder verabscheuet zu werden. Ich habe nichts dagegen, wenn man in Rücksicht auf einzelne Fälle die eine wie die andere fürchterlich oder abscheulich vorstellet. Aber keinen Grund finde ich in der Natur der weiblichen Gemüthsart, und auch keinen in der Erfahrung, weswegen das weibliche Geschlecht überhaupt von dieser Seite ge-

*) Essai sur les femmes p. 128.
**) *Hume* Hist. of Engl. III. p. 269.

gefährlicher oder hassenswürdiger scheinen müßte, als das männliche.

Zwar Schwäche und Besorgniß künftiger neuer Beleidigungen sind einer von den Gründen der Rachbegierde; Bewußtseyn der sichernden Stärke und Ueberlegenheit kann zur großmüthigen Schonung und Verzeihung geneigt machen (Th. I. §. 30). Aber der Grund, der die mehresten und fürchterlichsten Wirkungen der Rachbegierde hervorbringt, ist doch der Stolz (ebend.). Und der gesellt sich natürlicher zum Gefühl der Stärke, als der Schwäche. Die fürchterlichste Art von Rachsucht erfordert immer auch Kühnheit; deren zwar das weibliche Geschlecht unter gewissen Umständen fähig ist; die doch aber überhaupt nicht zu seinem natürlichen Charakter gehört. Und kann das Geschlecht am mehrsten zur Rachbegierde aufgelegt seyn, welches zum Dulden und Mitleiden mehr als das andre von der Natur selbst angewöhnt wird?

So viel aber ist wohl klar, daß, wenn die weibliche Rachsucht entbrennt, sie andre Mittel wählen werde, als die männliche. Giftmischereyen und Ströme von Schmähworten sind freylich in der Geschichte der ersten gemeiner, als in der Geschichte der letztern.

§. 191.

Ob das weibliche Geschlecht empfindlicher und von lebhafterer Einbildungskraft?

Alle bisher angemerkten Eigenheiten des weiblichen Geschlechts entstehen aus der Schwäche als ihrem letzten Grunde. Aus einem größern Grade von Empfindlichkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ließen sich die

die meisten auch erklären; die Furchtsamkeit, Neugierde, Veränderlichkeit, der höhere Grad der Sympathie und des Gefühls für's Schickliche und Gefällige. Und wenn dieser zweyte Grund dort statt fände: so würden auch noch mehrere Folgen im weiblichen Gemüth daraus abzuleiten seyn.

Aber gleichwie wir, ohne diesen Grund zu gebrauchen, jene Neigungen und Empfindnisse erklären konnten, so weit sie sich in dem ganzen Geschlechte überhaupt in einem vorzüglichen Grade zeigen; also scheinen mir sonst auch keine Beweise vorhanden zu seyn zur Behauptung, daß dem weiblichen Geschlechte von Natur eine mehrere Empfindlichkeit und eine lebhaftere Einbildungskraft verliehen sey.

Schwäche ist zwar oft mit außerordentlicher Empfindlichkeit der äußern und innern Sinne, aber keinesweges immer und nothwendig verknüpft. Es giebt starke Männer von äußerst lebhafter Empfindung. Und es giebt unter dem weiblichen Geschlechte eben so äußerst reizlose und unempfindliche Geschöpfe, als unter dem unsrigen. Ob auch eben so viele? Dieß kann freylich noch gefragt, und so geschwind nicht genau durch Abzählung entschieden werden. Aber die Beobachtungen, womit man es etwa zu bestreiten gedenket, könnten auch leicht nur auf Verwechselung dessen, was natürlich und was angewöhnet und erkünstelt ist, oder auf unerlaubte Schlüsse vom Besondern aufs Allgemeine, hinauslaufen. Nemlich

1) So viel ist außer Streit, daß das weibliche Geschlecht, da es von Natur schwächer und zärter ist, durch äußer-

äußerliche Eindrücke leichter zu schmerzhaften Körpergefühlen müsse gebracht werden können, als der durch festere Muskeln und dickere Häute geschützte Mann. Und wenn es bey der wirklichen Empfindung von vielen Dingen mehr leidet: so wird auch die bloße Vorstellung, vermöge der Erinnerung und Einbildungskraft, Furcht, Abscheu und Ekel in weiblichen Gemüthern oftmals hervorbringen, wo Männer ganz gleichgültig bleiben, oder doch ruhig abwarten. Aber dieß beweiset noch keine Fähigkeit der Seele, bey gleicher Rührung der Nerven, eine mehrere oder stärkere Vorstellung zu bekommen. Auch beweiset es keine allgemeine größere Empfindlichkeit der Nerven selbst, für alle Arten sinnlicher Gegenstände und Beschaffenheiten, fürs Angenehme wie fürs Unangenehme, für die bloßen Ideen vom Abwesenden, wie fürs Gegenwärtige *).

2) Mancherley Anlässe und Beweggründe, die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft durch Uebung zu befördern

*) Selbst die mehrere Empfindlichkeit des zärtern Geschlechts bey unangenehmen Eindrücken scheint einigermaßen zweifelhaft werden zu können durch den Gedanken, daß diejenigen nicht immer am stärksten empfinden, die ihre Empfindungen am stärksten ausdrücken. Si la machine est frêle et delicate; il se pourra, que les gemissements et les larmes n'annoncent que la mobilité des organes, et non pas le sentiment. Souvent la femme et l'enfant, qui crient, ne sont pas aussi affectés, que l'homme taciturne, qui devore en secret sa douleur.
Reflexions phisiologiques sur l'homme et sur les animaux. Lond. 1773. p. 206.

dern, oder auch nur den Schein von großer Empfindlichkeit anzunehmen, treten beym weiblichen Geschlecht überhaupt mehr als beym männlichen ein. Dieß sind, wie im vorhergehenden schon bemerkt worden ist, die Begierden zu rühren und zu überreden, angenehm, unterhaltend in Gesellschaft zu seyn, und die Gesinnungen anderer zu errathen. Wir loben und befördern diese Lebhaftigkeit, weil sie uns Vergnügen macht. Den Knaben heißt man schweigen, sagt Rousseau; wenn er nichts gescheides oder nothwendiges vorzubringen hat. Die Mädchen ermuntert man zum Plaudern, weil dieß immer genug ist, die Zeit uns zu vertreiben, und dieß für einen Theil ihrer Bestimmung gehalten wird. Selbst ihre Empfindlichkeit gegen das Unangenehme, ihre Furchtsamkeit lieben wir bisweilen; sie können uns desto leichter zu bezwingen, oder wir uns desto größer, oder unsere Herrschaft über sie desto gerechter scheinen. Sie verstehn uns genug, um diese Bemerkung zu machen; und werden schreckhaft aus Koqueterie. Wenn überhaupt gegen Kleinigkeiten Frauenspersonen empfindlicher sind: so könnte es bisweilen auch daher kommen, daß sie mehr Musse haben, mit ihrer Aufmerksamkeit bey Kleinigkeiten zu verweilen; und sich also in der Gewahrnehmung ihrer Eigenschaften und Verhältnisse zu üben. So empfindsam, wie Yorik, durchs Leben zu wallen, ist nicht Sache für einen mit Geschäften beladenen Mann.

3) Wie also die Schwäche mittelbarer Weise durch mancherley Triebfedern die Empfindlichkeit im weiblichen Geschlechte befördert: so ist sie vielleicht auch Ursach einer frühern Entwickelung der Empfindungs- und Ver-

Verstandeskräfte*)? Frühere Entwickelung und Schwäche scheinen nach mehrern Erfahrungen durch irgend ein allgemeines Naturgesetz mit einander verknüpft zu seyn. Und die Entwickelung der körperlichen Kräfte erreicht beym weiblichen Geschlechte eher das Ziel als beym männlichen **). Doch wenn ich die den gegenwärtigen Fall betreffenden Erfahrungen genauer zu Rathe ziehe: so wird mir diese frühere Entwickelung der Empfindungs- und Verstandeskräfte der Mädchen sehr zweifelhaft. Man vergesse nur nicht, wenn man eben diese Untersuchung anstellen will, von dem, was der Natur zugeschrieben werden darf, abzurechnen, was etwa die mehrere Uebung in einer gewissen Art von Witz thut, der mehrere Aufenthalt in Gesellschaft der Mütter, während daß die Knaben unter sich herumschwärmen, oder mit unverständlicher Wortgelehrsamkeit gepeiniget werden, und in beyden Fällen nichts lernen, womit sie in Gesellschaft glänzen können. Abzurechnen ist auch, was angewöhnte Galanterie und Partheylichkeit fürs schöne Geschlecht in unser Urtheil, bey Vergleichung der kleinen Knaben und der kleinen Mädchen, bringen möchte. In einer und der andern Art von Anwendungen der Geisteskräfte kann freylich eher einige Vollkommenheit entste-

*) Rousseau sagt: L'intelligence dans les filles est plus precoce, que dans les garçons. Emile liv. IV. p. 43. Aristoteles sagt dieses auch; setzt aber den Grund dazu: παντα γαρ τα ελαττω προς το τελος εγγυτατω θαττον. De generat. animal. lib. IV. 6.

**) Buffon Allg. Naturgeschichte 5ter Theil. S. 89. 91. Aristoteles l. c.

stehen, wenn auf diese allein die Uebung derselben eingeschrenkt wird, als wenn sie sich auf mehrere Arten zugleich verbreiten mußte, die Uebung des einen also durchs andere unterbrochen, die Aufmerksamkeit immer getheilt, die Kraft oft schon erschöpft war.

4) Wenn aber auch das weibliche Geschlecht in Ansehung des Grades der Empfindlichkeit und Lebhaftigkeit von Natur nichts voraus hat: so scheint sich hingegen auf etwas Eigenes in der Art ihrer Imagination, sowohl aus innern Gründen, als aus der Erfahrung, schließen zu lassen; daß sie nemlich mehr eine schnelle, als eine die Eindrücke lange aufbewahrende, mehr eine leidend reizbare, als selbstthätig wirksame Einbildungskraft besitzen. Eine starke, den Eindruck lange behaltende Einbildungskraft scheint mir, nach meinen Beobachtungen, überhaupt nur bey Personen von starker Gesundheit und vieler Körperkraft sich zu finden. Und wenn in der körperlichen Schwäche auch kein unmittelbarer Grund enthalten ist, weswegen die Imagination weniger selbstthätig wirksam seyn sollte: so kann doch durch die aus der Schwäche entstehenden Eigenschaften und Verhältnisse, durch Furchtsamkeit und Abhängigkeit, ein solcher Grund allmählig hervorgebracht werden *).

Die

*) Se laissant entrainer par mille impulsions etrangeres, elles sont toujours au deça et au dela du vrai. Toujours extremes, elles sont toutes libertines, ou devotes: sagt Rousseau. Was für eine Art von Imagination sich aus den vorhandenen Werken der Dichterinnen und Künstlerinnen abnehmen lasse, ob selbstschaffende oder nachahmende, will ich denen zur Entschei-

Die Geschichte stellt uns sehr viele weibliche Personen als lebhafte Theilnehmerinnen an religiösen Schwärmereyen, an politischen, kriegerischen und andern Arten des Enthusiasmus*); aber als Urheberinnen derselben wenige oder gar keine auf. Wenn sie auch nur allein auf der Scene erscheinen, wie die Sibyllen, die Delphischen Priesterinnen, die weisen Frauen der Celtischen Völker, das Mädchen von Orleans: so lassen sich doch insgemein die hinter der Maschinerie versteckten Urheber des Spiels wohl errathen**).

scheidung überlassen, vor deren Richterstuhl diese Werke gehören. Ist aber nicht überhaupt die Zahl großer Dichterinnen und Meisterinnen in den schönen Künsten eher klein als groß, für die Erlaubniß, die das andere Geschlecht hat, sich hierinn hervorzuthun?

*) Von der durch Peter den Einsiedler und Urban II angezündeten Schwärmerey, zur Eroberung des gelobten Landes das Kreuz anzulegen, wurde das weibliche Geschlecht in großer Menge und so sehr ergriffen, daß sie die Stunde des Abmarsches am ungeduldigsten erwarteten. C'étoit le sexe le plus foible, qu'on voyoit se preparer avec le plus d'enthousiasme et d'emportement; c'étoient les femmes, les enfans, qui soupiroient le plus vivement après le moment du depart, qui le hatoient par leurs voeux, qui accouroient en troupes auprès des Seigneurs croisés, pour les prier de les mettre de leur suite, avec promesse de les servir et de leur obéir pendant l'expedition. L'esprit des Croisades, tom. III. p. 172.

**) Mit obigem Urtheil von der Empfindlichkeit des weiblichen Geschlechts, stimmt auch Tissot überein, in seinem Traité des Nerfs, vol. II. p. 201. On peut aussi juger, qu'en general les passions doivent être plus fortes chez les hommes, que chez les femmes; mais la

§. 192.

Erborgte Beyträge zu dem vorigen.

Es scheint mir nicht undienlich, diesen bisherigen Untersuchungen einige abgekürzte Reflexionen eines Frauenzimmers über die unterscheidenden Eigenschaften ihres Geschlechtes anzuhängen; weil sie sehr geschickt sind, theils einige der vorhergehenden Bemerkungen für manche Leser oder Leserinnen noch verständlicher zu machen, theils in Vergleichung mit denselben zur wechselseitigen Prüfung Anlaß zu geben. Nach dem Urtheile dieses Frauenzimmers *) scheint die weibliche Seele überhaupt nicht die Fähigkeit zu haben, einen so hohen Grad der Vollkommenheit in Wissenschaften zu erreichen, als die männliche. Aber das schöne Geschlecht habe eine lebhaftere Einbildungskraft und ein feineres Gefühl für's Schöne und Fehlerhafte. Es habe eine schnellere und sinnlichere Vorstellungskraft; die Männer eine richtigere Urtheilskraft. Es denke mehr darauf, wie man sich artig, die Männer, wie man sich richtig ausdrückt. Bey jenem, wenigstens den jüngern, begleite die Rede den Gedanken, oder laufe ihm vor; bey den Männern gehe der Gedanke der Rede vor. Das Frauenzimmer spreche um zu glänzen oder zu gefallen; der Mann, um zu

---

la multitude des affaires peuvent souvent ou les affoiblir, ou leur donner l'air plus foible, pendant que plus de loisir et moins de distraction chez les femmes, font qu'elles se renforcent, ou au moins qu'elles paroissent plus fortes.

*) Versuche mancherley Inhalts für junge Frauenzimmer, von Miß Hanna More Leipz. 1778.

zu überzeugen oder zu widerlegen. Das Frauenzimmer bewundere das Schimmernde, der Mann das Gründliche. Jenes ziehe einen gelegentlichen Einfall des Witzes, oder eine glänzende Ergießung der Einbildungskraft, dem gründlichsten Raisonniren, oder der sorgfältigsten Untersuchung von Thatsachen vor. Das Frauenzimmer liebe in Schriften einen zugespitzten Gedanken, eine witzige Wendung und Gegensätze; die Männer Beobachtung und eine richtige Ableitung der Wirkungen aus ihren Ursachen. Die Weiber lieben Beyspiele, die Männer Beweise. Jene bewundern mit Leidenschaft, diese geben Beyfall mit Behutsamkeit; das eine Geschlecht glaube einen Mangel an Gefühl zu verrathen, wenn es in seinem Beyfall mäßig ist; das andere würde einen Mangel an Behutsamkeit zu verrathen glauben, wenn es über irgend etwas in Entzücken geriethe. Die Mannspersonen hüten sich, den Aufwallungen sich zu überlassen, die sie wirklich fühlen; indessen das Frauenzimmer oft den Schein annimmt, von einer Sache weit mehr entzückt zu seyn, als es wirklich ist. — Die scharfen Ecken und Rauhigkeiten der männlichen Sitten werden durch das Polirende der weiblichen Gesellschaft unvermerkt abgeschliffen; indem das weibliche Geschlecht in der Gesellschaft verständiger Männer an Stärke und Gründlichkeit der Gedanken zunimmt. So weit diese englische Philosophinn.

Und eine Teutsche, von deren gründlichen Urtheilen über die Natur und Verhältnisse des Menschen ich schon mehrere Proben hatte, erklärte sich auf folgende Weise über meine ersten Grundsätze von den Ursachen des weiblichen Gemüthes, die ich ihr zur Prüfung vor-

legte, in einem freundschaftlichen Schreiben, welches ohne die mindeste Absicht auf Bekanntmachung abgefasset, aus welchem aber einiges hier einzurücken, hernach die Erlaubniß mir zugestanden wurde.

Darinn gebe ich Ihnen völlig Beyfall, daß nur die körperliche Stärke den wahren Grundunterschied des Charakters unsers und Ihres Geschlechts ausmache. Furchtsamkeit, Weichherzigkeit, Unbeständigkeit, Leichtsinn, Biegsamkeit, schnellere Fassung, mittelst der folgsamern Aufmerksamkeit, sind auf unsrer Seite Folgen von der Schwäche. Alles übrige uns Auszeichnende hat seinen Grund in der Erziehung und den Gewohnheiten. Wie sollte z. E. das Mädchen, auf dessen Seele von klein auf wenig Mühe verwandt, das immer nur beym Aeußerlichen aufgehalten wird, das viel früher, als der Knabe, in die Zirkel der Eitelkeit, wo man nur durchs Aeußerliche zu gefallen sucht, eingeführt wird, die Liebe zur Eitelkeit mit ihrem Gefolge nicht Wurzel bey sich fassen lassen? Wie sollte das Mädchen, das von klein auf die mancherley Geschwätze von Wärterinnen, und von Schwätzerinnen in Considerationen und Coeurs anhöret, nicht auch zur leeren Schwätzerinn werden? Die Entfernung von Gefahren vermehrt unsre Furchtsamkeit. Der Stand der Unterdrückung, in dem wir gemeiniglich leben, macht uns von einer Seite zwar wohl gelassen, nachgebend und sanft; aber auf der andern Seite bringt er auch oft die entgegengesetzten Wirkungen hervor; üble Launen, mürrisches Wesen, Empfindlichkeit und Eigensinn. Aus Furcht, daß aus uns Auswüchse unsers Geschlechtes, gelehrte Weiber, werden möchten, erhält man uns in der möglichsten Unwissenheit. Dieß

muß

muß uns in manchen Fällen kurzsichtig, schwachgeistig und einfältig machen. Aber indem unsre Geisteskräfte sich in einen engern Kreis concentriren müssen, wirken sie da stärker, und verschaffen uns von manchen Dingen feinere und genauere Empfindungen. Allerdings entstehen daher uns eigene Anlagen zur List, Schlauigkeit und zum Argwohn. Aber auch ein großer Kleinigkeitsgeist; daß wir uns auf Kleinigkeiten etwas zu gute thun, und durch Kleinigkeiten beleidiget werden können. Und wenn durch diese Einschrenkung auf den Zirkel der häuslichen Angelegenheiten einige zu vortreflichen Hausmüttern sich bilden: so macht eben jene Einschrenkung andern diese Angelegenheiten verhaßt und unausstehlich. Das eigentlich böse Weib wird wohl durch Ursachen und Erziehungsfehler, die beyden Geschlechtern gemein sind, gebildet.

§. 193.

Vom Einfluß der äußerlichen Umstände auf den Charakter des weiblichen Geschlechtes.

Die Eigenschaften, die bisher als natürlich bey dem weiblichen Geschlechte angemerkt worden sind, gründen sich theils auf die angeborne Schwäche, theils auf die dabey natürlich entstehenden äußerlichen Verhältnisse. Aber so wie sich jene natürliche Schwäche um vieles vermehren oder vermindern läßet; so sind auch diese Verhältnisse der Abhängigkeit und der Entfernung von den beschwerlichsten und wichtigsten Geschäften nicht so nothwendig in der Natur gegründet, daß nicht vieles dabey anders kommen könnte, als es natürlicher Weise seyn sollte. Um daher bey der Zusammenhaltung der Grund-

sätze vom weiblichen Charakter mit der Erfahrung nicht sich zu verirren; ist es nöthig, von den Veränderungen, die durch äußerliche Ursachen unter besondern Umständen darinn hervorgebracht werden können, richtige Begriffe zu haben.

1) Was also erstlich die Schwäche und die darinn zuvorderst gegründete Furcht anbelangt: so werden nicht nur bisweilen weibliche Personen von einer so ungewöhnlichen Körperkraft geboren, daß sie es mit Männern von gleichem Schlage wohl aufnehmen können; sondern es ist auch eben so gewiß, daß die Erziehung die natürliche Schwächlichkeit des Geschlechtes um vieles vermehren und vermindern könne.

Die Spartanerinnen übertrafen an heldenmüthigen Gesinnungen den gemeinen Haufen der Männer aus andern Völkern *). So hat auch die Stoische Phi-

*) S. Plutarchs Abhandlung von den merkwürdigen Reden Spartanischer Frauen. Wie sehr verschieden von der gewöhnlichen Schwäche und Furchtsamkeit ihres Geschlechts zeigte sich nicht auch das neun- oder zehnjährige bey Chalons an der Marne gefangene wilde Mädchen? Ihre Geschichte steht in zu vielen überall vorhandenen Büchern, als daß sie hier umständlich angeführt werden dürfte. Nur eine Anmerkung daraus. Als die Leute, die sie wegen ihrer Schwärze für den Teufel hielten, einen großen mit einem stachlichten Halsband bewafneten Hund auf sie hetzten, sah die Wilde ihn ganz gelassen mit voller Wuth auf sie los gehen, ohne von der Stelle zu weichen. Als er ihr nahe genug war, versetzte sie ihm mit ihrer Keule einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er augenblicklich todt zu ihren Füßen hinsank. Voller Freude über ihren

Philosophie, wie bekannt ist, ihre volle Kraft an einigen weiblichen Seelen bewiesen. Man hat viele Beyspiele, daß Frauen nicht nur alle Beschwerlichkeiten des Krieges ausgehalten, sondern auch keine Gefahren gescheut und Proben der Tapferkeit abgelegt haben, die einem Manne Ehre machen konnten. Aber vielleicht ist nie ein Beyspiel so merkwürdig und lehrreich gewesen zum Beweise, was frühe Angewöhnung vermag, und wie wenig die Eigenschaften, die dem männlichen Gemüthe vorzugsweise beygelegt werden, ein absolutes Eigenthum desselben sind, als das der noch lebenden Fräulein D'Eon de Beaumont, die als Ritter in ganz Europa so berühmt ist. Sie ward Anno 1728 zu Tonerre in Frankreich geboren. Der Mangel an männlichen Erben, und auch das heroische Ansehn der kleinen Ritterinn, sollen die Eltern auf den Entschluß gebracht haben, ihr eine solche Kleidung und Erziehung zu geben, die sie zu Geschäften des männlichen Geschlechtes geschickt machen könnte. Sie that sich gar bald, sowohl in den körperlichen Uebungen, als auch in den gelehrten Kenntnissen, hervor, und wurde schon im 16ten Jahre zum Doctor der bürgerlichen und geistlichen Rechte gemacht, und zeigte sich vortheilhaft in Schriften. Sie erwarb sich darauf den Ruhm eines der scharfsichtigsten und thätigsten Staatsmänner, und behauptete ihn an verschiedenen Höfen viele Jahre hindurch. Mit nicht geringerer Ehre diente sie als Dragoner-Hauptmann bey der Armee;

ihren Sieg sprang sie verschiedene male auf den Körper des getödteten Hundes. S. Büffons Naturgeschichte Berlin 1774. 8. Th. II. S. 269. ff.

wo sie viele der unverdächtigsten Proben von Entschlossenheit und persönlicher Tapferkeit ablegte. Niemanden fiel es ein, aus ihren Handlungen ihr Geschlecht zu argwöhnen; ja nachdem es schon öffentlich bekannt ward, schien es den meisten unglaublich. Sie selbst war mit Mühe dazu zu bringen, eine weibliche Rolle zu übernehmen; sprach mit ihren Beleidigern noch jetzt im Tone eines herzhaften Ritters, doch fast mit unmännlicher Weitläuftigkeit in ihren Briefen. Sie bot sich nochmals dem Könige zu Kriegsdiensten an; und leerte auch noch bey Gelegenheit drey Flaschen Wein auf Gesundheit des schönen Geschlechtes aus *).

2) Wenn die Abhängigkeit des weiblichen Geschlechtes vom männlichen in eine despotische Einschrenkung und tyrannische Unterdrückung ausartet: so müssen denn freylich wohl, mit der argwöhnischen Furchtsamkeit und dem scheuen Mißtrauen, die arglistigen Tücke und rachgierigen Bosheiten entstehen oder sich vermehren. Wenn, bey der Aufbürdung der verächtlichsten Dienste, auch nicht einmal das Recht, seine natürlichen Reize vortheilhaft zu gebrauchen und durch Putz zu erhöhen, ihm verstattet wird **): muß es denn nicht, aller edlen Gefühle beraubt, zum Vieh herab sinken?

3) Wenn es nicht nur von allen ernsthafteren Berathschlagungen und großen Unternehmungen gänzlich aus

*) S. das Militärische, Politische und Privatleben des Fräulein D'Eon de Beaumont. Frankf. und Leipz. 1779. oder sehr merkwürdiges Leben des ehemaligen Ritters D'Eon 1780.

**) S. *Robertson* Hist. of Amer. I. 481.

ausgeschlossen, sondern von allen tiefsinnigen Untersuchungen und Betrachtungen sorgfältig abgehalten, wenn seine ganze Bestimmung darinn gesetzt wird, neben einigen kleinen häuslichen Diensten, das sinnliche Vergnügen der Männer zu befördern: wie sollen ihm denn öffentlicher Geist und erhabene Gefühle entstehen; wie sollte denn nicht vielmehr Sinnlichkeit, Kleinmeisterey und Tändelsucht bey ihm überhand nehmen? Wenn die Männer sich den Frauen nie anders als scherzend und tändelnd nahen, und ihre Glückseligkeit darinn zu finden scheinen, daß sie ihre Zeit mit ihnen verscherzen und vertändeln können: so werden diese endlich für ein Naturgesetz halten, was die Gewohnheit sie nie anders hat sehen lassen; die Kunst zu belustigen für die erste aller Eigenschaften halten, und demjenigen Verstand und Lebensart absprechen, der nicht tändeln kann oder will.

4) Je schwächer die Männer am Geiste werden — und das vorher bemerkte ist der Weg dazu — desto natürlicher wird es den Weibern vorkommen, der Herrschaft über sie sich anzumaßen. Und je weniger sie auf eben diesem Wege zur Herrschaft sich geschickt machen: desto mehr wird ihr gebieterischer Sinn in zwecklose Einfälle, eigensinnige Widersprüche und Rechthaberey, und in üble Laune ausarten.

5) Wenn hingegen jedes Geschlecht im andern die eine Hälfte der Vollkommenheit der menschlichen Natur, das Werk des unendlichen Schöpfers, verehrt; wenn der Mann in seiner Gattinn die vom Himmel geschenkte Freundinn sieht, welche die Bitterkeiten des Lebens ihm versüßt, wie er die Beschwerlichkeiten desselben ihr erleichtert, die ihm Erquickung ist, wie er ihr Schutz,

die

die ihm tausend kleine Dienste und Gefälligkeiten für etliche große leistet; wenn die Tochter zur wichtigen Bestimmung, Mutter und Frau zu seyn, erzogen wird, der Trieb durch Schönheit zu gefallen in ihr nicht nur geduldet, sondern gebilligt, aber durch Begriffe von dauerhafterer, mehr die Seele selbst ergreifender und fesselnder, innerer Schönheit erweitert und erhöht wird; wenn sie ihre Begierden durch Begnügsamkeit, durch Ueberzeugung, wie wenig unser wahrer Werth und unsre Glückseligkeit von dem, was außer uns ist, nothwendig abhängt, mäßigen, und der Erkenntniß höherer Gesetze unterwerfen lernt; wenn sie ihre größte Würde darinn setzen lernt, dem Staate Bürger, dem menschlichen Geschlechte Dauer und Wohlstand, durch ihre Kinder, nicht aber als Gebährerinn allein, sondern auch als erste Erzieherinn, zu geben; wenn sie ganz einsieht, wie sie dadurch, aber auch nur dadurch, ein großes Triebrad im Ganzen der göttlichen und menschlichen Oekonomie ist; wenn der Mann die mehr umfassende Thätigkeit, die seine Bestimmung ausmacht, nicht von ihr fordert, noch zu ihrer Verkleinerung anführt, aber seinen männlichen Charakter auch nicht vor ihr verleugnet; wenn er ihrem feinern Gefühl gern die Wahl der Vergnügungen und Verzierung überläßt, in Kleinigkeiten gerne ihren Neigungen folgt, aber nie die Erkenntniß seiner Pflicht ihrem Wunsche aufopfert; wenn er endlich beständig in dem Maaße mit Hochachtung und Zärtlichkeit ihr begegnet, in welchem sie sich angelegen seyn läßt, gute und weise Mutter zu seyn, Mutter nicht nur ihrer Kinder, sondern aller derer, die unter ihr stehen; und durch ihr Betragen glücklicher und besser werden

den können: — o dann wird nicht mehr durch Unvollkommenheiten das weibliche Geschlecht dem männlichen verächtlich oder gefährlich seyn können; ihre Achtung und Liebe wird wechselseitig seyn, der Charakter des einen wird an Tugend vielleicht nicht so glänzend und erhaben, aber nicht weniger edel und liebenswürdig seyn; sie werden dann, wie es der Schöpfer gewollt hat, die beyden Hälften der vollkommenen Menschennatur seyn.

§. 194.

Vom Einflusse des Zustandes und Charakters des weiblichen Geschlechtes auf die Sitten der Männer.

Die Abhängigkeit, in welcher das männliche Geschlecht von dem weiblichen, sowohl wegen der ersten Erziehung, als wegen des Geschlechtstriebes steht, lässet nicht zweifeln, daß große Verschiedenheiten in dem Zustande und dem darnach bestimmten Charakter des weiblichen Geschlechts erhebliche Folgen für die Sitten und Denkart des männlichen haben müssen. Nachdenken und Geschichte können folgende Bemerkungen hierüber leicht begründen.

1) Wenn die Frau vom Manne geachtet, und hauptsächlich als Mutter geachtet, sich dann um so mehr, neben der zärtlichen Liebe, die die Natur selbst genugsam gegründet hat, auch die Ehrfurcht ihrer Kinder erwerben kann; wenn sie mit der Kraft dieser Liebe und dieser Ehrfurcht Liebe und Ehrfurcht für Tugend, Gesetze und Vaterland den Herzen ihrer Lieblinge einpräget; wenn sie selbst zu erhabenen Gefühlen erzogen, die Liebe zu ihrem Sohne der Liebe zum Vaterland unterordnet, ihn unter diesen Abschiedsworten zur Armee schickt: Mit die-

diesem Schilde kehre zurück, oder stirb auf ihm: die Nation wird Helden haben, wie sie ohne solche Mütter sie nie hat, mitfühlende, gerechte, menschenfreundliche Helden.

2) Wenn hingegen die Frau in sklavischer Unterdrückung nur zu den niedrigsten Diensten, oder zu einem Werkzeuge sinnlicher Lüste, herabgewürdiget ist: so müssen die Männer Barbaren bleiben, so lange dieß Verhältniß dauert; oder es werden, wenn sie es noch nicht sind. Die Männer sind zur Gewaltthätigkeit und zur Vernachlässigung des Wohlstandes von Natur zu geneigt, um nicht darein zu verfallen, oder darinn zu bleiben, wenn sie die Weiber, als unter ihnen, von ihrer Gesellschaft entfernen. Auch unter gesitteten Völkern können die Gesellschaften, die aus lauter Mannspersonen bestehen, noch oft Beweise davon abgeben. Die Griechen sind kein Gegenbeweis; sie hielten nur ihre Frauen vom gesellschaftlichen Umgange zurück; freye Schönen von dem aufgeklärtesten Verstande und dem feinsten Gefühle hatten desto mehr Einfluß auf denselben.

3) Die Vielweiberey ist eine Folge von der Verachtung und Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes; und wiederum auch eine Ursache dazu. Welcher Vater würde seine Tochter zur Gefangenen im Serail oder zur leibeigenen Dienstmagd hingeben wollen und können; wenn nicht ihre natürlichen Rechte schon verkannt wären? welcher Mann würde sich mit vielen Frauen belästigen wollen; wenn er in einer gleichen Gesellschaft mit ihnen leben sollte? Und wie sollte Eintracht und Ordnung, bey mehrern Frauen und deren Kindern neben einander, in der Familie erhalten werden; wenn nicht der Mann

despo-

despotische Gewalt ausüben dürfte? Aber eben dieser häusliche Despotismus ist eine der schädlichsten Wirkungen der Vielweiberey. Unter Sklavinnen im Serail werden nur Sklaven oder Tyrannen gebildet *).

4) Wenn die Frauen, abgöttisch verehrt, uneingeschrenkte Freyheit und Herrschaft besitzen, und doch nur um des Vergnügens willen hochgeschätzt, und also auch nur, Vergnügen und angenehmen Zeitvertreib zu verschaffen, gelehrt werden: so ist nichts gewisseres, als daß mancherley Kleinigkeiten für wichtig, und manche wichtige Dinge für Kleinigkeiten werden gehalten werden. Die feine Lebensart und der lebhafte Witz werden vielleicht die Auswahl der Feldherrn bestimmen; und der Finanzminister wird seine Stelle verlieren, weil er eine Summe, für die ein Kriegsschif ausgerüstet werden konnte, zum Vertändeln zu groß fand **).

*) *Hume* Ess. on Polygamy and Divorce.

**) Nicht just diese, aber andre lehrreiche Bemerkungen hierüber, finden sich in einem Plan d'Education publique. Paris 1777. p. 131-46.

Kapitel

Kapitel VIII.

Vom Beytrag der Erziehung zur Bestimmung des Gemüthscharakters.

§. 195.

Bestimmung des Begriffes von der Erziehung, nach gegenwärtiger Absicht. Wichtigkeit derselben überhaupt betrachtet.

Die Schriftsteller von der Erziehung verstehen bisweilen unter diesem Ausdruck den gesamten Einfluß aller äußerlichen Ursachen der Entwickelung, Vervollkommnung oder Unterdrückung, Schwächung und Verunstaltung der natürlichen Anlagen eines Menschen. Sie rechnen also dahin, außer den absichtlichen Bemühungen der Eltern und anderer verpflichteter Erzieher, nicht nur den Einfluß alles dessen, was in den besondern Verbindungen eines jeden Menschen ihm vorkömmt, und seine Grundsätze, Begriffe und Neigungen mit bestimmt; sondern auch die allgemeinen physischen und moralischen Verhältnisse, in welchen einer mit seinem ganzen Volke und Vaterlande verwickelt ist, Klima, Staatsverfassung u. s. w. Nach den bisherigen Untersuchungen kann es unsre Absicht nicht mehr seyn, in einem solchen weitläuftigen Begriffe, die Erziehung unter den Ursachen der verschiedenen Gemüthsarten zu betrachten. Sondern nur

nur in so fern, als außer dem Unterrichte der Jugendlehrer und den häuslichen Anweisungen und Beyspielen, der besondere Umgang eines Menschen, hauptsächlich in der Jugend darunter verstanden wird *).

Aber auch nur nach diesem Begriffe gehört die Erziehung noch immer unter die wichtigsten Gründe des Charakters; eine Wahrheit, in Ansehung deren die tägliche Erfahrung und die Natur der Sache nicht leicht jemanden einen Zweifel übrig lassen kann. Nicht, daß die Erziehung alles machen, willkürlich Kräfte schaffen, und die natürlichen Anlagen immer nach jedweder Absicht umändern könnte. Dieß vermag sie nicht; wenn auch alles, was sie in sich fasset, zusammen käme, und aufs vollkommenste mit einander übereinstimmte; wie gewöhnlich nicht der Fall ist. Aber vieles vermag sie, sehr vieles. Denn sie hat die ersten, durchs ganze Leben dauer-

*) Die Physische Erziehung ist zwar von großer Wichtigkeit für den Gemüthscharakter. Da aber hier nicht die Absicht ist, vollständigen praktischen Unterricht von der Erziehung zu geben, und jener Theil zur Wissenschaft der Aerzte eigentlich gehört: so wird das, was in den vorhergehenden Abschnitten von den physischen Ursachen angemerkt worden ist, eine besondere Ausführung des Einflusses der physischen Erziehung hier entbehrlich machen. Wer sich hierinnen belehren will; lese des sel. Brechters Briefe über den Aemil des Rousseau, und die andern Schriftsteller, die daselbst häufig angeführt werden. Man sehe auch Tissot in dem oft citirten Traité des nerfs tom. II. part. I. p. 22. f. Kurz und gründlich zusammen gefaßt und gut vorgetragen hat die Hauptregeln derselben noch neuerlichst J Struve unter dem Titel: Ueber die körperliche Erziehung. Züllichau 1781. 8.

dauerhaften Eindrücke größtentheils in ihrer Gewalt. Sie kann den Kräften, da sie noch sehr vieler und verschiedener Bestimmungen fähig sind, eine gewisse Bestimmtheit; sie kann den natürlichen Neigungen, die auf so manchfaltige Weise befriediget werden können, die eine oder die andere Richtung auf gewisse Gegenstände geben. Sie kann die eine oder die andere dieser Neigungen vorzüglich stärken und herrschend machen; indem sie die innern und äußerlichen Reizungen, durch Erzeugung der nöthigen Kräfte, der Gelegenheiten, und durch öftern, immer angenehme Erinnerungen zurücklassenden Genuß anhäuft. Durch entgegengesetzte Handlungen kann sie Abneigungen hervorbringen. Ein einziger in der Jugend eingeprägter Grundsatz ist es in unzähligen Fällen gewesen, was einem Menschen in der Stunde der Versuchung seinen Charakter gerettet; was ihn noch von einem Schritte abgehalten hat, der ihn in ein Labyrinth von Folgen verwickelt haben würde, aus welchen, mit einem ganz anderen Schicksale, eine ganz andere Handlungsweise ihm hätte entstehen müssen. Eben so die Erinnerung an einen Vater, an eine seiner Handlungen, eines seiner Worte. Aber oft hat auch ein einziges böses Beyspiel das ganze moralische System eines Menschen zerrüttet, und ihn, so zu sagen, von neuem gebohren. Noch einmal, dieß ist nicht immer so; kann nicht in Ansehung aller Menschen gleich wahr seyn, da überhaupt nicht alle gleiche Bildsamkeit haben. Aber genug, daß es in Ansehung vieler, daß es sehr oft so ist.

Und wie es die Erfahrung von einzelnen Menschen lehret; so findet es sich auch vielfältig bestätigt in der Geschichte der Völker. Auf die Erziehung gründete sich

haupt-

hauptsächlich die ganze Verfassung, der ganze so eigenthümliche Charakter der Spartaner. Wie verschieden waren nicht dieselben von den Athenern, so nahe bey ihnen, und zu einer Zeit! Durch eine weibische Erziehung, die er auf den Rath des Crösus unter ihnen einführte, soll Cyrus die Lydier entkräftet und zur sklavischen Unterwürfigkeit gewöhnt haben. Aber, wie Plato bemerket *), sind auch ihm, dem Cyrus, seine eigene Kinder und Nachfolger im Persischen Reich, nur wegen der Verschiedenheit ihrer Erziehung, so sehr ungleich gewesen. Die Ernsthaftigkeit der Araber, Egypter und Türken wird von aufmerksamen Beobachtern der Erziehung zugeschrieben. So bald sie aus dem Harem kommen, im vierten oder fünften Jahre, sind sie fast immer in Gesellschaft des Vaters oder anderer alten Leute, und müssen sich gewöhnen, ernsthaft zu denken und zu reden. Musik und Tanzlust, diese dem Jugendalter so angemessene Ermunterungen, werden für unanständig gehalten. Und der Umgang mit Frauenzimmer ist ihnen eben so wenig erlaubt, als hitzige Getränke **).

Die mehr als sklavische Verehrung der Chineser gegen ihre Eltern, diese Grundbestimmung des politischen und häuslichen Betragens derselben, ist eine Gewohnheit, die sich durch die Erziehung erhält. Denn von Jugend an hören sie nicht nur dieselbe, als die erste aller Pflichten, einschärfen; sondern unablässige Uebungen, die feyerlichsten Gebräuche und die ehrwürdigsten

*) *Plato* de legibus lib. III.
**) Niebuhr Beschreibung von Arabien S. 27.

Beyspiele unterhalten und stärken sie in diesen Vorstellungen *).

Die noch ungesitteten Völker geben ihren Kindern eine solche Erziehung, die den Trieb zur Freyheit und Unabhängigkeit in ihnen gar sehr befördert; hingegen zur Pflicht des Gehorsams und der Ehrerbietigkeit sie wenig geneigt macht. Die Caraiben, sagt Oldendorp, die gern viele Kinder haben, thun ihnen nie einigen Zwang an. Keine Schläge oder andere Strafen des Ungehorsams kommen bey ihnen vor. Der Caraibe lernt also nicht gehorsam seyn. Sein Wille ist seine Regel **). —

Eben dieß bezeugt auch Kranz von den Grönländern, dessen Erzählung von der Grönländischen Erziehung überhaupt beherziget zu werden verdient ***).

An-

*) Memoires concernants l'Histoire des Chinois Tome III. Gött. Anz. 1779. Zugab. St. 50.

**) Geschichte der Mission I. 27.

***) Die Kinder wachsen ohne alle Zucht auf, und werden von den Eltern weder geschlagen, noch mit harten Worten bestraft. Man muß aber auch gestehen, daß eine scharfe Zucht bey den Grönländischen Kindern theils nicht nöthig ist, weil sie so still, wie die Schaafe, herum gehn, und auf sehr wenige Ausschweifungen gerathen; theils vergeblich seyn würde, indem der Grönländer, wenn man ihm eine Sache nicht bittweise und durch vernünftige Vorstellung annehmlich machen kann, sich eher todtschlagen, als dazu zwingen lassen würde. — Je mehr die Kinder zum Verstande kommen, und etwas zu thun kriegen, je ruhiger werden sie. — Sie folgen den Eltern gern, weil sie wollen; wollen aber auch von ihnen gütig, ja freundschaftlich behandelt seyn; und wenn

Andere Reisende haben bey mehrern Wilden im nördlichen Amerika dasselbe bemerkt. Sie sahen öfters, daß die Kinder ihren Eltern hart begegneten, sie so gar schlugen, ohne daß sie von ihnen dafür gezüchtiget wur-

wenn etwas nicht nach ihrem Sinn ist: so sprechen sie schlechtweg: ich wills nicht thun. Dabey lassens die Eltern bewenden, bis sich die Kinder eines bessern besinnen. Dagegen wird man schwerlich ein Exempel der Undankbarkeit erwachsener Kinder gegen alte unbehülfliche Eltern aufzubringen wissen.

So bald ein Knabe Hände und Füße brauchen kann, giebt ihm der Vater einen kleinen Pfeil und Bogen in die Hand, und läßt ihn damit, wie auch am Seeufer mit Steinen, nach einem Ziele werfen, oder mit einem Messer Holz zu Spielgeräthschaften schnitzen. Gegen das zehnte Jahr schaft er ihm einen Kajak, damit er sich, in seiner oder anderer Knaben Gesellschaft, im Fahren, Umkantern und Aufstehen, Vögel- und Fischfangen übe. Im 15ten oder 16ten Jahre muß er mit auf den Seehundfang. Von dem ersten Seehund, den er fängt, wird den Hausleuten und Nachbarn eine Gasterey gegeben. Während dem Essen muß der Knabe erzählen, wie er es angestellt hat. Die Gäste bewundern seine Geschicklichkeit und rühmen das Fleisch als was besonderes; und die Weiber sind von dem an bedacht, ihm eine Braut auszusuchen. Denn wer nicht Seehunde fangen kann, wird äußerst verachtet, und muß sich mit weiblicher Nahrung durchbringen.

Ihre Nachsicht gegen die Fehler, selbst Bosheit der Kinder ist bey uns ohne Beyspiel. Da einem Vater in diesem Falle der Missionarius vorstellte, daß, wenn man um solcher Vergehungen willen die Kinder nicht züchtigte, sie, wenn sie groß würden, sich härteren Strafen anderer aussetzten; antwortete er spottweise: Kein Wunder, daß die Kablunät (Ausländer) so fromm sind. S. Kranzens Historie von Grönland. I. 213. II. 328.

den. Zur Ursache dieser Nachsicht geben sie an, daß sie sonst furchtsam und keine gute Soldaten werden würden *).

Ein einziger Mann hat bisweilen durch sein Beyspiel und seinen Unterricht die Denkungsart und den Charakter eines ganzen Volkes umgeschaffen. So Pelopidas der Thebaner. Er lehrte seine Landesleute, die vorher nie von einem gleich starken Feinde überwundenen Spartaner mit einer geringern Macht besiegen, bewies ihnen, sagt Plutarch **), daß nicht der Erdstrich tapfere Krieger mache, sondern die größere Furcht vor der Schande, als vor der Gefahr.

So waren vielleicht auch die Cherusker, die schon zu des Tacitus Zeiten für feig und albern gehalten wurden ***), zur Zeit des Augusts nur durch Armins Beyspiel ein Volk, das die Römer überwinden konnte.

Eines jeden Menschen Charakter hat seinen Grund in dem Charakter, den Sitten und Denkarten des Zeitalters, mehr oder weniger.

§. 196.

Genauere Bestimmung des Einflusses der Beyspiele.

Wie Vorstellungen, Grundsätze und Einsichten auf den Willen wirken, und wie durch langwierige Uebungen und Gewohnheit Neigungen entstehen; dieß ist in

*) Voyages au Nord. V. 350. Von den Neuseeländern s. *Forster's* observations p. 322.

**) Cap. 17.

***) De Situ Germaniae Cap. 36.

in vorhergehenden Untersuchungen beydes schon ausführlich genug erörtert worden; daß es nicht nöthig seyn wird, die Einflüsse der Erziehung mittelst dieser Triebfeder hier erst zu zeigen. Aber die manchfaltigen Wirkungen, die aus den Beyspielen, den zufällig vorkommenden sowohl, als den absichtlich aufgestellten, bey der Bildung der Gemüther entstehen, verdienen noch genauer aufgesucht und unterschieden zu werden.

Daß Beyspiele zur Nachahmung reizen, ist nur eine, aber freylich eine der wichtigsten, von ihren Wirkungsarten. Vermöge der mancherley Triebfedern, durch welche der Nachahmungstrieb bestimmt wird, (Th. I. (§. 115.) können aber Beyspiele nicht nur alsdann zur Nachahmung reizen, wenn ein Mensch für sich schon zu einem ähnlichen Verhalten vorzüglich geschickt und aufgelegt ist; sondern auch, wenn ihn die Natur zu etwas ganz anderem bestimmt hatte. Gefälligkeit, eitle, übel verstandene Ehrbegierde, oder auch Furcht und Zwang können dazu antreiben.

Wenn denn aber doch die Natur nie ganz überwältiget wird; so können auf diese Weise nicht wohl andere, als, mehr oder weniger, verstümmelte, verrückte, schwankende, mit sich selbst nicht übereinstimmende Charaktere entstehen. Eben nicht immer schlimmere, als ohne diesen Zwang, diese Nachgiebigkeit, kurz diesen Einfluß der Beyspiele, bey übrigens gleichen innern und äußern Veranstaltungen, entstanden seyn würden. Denn daß das Beste, was aus einem Menschen werden könne, just dasjenige sey, wozu er von innen her am meisten vorbereitet ist; möchte wohl schwerlich zu behaupten seyn.

Und wenn auch noch so sehr durch äußerliche Ursachen die Menschen schlimm, sich oder andern schädlich werden: so sind es doch nicht allein die Beyspiele, die sie nachahmen, und ihrem Naturell zuwider nachahmen, wodurch dieses geschieht. Sondern mehrere andere Ursachen, besonders die öftern Collisionen der Absichten, bey gleichen Begierden und Kräften sie zu befriedigen, bewirken dasselbe. Diejenigen, die ihrem Kopfe oder Instinct so einzig folgen, können freylich bisweilen Stifter eines neuen Lichts und neuer Freuden in der Welt werden. Aber auch Stöhrer aller gesellschaftlichen Ordnung und Verbindung; als welche nicht bestehen können, wofern nicht die Theile durch wechselseitige Nachgiebigkeit sich in einander einformen. Man sieht leicht, daß der hauptsächlichste Unterschied bey dieser, den natürlichen Anlagen Gewalt anthuenden, Nachahmung darauf beruhe, ob die Vernunft sie beschließt und leitet; oder ob sie nur von blinder Begierde oder äußerlichem Zwang herrührt. Im erstern Falle kann der so entstehende, zum Theil erborgte, erkünstelte Charakter, mittelst der höchsten Gesetze und Grundtriebe des menschlichen Willens, noch wohl Dauerhaftigkeit und Uebereinstimmung erlangen. Der von Natur trotzige, störrische, anprallende kann dem Muster des auch von Natur schon sanften, biegsamen und vorsichtigen, wenn er es auch nie ganz erreicht, sein Naturell dabey nie ganz verleugnet, doch mit mehrerer Uebereinstimmung im Charakter sich ähnlich machen; als diesem es gelingen würde, einen trotzigen, gebieterischen, tollkühnen Charakter anzunehmen; weil letztere Eigenschaften weniger Grund in den allen Menschen gemeinen unüberwindlichen Empfindungen und Willens-

lenstrieben haben, als die entgegenstehenden. Aber wenn die Vollkommenheit der menschlichen Natur überhaupt nicht nach einem einzigen Ideal individuell bestimmt werden kann; so möchten freylich wohl Menschen von sehr verschiedenen Naturanlagen vielleicht nie einander völlig ähnlich zu werden unternehmen können, ohne daß Verunstaltung der Charaktere daraus erfolgt. Doch dieß braucht itzt noch nicht weiter untersucht zu werden; wo nur bemerkt werden soll, was geschieht, nicht, was den weisesten Absichten nach geschehen soll.

Abneigung vor etwas ist eine andere entgegengesetzte Wirkung der Beyspiele, welche gleichfalls durch mehrere Triebfedern erfolgen kann. Einmal dadurch, daß diese Beyspiele eine an sich hassenswürdige Sache in ihrer ganzen Abscheulichkeit darstellen. Ein Laster, zur rechten Zeit, wenn sich seine fürchterlichsten Folgen auf einmal offenbaren, den Sinnen vorgestellt, kann einen durchs ganze Leben überwiegenden Abscheu dawider erzeugen. Vielleicht ist dieß eine Ursache, weswegen lasterhafte Eltern bisweilen ihnen sehr unähnliche, gut gesittete Kinder haben. Eine verabscheuungswürdige Eigenschaft an einer Person, die man lieben und verehren soll, ist doppelt verhaßt; wenn sie einmal stark genug Eindruck macht, um nicht durch die Neigungen der Liebe und Ehrfurcht überblendet werden zu können; auch wenn man selbst weiter nichts unangenehmes von ihr zu erleiden hat. So werden auch Ehegatten, vielleicht öfter einer von den Fehlern des andern angesteckt, bisweilen aber auch zur Ablegung eines Fehlers angetrieben, durch den Eindruck, den eben dieser Fehler am andern auf sie macht. In einem andern Fall aber können auch Dinge,

die an sich einem nicht, oder nicht so sehr zuwider seyn würden, verhaßt werden, um derjenigen willen, die sich damit abgeben, oder dieselben an sich haben; und mit welchen verglichen und ähnlich gefunden zu werden, einem sehr unangenehm seyn würde. So sollen die Spartaner ihre Sklaven sich haben betrinken lassen, um ihren Kindern Abscheu vor der Trunkenheit beyzubringen. Und mehrere Gesetzgeber haben verachteten Classen des Volks dasjenige erlaubt oder anbefohlen, was sie bey dem bessern Theile verhindern wollten, ohne es zu verbieten. Endlich können Beyspiele, Handlungen und Eigenschaften anderer auch auf diese Weise noch Einfluß auf die Bildung der Gemüther haben, daß sie antreiben, desto sorgfältiger nach andern, vielleicht entgegengesetzten Vollkommenheiten zu streben, und sich dadurch Achtung zu erwerben; weil durch Nachahmung jener andern sich vortheilhaft zu zeigen, nicht angehn will. Mancher nimmt den Charakter des Cato oder Brutus an, weil die Rolle des Cäsars schon besetzt ist; wird Eiferer für den schlichten, geraden Volksglauben und Kindessinn, oder Patriot in der Oppositionsparthey, weil der Freydenker schon zu viele sind, oder im Ministerio man ihn nicht haben will. Und so in unzähligen andern Verhältnissen; auch unter Kindern schon, bey der häuslichen und öffentlichen Erziehung. Hiebey darf nicht unbemerkt bleiben, daß anhaltende lebhafte Verstellung so gar endlich dauerhafte Dispositionen hervorbringen, und dem Charakter eine merkliche Veränderung geben kann. Man glaubt endlich selbst, was man oft mit Eifer andere hat glauben machen wollen; man gewöhnt sich, die Dinge auf eine gewisse Weise anzusehen, sieht manches Wahre und Gu-

te,

te, was darinn ist, wirklich ein, welches man beym ersten Antrieb zur Uebernehmung dieser Rolle nicht gedacht hatte; und schämt sich endlich auch, an sich selbst zum Lügner zu werden, und dasjenige aufzugeben, wofür man so viel gethan hat.

§. 197.

Von den verschiedenen Folgen der häuslichen und der öffentlichen Erziehung.

Da so viel schon über die Vorzüge der häuslichen und der öffentlichen Erziehung gestritten worden ist: so scheint vermuthet werden zu können, daß man wichtige Verschiedenheiten der Wirkungen der einen und der andern, vornemlich auch in Absicht auf die Sittenbildung, müsse anmerken können. Denn dieß ist doch immer der wichtigste Punkt bey der Erziehung. Unterdessen wird man bey genauerem Nachdenken bald gewahr, daß es schwer hält, vieles, was allgemein gelten kann, darüber zu sagen. Bey öffentlichen Erziehungsanstalten ist es freylich schwerer, die bösen Beyspiele abzuhalten. Aber wie oft sind nicht die schlimmsten Beyspiele, wodurch die Jugend verdorben wird, in der Eltern Haus? Und von den guten Beyspielen, die in gemeinen Schulen nie ganz fehlen können, läßt sich auch etwas hoffen. Die Vorsteher der öffentlichen Erziehung können mit mehrerem Ansehn handeln; da sie unter obrigkeitlichem Auftrage und Schutze stehen, weniger von der Gunst der Eltern und von der Verbindung mit einzelnen Schülern abhängen. Aber dafür haben sie insgemein ihre Zöglinge auch nicht so ununterbrochen in ihrer Gewalt; und

kön-

können nicht bewirken, daß die ganze Behandlung eines jeden übereinstimmend zweckmäßig ausfalle. Sie können vor manchen groben Versehen, in welche angehende Privatlehrer verfallen, schon durch den Mechanismus, nach welchem das Ganze geht, in welchem sie als Mitarbeiter stehen, bewahrt seyn. Aber einmal muß der Privaterzieher nicht ein Anfänger in seiner Kunst seyn. Und dann ist es auch leichter, eine Privaterziehung nach den Einsichten und Bedürfnissen des Zeitalters einzurichten, als die Erziehungsart in öffentlichen Anstalten umzuschaffen und gründlich zu verbessern.

So bedingt und ungewiß sind die Vorzüge der häuslichen und der öffentlichen Erziehung in diesen und in mehreren andern Punkten!

Auch dadurch wird die Bestimmung der Folgen dieser beyden Erziehungsarten im allgemeinen noch gefährlich, daß die Begriffe von denselben, auch im Grunde ihrer Verschiedenheiten, so wenig genau bestimmt sind, daß sie einander sehr nahe kommen können. Eine häusliche Erziehung, wo mehrere Zöglinge beysammen sind, und außerdem freyer Umgang und Verbindungen mit verschiedenen andern Kindern von gleichem Alter zugelassen werden, kann in demjenigen, worauf es bey den Einflüssen auf die Gemüthsbildung am meisten ankömmt, vielleicht mehr öffentliche Erziehung seyn, als wenn einer, in die Zellen eines Schulgebäudes eingeschlossen, seine jugendliche Lebhaftigkeit verschmachtet, oder unter beständiger, strenger Aufsicht in die Lehrstunden einer öffentlichen Schule begleitet, daraus wieder abgeholt,

und

und dort, wie zu Hause, immer im ängstlichen Zwange erhalten wird *).

Was sich also hier noch für die allgemeine Geschichte der Sittenbildung ausmachen lässet, kann nur unter der Voraussetzung eines großen Abstandes in dem, worinnen beyde Erziehungsarten einander entgegen gesetzt sind, und gleicher Vollkommenheit in dem, was eine jede nach ihrem Wesen für den gemeinschaftlichen Zweck Gutes an sich haben kann, untersuchet werden.

Und dann läßt sich mit Grunde annehmen:

1) Daß bey der öffentlichen Erziehung die Zöglinge früher mit sich selbst und andern Menschen bekannt, und ihre mancherley Triebe zu entwickeln und zu üben veranlasset werden. Dieß kann aber nun weiter so viel heißen, daß sie mit wenigerem Nachtheil für die Ruhe ihres Lebens, und die Güte ihres ganzen Charakters, die Erfahrungen erlangen, die die wichtigsten Grundlagen zur Selbsterkenntniß und Menschenkenntniß, zur Klugheit und bestimmten, ausgebildeten Rechtschaffenheit sind. Der praktische Unterricht für die Kunst zu leben, den der Knabe unter seinen Cameraden sich mit einem kleinen vorübergehenden Verdruß erkauft hat, kömmt dem Jüng-

*) Von der Erziehung in den Waisenhäusern sagt ein französischer Schriftsteller: Un enfant qui sort à dix sept ou dix huit ans d'un Hopital, a ordinairement dans son charactere un fonds de niaiserie, dont il ne se defait jamais. Il n'a rien oui, rien entendu, que ce qui s'est passé dans son Hopital. Or cela ne lui apprend point la maniere d'être dans le monde, qu'il va habiter. *Les moyens de detruire la mendicité.* p. 268.

Jüngling schon viel theurer zu stehen. Und muß ihn der Mann erst aus seiner eigenen Erfahrung mit Schaden lernen: so können die Empfindungen davon seinen ganzen Charakter trüben; und es zu einer gründlichen Aussöhnung mit ihm selbst oder mit der Welt vielleicht nie wieder kommen lassen. Denn eine unangenehme Entdeckung schmerzt um so mehr, je später man sie macht; und die Beleidigungen, sowohl die man anthut, als die man leidet, sind nie von so eingeschrenkten Folgen, als in der Jugend.

Die ganze menschliche Erkenntniß aber beruht so sehr auf Erfahrungen, diejenige, die nur aus allgemeinen Lehren und analogischen Vorstellungen entsteht, hat, so lange nicht Empfindungen hinzu kommen, so selten die Bestimmtheit und Klarheit, welche zu einer Richtschnur der Handlungen und Schutzwehr gegen die Anfälle der Leidenschaften erfordert werden; daß die beste Erziehung, bey welcher es an Veranlassung zur Erweckung und Uebung der Haupttriebfedern gefehlt hat, wenige Sicherheit fürs künftige Rechtverhalten giebt. Es enthält also das gemeine Sprichwort, ob es gleich viele Behutsamkeit bey genauerer Bestimmung und Anwendung erfordert, daß die Jugend austoben müsse, in der That eine wahre und wichtige Bemerkung. Und die mehrere Gelegenheit zum Austoben, oder um den gehäßigen Ausdruck zu vermeiden, zum Auslassen der Triebe, und zu Vorübungen derselben für die künftig wichtiger werdenden mancherley Vorfälle und Verhältnisse des Lebens, welche bey der öffentlichen Erziehung, nach dem angenommenen Gegensatze, Statt findet, wäre also der erste,

und

und vielleicht der gewisseste und wichtigste Grund zu Gemüthsverschiedenheiten, die daher entstehen können.

2) Grund zu mehrerer **Dreistigkeit** und **Freymüthigkeit** läßt sich in der öffentlichen Erziehung in so fern gedenken, als sie Gelegenheit giebt, an unterschiedene Gesichter, Denk- und Behandlungsarten sich zu gewöhnen; da eingeschrenkter Umgang und immer dieselbe einförmige Behandlung Schüchternheit und Verlegenheit in tausend Fällen nach sich ziehen müssen. Aber vieles davon muß sich freylich anders finden; wenn die Zöglinge in einer öffentlichen Schule alle aus einer Gegend und von einem Stande sind, und alle von lauter pedantischen Lehrern und Zuchtmeistern am Leithande herumgeführet werden; die Privaterziehung hingegen in einem großen geselligen Hause ausgeführt wird. Auch können Stolz und Dreistigkeit von einer gewissen Art bey denen am leichtesten entstehen, die am wenigsten noch unter ihres gleichen gekommen sind; wenn sie nemlich in ihrer eingeschrenkten Existenz über die wenigen, die sie da sahen, immer hervorragten. Wären sie früher unter die Menschen gestellt worden: so würden sie bescheidener von sich denken, und vorsichtiger andern sich zu nähern gelernt haben; was später noch zu lernen die Eigenliebe ihnen nicht mehr erlaubt, oder das Glück und äußerliche Ansehn, das ihnen zu Theil geworden ist, nicht mehr nöthig macht. Es ist kaum zu vermuthen, daß ein im Hause erzogener, oder ein Autodidaktos, einen so guten Collegen im Amte abgiebt, als einer, der in der Schule seine Classen durchgegangen ist.

3) Nicht

3) Nicht nur aber eine mehrere Fertigkeit in allerhand Charaktere sich zu schicken, und mit ihnen sich zu vertragen, läßt sich von der öffentlichen Erziehung vor der häuslichen erwarten; sondern auch eine allgemeinere Theilnehmung, ein ausgebreiteteres Wohlwollen, mehr öffentlicher Geist. Die Familiengewohnheiten und Vorurtheile können eben dasselbe thun, was Nationalvorurtheile und Gewohnheiten thun; gewöhnen, alles aus einem eingeschrenkten Gesichtspunkt, nach etlichen wenigen selbstsüchtigen Verhältnissen zu beurtheilen, und Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen das Fremde erzeugen. Und es wird ihnen, wie allen Gewohnheiten und Vorurtheilen, desto schwerer abgeholfen, je später man zum Gegentheil gewöhnen will. Eben aus dieser Ursache hat man vornemlich auch es immer für ein Stück der Gesetzgebung und Regierungskunst gehalten, die Erziehung zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen; weil die häusliche Erziehung, wenn sie auch, mit Fleiß und Einsicht getrieben, Grund zu guten Gesinnungen legen würde, dennoch nicht dem gemeinen Wesen angepaßte Gesinnungen beybringen könnte.

Wenn nun dieses seine Richtigkeit hat: so läßt sich hingegen der Privaterziehung der Vortheil wieder zueignen, daß sie sich nach den Eigenschaften und Verhältnissen eines jeden Individuums genauer richten, und also eher diejenige Bestimmtheit und Uebereinstimmung des Charakters hervorbringen könne, die alsdann am leichtesten entstehen kann, wenn der Natur am sorgfältigsten nachgegangen, am wenigsten unnöthiger Zwang ihr angethan wird. In großen Gesellschaften kann nicht

nur

nur auf die Beförderung der Vollkommenheit der Theile nicht immer Sorgfalt gewendet werden; weil zu viel andere darüber versäumt werden müßten: sondern es sind auch strengere Gesetze nöthig, und muß schärfer über sie gehalten werden, um des Beyspiels willen. Einem einzigen könnte erlaubt oder verziehen werden, was vielen nicht erlaubt, und also auch einem unter den vielen nicht verziehen werden darf. Kurz je größer die Gesellschaft ist, in welcher Zucht und Ordnung erhalten werden soll; desto mehrere Gesetze werden nöthig, desto mehr Zwang und Einschrenkung der Freyheit des Einzelnen. Gewisse starke Naturen lassen sich nun freylich durch keinen Zwang zurückhalten, und bilden sich von innen aus. Aber deren giebts nicht viele.

Je mehr die Gesetze der öffentlichen Erziehung mit sich selbst übereinstimmend, der wirklichen Lage der Umstände angemessen, mit einem Worte vernünftig sind; desto weniger kann der Zwang, der daraus für die einzelnen Naturelle entsteht, ihnen nachtheilig seyn, und die Bestimmtheit und Uebereinstimmung des Charakters in die Länge verhindern (§. 196). Wenn hingegen nach unvernünftigen, wenigstens dem gegenwärtigen Zeitalter nicht angepaßten, die wirkliche, gemeine, überall, nur in den Erziehungshäusern noch nicht, angenommene Denkungsart wider sich habenden Grundsätzen die Weisheit der Schulen sich richtet: so ist die natürlichste Folge, die in vielen Gemüthern, über kurz oder lang, daher entstehen muß, Verachtung aller jener Weisheit, und so mit vielleicht Verachtung aller Grundsätze und Lebensregeln.

Was nun daraus weiter entsteht, ist schlimmer als ein von jeher sich selbst ganz überlassen gewesener Charakter. So wie Anarchie einer zu gemeinschaftlichen Zwecken und Gesetzen verbundenen Gesellschaft schlimmer ist, als Freyheit des ursprünglichen Naturstandes.

Die Erziehung braucht, um diesen Folgen auszuweichen, nicht die Laster und schädlichen Irrthümer der gemeinen Denkungsart anzunehmen. Nur muß sie sich in so fern nach ihnen richten, daß sie Wahres und Gutes um so weniger übertreibt, je mehr der Geist des Zeitalters gegen diese Uebertreibungen sich empören und gar bald die Oberhand gewinnen würde. Die Erziehung muß nicht Mönchsenthaltsamkeit predigen und angewöhnen wollen, wo alles vom Genießen spricht und dazu aufmuntert; nicht rauhe Stärke und Ehrlichkeit eines Wilden oder Cynikers, wenn ohne Politur und Geschmeidigkeit nicht fortzukommen ist; nicht Uneigennützigkeit und Selbstgenügsamkeit eines Stoikers, wenn die Pflicht gegen uns, und die mit uns verbundenen, in hundert Fällen, die sich alle Tage ereignen, noch etwas anders will, als dulden können; nicht Gleichgültigkeit gegen Ehre und Ansehn, unter Menschen, die ihre Berathschlagung, ob sie sich mit jemanden einlassen sollen, immer mit der Frage anfangen, was man von ihm sage, halte? Oder es wird geschehen, was vorher bemerkt worden ist. Auch alsdann wird dieß geschehen; wenn die Erziehung ihren vernünftigen Anweisungen Gründe unterlegt, die bey der gemeinen Denkart wenig oder gar nichts gelten, die Untersuchung, zu der überall bald Veranlassung gegeben wird, nicht aushalten.

Doch

Doch diese letztern Betrachtungen betreffen Fehler, die beyden Erziehungsarten, der häuslichen und der öffentlichen, gemein seyn können; ob sie wohl bey ersterer noch leichter sich vermeiden lassen, als bey der letztern.

§. 198.

Von einigen gewöhnlichen Fehlern bey der Erziehung und deren Folgen für den Charakter.

Die Untersuchungen über die Einflüsse der Erziehung in die Bildung der verschiedenen Gemüthsarten könnten noch lange fortgesetzt werden; wenn man die Folgen jedwedes beträchtlichen Fehlers, der bey der Erziehung begangen werden kann, und oft begangen wird, entwickeln wollte. Aber alles, was dahin gehört, auszuführen, würde der Bestimmung dieses Buches eben so zuwider seyn, als gar nichts davon bemerken.

1) Ein sehr gewöhnlicher Grundfehler bey der Erziehung, dessen Folgen in der Bestimmung des Charakters sehr wichtig werden können, besteht darinn, daß man oft viel mehr Weisheit bey Kindern voraussetzt, als sie wirklich besitzen; oder wenigstens so mit ihnen verfährt, wie nur geschehen dürfte, wenn eine solche Voraussetzung Statt fände. Man verlangt von ihnen, daß sie ihre Begierden einschrenken, und ihre Kräfte mühsam anstrengen sollen, um solcher künftiger Folgen willen, von denen sie noch gar keine, oder nur dunkele, wenig vermögende Begriffe haben; statt durch nahe, ihnen empfindbare und wichtige Vortheile sie zu reizen: durch willkührlich verknüpfte Reize sie zu gewöhnen zu demjenigen, was sie erst später, nach seinen nothwen-

digen Verhältnissen zu schätzen, im Stande seyn werden. Man erwartet, daß von ihnen wirklich verstandene Wahrheiten von nun an immer die Richtschnur ihrer Handlungen seyn sollen, erstaunt, entrüstet sich darüber, wenn im Trieb der Sinnlichkeit sie nicht mehr daran gedenken, oft wieder dagegen handeln; und überlegt nicht, wie viel dazu gehört, ehe Vorstellungen des Verstandes herrschende Triebfedern, und stark genug werden, vor Ueberraschungen der Sinnlichkeit zu bewahren. Tausendmal fordern auch die Erzieher mehr von den Kindern, eine anhaltendere Weisheit, eine strengere Tugend, als sie sich selbst zur Pflicht machen, oder wirklich zueignen können. Was wird die Folge davon seyn? Dieß, daß die Kinder die Forderungen, die man an sie thut, für unnatürlich halten, die Gesetze, denen sie nachkommen sollen, für Machtzwang, dem man gehorcht, so lange man muß, und die Tugend für ein Gespenst, vor dem sie sich fürchten, das sie aber nicht lieben. Statt eines willigen, mit innerem Wohlgefallen verknüpften, Triebes zum erkannten, oder doch empfundenen Guten, entsteht also im Gemüthe der Trieb des sklavischen, innerlich verabscheuenden, möglichst unvollständigen, geheuchelten Gehorsams; es entsteht Entzweyung der natürlichen Triebe eines und desselben Willens, Widerspruch der Empfindungen und der äußerlichen Handlungen, Haß und Abscheu gegen Verhältnisse der Natur und gesellschaftlichen Ordnung, für welche nur Liebe und Ehrfurcht empfunden werden sollten.

Es ist nicht nöthig, daß Kinder über alles dieß so bestimmt und deutlich zu denken und zu urtheilen im Stande sind, als ich es hier gesagt zu haben hoffe, um

den

den Folgen davon ausgesetzt zu seyn. Wiewohl es an Erfahrungen nicht fehlt, daß Kinder über das unnatürliche Verhalten, die überspannten Forderungen ihrer Vorgesetzten, sehr bestimmte, nach jenen Begriffen eingerichtete Urtheile fällen.

Daß dieser, so wie andere Fehler der Erziehung, nicht immer völlig so schädliche Folgen haben müsse, daß die nachtheiligen Eindrücke, die im Gemüthe daher entstehen, durch entgegengesetzte Eindrücke der Liebe, des Zutrauens und der Hochachtung, die dieselben Vorgesetzten, durch manche vernünftige Stücke ihres Betragens, in ihren Zöglingen erwecken, gemildert, vielleicht bisweilen ganz wiederum vertilget werden können; ist auch nicht zu leugnen. Es sind in der moralischen Natur, wie in der physischen, Herstellungskräfte, Mittel einen in der Diät begangenen Fehler, oder eine von außen her erlittene Beschädigung, wieder zu verbessern. Aber wer darum jenen Fehler überhaupt für unbeträchtlich, oder die angegebenen Folgen desselben für gar nicht vorkommend ansehen wollte: müßte sehr wenig, oder sehr partheyisch für die Weisheit der Ewachsenen, beobachtet haben.

Uebrigens wird man das Gesagte hoffentlich nicht so auslegen; als ob der Gebrauch der Vernunftgründe, und der edlern, aber bey mehreren Jahren erst völlig einleuchtenden, Beweggründe bey der Erziehung schlechthin getadelt werden sollte. Solche mit der Zeit erst recht nützlich und wichtig werdende Vorstellungen dem Verstande bey Gelegenheit vorhalten, auch wenn er sie noch nicht ganz fassen kann, ist nicht schädlich; ist

gewissermaßen nothwendig, weil die Begriffe von der Natur der Dinge und ihren Verhältnissen nicht anders als nach und nach deutlich und vollständig werden können. Wenn nur nicht von diesen schwachen und unvollständigen Grundzügen der Vernunft zu viel erwartet und gefordert wird; eben so viel, oder noch mehr, als was von der ganzen Kraft der Vernunft und menschlichen Weisheit geleistet werden kann! Wenn es nur auch immer wirklich **Vernunft** ist, was man dem Zöglinge dafür angiebt! Wenn man sich nur auf diese **belehrte Vernunft** nicht allein verläßt! Der Wahrheit seine Neigungen aufzuopfern, wird dem Menschen schwer, auch wenn sie in voller Klarheit vor ihm steht; wie kann man es erwarten, wann er sie nur noch in flüchtigen, zweifelhaften Schattenbildern erblickt? Je mehr man bey der Bildung der Neigungen **durch Uebung**, ohne Vernünfteln, der Vernunft **vorarbeitet**: desto schneller wird hernach ihre Herrschaft im Gemüthe die Oberhand gewinnen. Der Mensch ist leicht weiter zu bringen im Guten durch Einsicht und Ueberzeugung; wenn er erst aus Neigung den Anfang gemacht hat. Aber es wird schwer ihn noch wieder zu überzeugen, daß das wahr und gut sey, was seine Empfindungen einmal gar sehr wider sich aufgebracht hat.

2) Sehr oft begeht man den entgegengesetzten Fehler; hält Kinder für unachtsamer und einfältiger, als sie sind. Man glaubt, daß sie überzeugt, oder doch überredt und zufrieden sind, wenn sie nichts einwenden; und thut sich also auf Beweggründe, Erziehungsmittel und Kunstgriffe viel zu gut, über die sie sich lange weggesetzt haben. Man bildet sich ein, daß sie nur auf das

mer-

merken, was man ihnen sagt, und zum absichtlichen Unterricht bestimmt; daß sie dasjenige, worüber man ihnen noch keinen solchen Unterricht gegeben hat, oder wovon sie selbst noch keine Erfahrungen haben, gar nicht bemerken, nicht verstehen, nicht auffangen, und erst halb, bald ganz, verstanden, übel anwenden können. Man glaubt nicht, wie geschickt und geneigt sie sind, mit den Reden der Erwachsenen ihre Handlungen zu vergleichen, beyde nach ihren Mienen noch weiter sich zu erklären, und aus diesem ungleich mehr zu errathen, als man sie gern wissen lassen wollte. Wer scharf Acht giebt, wird zuerst mit Erstaunen, und dann mit der vollesten Ueberzeugung, gewahr werden, daß das Verstehn der Mienen bey Kindern, noch ehe sie verständlich reden können, sehr weit gehe. Die Abhängigkeit von andern Menschen macht es gar zu wichtig, ihre Gesinnungen zu errathen; je weniger verständlich die meisten Reden der Erwachsenen für die Kinder sind, oder auch je öfter sie schon entdeckt haben, daß diese die wahren Gesinnungen nicht immer an den Tag legen; desto mehr richtet sich die ganze Aufmerksamkeit auf die Natursprache der Mienen. Und die Erkenntnißkraft des Menschen kann es bald weit bringen; wenn sie, durch ein starkes Interesse gereizt, an einem Gegenstand sich anhaltend übt.

Wie wird es aber mit der Erziehung stehn, wie mit dem Ansehn der Eltern; wenn die Kinder ihre Worte verachten lernen? Wie mit der Grundlage ihres Charakters; wenn sie an den Menschen, gegen die sie sich zuerst in den Pflichten der Ehrfurcht, Dankbarkeit und herzlichen Ergebenheit üben sollen, an ihnen selbst, ler-

lernen, daß man anders reden könne, als man denket? daß was man Rechthandeln nennt, ein Zwang sey, von dem man so viel Schein annimmt, als nöthig ist, um andern, die nicht so klug sind, das Spiel zu entdecken, ihn wirklich aufzulegen? Oder daß wenigstens die Weisheit und Kunst zu leben hauptsächlich darinn bestehe, besser zu scheinen, als man wirklich ist, und zu seyn ernstlich begehrt? Beobachter der Menschen fragt euch selbst, ob diese Denkart gemein ist! Eltern, Erzieher fragt euer Gewissen, ob ihr unschuldig daran seyd!

3) Das erst bemerkte kann freylich auch heißen: man verdirbt, statt zu bessern, weil man andere bessern will, ohne sich erst selbst gebessert zu haben; will Weisheit lehren und angewöhnen, ohne selbst weise zu seyn. Ein Blinder leitet den andern, der sich dazu nicht leiten lassen will. Und hierinn ließen sich denn wohl alle Erziehungsfehler zusammen fassen. Aber solche allgemeine Bemerkungen sind für wenige lehrreich genug. Es verdient also noch weiter als ein Hauptfehler bey der Bemühung, die Gemüther zu bilden, dieß angesehen zu werden, daß sich die Erzieher zu sehr angelegen seyn lassen, ihren Willen zu haben; und zwar bey jedem einzelnen Wollen, wenn gleich der Haupterfolg, den sie sich zum letzten Zweck gemacht haben, darüber verlohren, oder erschwert wird; daß sie überhaupt zu wenig Achtung für ihre Zöglinge haben, für deren Verstand, Neigungen und daraus entstehende Gerechtsame. Der Mensch ist von Natur allzusehr zum Stolz und zur Herrschsucht geneigt, um, wo er ein Recht zur Herrschaft hat, solches nicht leicht zu mißbrauchen; um nicht

zu

zu despotisiren, wo er befehlen darf, und zwingen kann; um vor dem Schwächern, auch wenn er ihn liebt, und vorsetzlich keine Ungerechtigkeit begeht, gegen seine böse Launen und aus Unwissenheit entstehende Uebereilungen recht ernstlich und anhaltend auf seiner Hut zu seyn. So thun die besten Eltern und Erzieher ihren Kindern oft Unrecht; wie erst die andern! lange überlegen, ehe man befiehlt; bey zweifelhafter Nothwendigkeit nur rathen, nicht befehlen; in der Hitze nie strafen; nicht einmal, ohne vorhergegangene Untersuchung, tadeln; oft dem Willen der Kinder, wenn er ihrem Alter gemäß ist, nachgeben, um ein andermal desto leichter ihren Willen zu gewinnen, und damit auf einmal desto weiter mit ihnen zu kommen; anstatt oft zu seinem Willen sie zu zwingen, und nie das Hauptziel erreichen — dieß sind freylich Regeln, an deren Vernunftmäßigkeit kein Nachdenkender zweifelt. Aber welche Eltern, welche Erzieher haben sie immer ausgeübt *)?

Wie der Staatsdespot alle Vergehungen gegen seine, wenn auch noch so unnöthige und ungerechte, Verbote nur als Ungehorsam betrachtet, und so als die abscheulichsten Verbrechen der härtesten Strafen würdig erachtet:

*) Es müßte für manche Eltern und Erzieher eine heilsame Lehre daraus entstehen, wenn ihnen alle die eilfertigen Vorwürfe, Beschuldigungen und Lehren, womit sie ihre Zöglinge einen Tag über wider sich aufgebracht, oder betäubt haben, nachgeschrieben, und so vorgehalten würden. Sie würden es selbst nicht glauben, wie viele Uebereilungen, Unbilligkeiten und Uebertreibungen darunter sind.

so können auch Erzieher zu Tyrannen werden, wenn sie durch unbedachtsame, unnatürliche Befehle und Verbote den Ungehorsam erst selbst veranlassen, und dann immer härter strafen zu müssen vermeynen, je öfter sie ihn schon gestraft haben.

Eine solche Erziehung kann wohl nicht geschickt seyn, das Gemüth zur Heiterkeit, Zufriedenheit, Gefälligkeit und Menschenliebe zu stimmen. Ist es zu verwundern, wenn ein Kind mit andern verfährt, wie es selbst behandelt wurde?

Es ist freylich auch auf der andern Seite ein Fehler bey der Erziehung; wenn man einem Kinde in allen Stücken seinen Willen läßt. Man hat aber nicht so viele Ursache, vor diesem Fehler bange zu seyn, als vor dem vorher bemerkten. Nicht nur darum, weil die Menschen nicht so geneigt sind ihn zu begehn; sondern weil er auch für den Charakter nicht die nachtheiligen Folgen hat, als die Unterdrückung. Wofern nur, indem die Erzieher sich dem Willen des Kindes nicht mit Gewalt widersetzen, auch nicht den Gerechtsamen anderer Menschen Gewalt angethan, sondern den natürlichen Verhältnissen überall Platz gelassen wird: so werden mehrentheils die natürlichen Folgen den unvernünftigen Begehrungen bald sich widersetzen, und die Erfahrung klüger machen; die Lehrmeisterinn, welcher Kinder und Erwachsene am liebsten folgen.

Aber wenn man freylich den unvernünftigen Anmuthungen der Kinder seine eigene Kräfte leihet, und damit sie desto ungehinderter ihren Willen behaupten können, andere unterdrückt: so erzieht man in diesem

Falle

Falle Tyrannen, wie in jenem entgegengesetzten Sklaven.

4) Bey der bisher noch mehrentheils gemein gewesenen Unwissenheit der Eltern in dem, was eine vernünftige Erziehung erfordert, konnte es nicht anders kommen, als daß die meisten Eltern erst durch ihre eigene Fehler einige mehrere Geschicklichkeit darinn nach und nach sich erwerben mußten. Diejenigen, die ohne die Sache zu verstehen, doch Eifer und Absicht haben, es gut zu machen, fangen insgemein mit zu vieler Strenge an. Man wird daher vermuthlich die üblen Folgen der allzustrengen Erziehung am häufigsten bey den Erstgebohrnen bemerken. Hingegen ist es eine gemeine Bemerkung, daß ihre letzten Kinder Eltern verzärteln. Vielleicht wegen der mit den Jahren sich mindernden Lebhaftigkeit; vielleicht, weil sie den ersten Fehler haben einsehen lernen.

Das ungleiche Verhalten der Eltern gegen ihre mehrere Kinder kann schon Folgen haben, Neid und Verbitterung erzeugen. Aber noch leichter entstehen erhebliche Folgen aus gar zu merklichen Veränderungen in der Behandlung eines und desselben Kindes. Wenn man wechselsweise bald ausschweifend gelinde, bald übertrieben streng mit ihm umgeht: so darf man nicht hoffen, daß die Folgen des einen Fehlers durch den andern werden gut gemacht werden. Vielmehr wird die Strenge nur um so viel mehr aufbringen und erbittern, je mehr die Güte andere Erwartungen gegründet hatte. Ueberhaupt aber muß die Weisheit der Erzieher verdächtig werden, wenn die Zöglinge merken, daß das Verhal-

halten derselben nicht auf nothwendigen, sondern auf veränderlichen Gründen beruht; auf Launen, oder Meynungen, die durch andere Meynungen zum Weichen gebracht werden können. Nun fangen also die Kinder an, auch ihren Meynungen um so mehr zu trauen, und Anmuthungen sich zu widersetzen, an deren Weisheit und Nothwendigkeit sie zweifeln können. Oder wenn ihnen so gar die Vorstellung veranlasset wird, daß man die vorigen Anstalten, ob sie gleich an sich gut waren, aufgegeben habe, weil sie nur nicht nach ihnen sich bequemen wollten; wenn sie sich einbilden, daß man mit ihnen Absichten habe, an denen einem mehr gelegen ist, als ihnen selbst, und die man ohne ihren guten Willen nicht erreichen kann: so ist es möglich, daß sie ein Vergnügen darinn finden, sich in diesem schmeichelhaften Gefühle ihrer Wichtigkeit zu erhalten; daß sie selbst nichts für ihre Ausbildung und ihr künftiges davon abhangendes Glück thun, weil andere zu sehr merken lassen, daß es ihr Geschäfte, und ihnen eine wichtige Angelegenheit ist; daß sie endlich sich gewöhnen, immer andere für sie sorgen zu lassen, und mehr das Vergnügen der Unthätigkeit, und des Bewußtseyns, dadurch Bemühungen und Absichten vereiteln zu können, als das Vergnügen der Selbstthätigkeit und der Vervollkommnung zu suchen. So traurig dieses Gemählde ist: so sehr glaube ich es in mehr als einer Erfahrung vor mir zu haben. Diejenigen, die ihre eigene Beobachtung noch nicht auf eben diese Bemerkung geführt hat, werden es doch an sich nicht unbegreiflich finden, daß ein Mensch stolz und sorglos werden könne, durch allzuviele Sorge und Bemühungen anderer um ihn. Wenn dabey noch

Leicht-

Leichtsinn der Jugend, Weichlichkeit des Temperaments, und Aussichten auf eine durchs Glück schon bereitete erträgliche Lage zusammen kommen: so bestimmt sich bey jenem übermäßigen und unsteten Eifer der Erzieher um so viel leichter der Sinn der Zöglinge zur Indolenz oder zum Widerstreben.

Die Entwicklung und Vervollkommnung der Natur verträgt wohl Hülfe der Kunst, und kann dadurch erleichtert und beschleunigt werden. Aber ohne daß ihre Kräfte selbst stetig fortwirken, ist sie nicht möglich. Aeußerliche Hinderniße wegräumen, und Reize veranstalten; ist alles, was die Kunst thun darf; und dieß darf sie nicht immer, sondern nur alsdann, wenn die Natur nicht selbst im Stande ist, dasjenige auszurichten, wornach sie strebt. Ihre Bestrebungen zu entdecken, und mit einander zu vergleichen, um die wesentlichen und unveränderlichen von den zufälligen zu unterscheiden, ist dasjenige, womit die Kunst, die ihr zu Hülfe kommen will, den Anfang machen muß. Doch es sollen hier keine Regeln gegeben, sondern nur Erscheinungen erklärt werden.

§. 199.

Mancherley Folgen, die aus der Lectüre und aus Reisen entstehen können.

Begriffe, Grundsätze und Beyspiele können eben so wohl durch Bücher der Seele eingepräget werden, als durch mündlichen Unterricht und Umgang. Es ist also für sich klar, daß die Lectüre zu den Ursachen der Sittenbildung gerechnet werden müsse; und daß den Neigungen

gen die verschiedensten Richtungen und Bestimmungen daher entstehen können. Hauptsächlich aber lassen sich vom Vielleſen und frühen Vielleſen einige allgemeine Folgen wahrscheinlich erwarten, die bemerket zu werden verdienen.

1) Bey vielen muß dadurch, wie überhaupt durch allzuvieles Sitzen und Nachdenken, der Körper geschwächt und die Gesundheit angegriffen werden. Die ungeheure Menge von Romanen, die seit hundert Jahren geschrieben und gelesen worden, sagt Tissot, sind vielleicht eine der vornehmsten Ursachen der vielen Nervenkrankheiten. Ein Mädchen, welches im zehnten Jahre, anstatt herumzulaufen, lieſet, wird im zwanzigsten Jahre Vapeurs haben, und ungeschickt zu den Mutterpflichten seyn*).

2) Der allzugroße und allzufrühe Vorrath der aus Büchern eingesammleten Ideen kann der stetigen Entwicklung, und dem Gleichgewichte der Triebe und Empfindungen auf mancherley Weise nachtheilig seyn. In einem Falle entstehen aus jenen Ideen mittelst der Einbildungskraft allzufrühe Reize, wodurch die Kräfte der Natur verzehrt werden, die sie zu ihrer völligen Ausbildung nöthig hätte. Oder aus der Empfindung für sich schon entstehende Reize werden durch eine manchfaltige Ideenadsociation doch noch verstärkt; und so erst zum verzehrenden Feuer. Dieß können nicht nur grobe sinnliche Triebe; sondern auch die Triebe der Ehrbegierde, der Freund-

*) Traité des nerfs tom. II. part. I. p. 443.

Freundschaftlichkeit, ja selbst der Gottesfurcht, können durch Bücher bis zu einer solchen nachtheiligen schwärmerischen Lebhaftigkeit angefeuert werden. In andern Fällen werden die natürlichsten Empfindungen geschwächt, mittelst der geschwächten Werkzeuge (Nro. 1.) der unter so viele Vorstellungen sich theilenden, leichter vom einzelnen sinnlichen Gegenstande abgleitenden Aufmerksamkeit, oder der durch speculative Begriffe und vorgefaßte Meynungen gegründeten Einseitigkeit der Beurtheilung. Vorurtheile der Kindheit verhindern bey manchen Menschen durchs halbe, wenn nicht durchs ganze Leben den geraden, vollen Blick auf die Dinge, die sie allernächst vor sich haben. Und wenn das Lesen der eignen Empfindung und Beobachtung zuvor eilet, und allzuviele Zeit wegnimmt: so läßt sich nicht wohl zweifeln, daß nicht daraus halbverstandene, halbrichtige Meynungen, in die man wenig oder gar kein Mißtrauen setzt, Vorurtheile also, vielfältig entstehen sollten. Nothwendig bey der Lectüre überhaupt sind diese Folgen so wenig, als die zuerst bemerkten. Denn sie kann ja auch nach solchen Verhältnissen gewählt und eingeschrenkt werden, daß sie schon gehabte oder gleichzeitige Empfindungen nur aufklärt, nicht schwächt; und zur Beobachtung vielmehr anreizet, als durch eingebildetes Wissen gegen Erfahrung und Beobachtung gleichgültig macht.

In Rücksicht auf Denkart und Sitten eines ganzen Volkes kann das Bücherwesen und der Umfang und Grad der Neigung zur Lectüre darum für sehr wichtig gehalten werden, weil doch durch keinen andern Weg Gesinnungen und Vorstellungsarten so schnell verbreitet wer-

werden können, als durch diesen. Insbesondere können es, bey freyer Presse, auch Lob und Tadel, welche Personen, Gewohnheiten und Handlungen erregen. Und in ihnen hat ein heller und entschlossener Kopf, unter gewissen Umständen, Waffen und Gewalt, die alle andern zuletzt überwältigen. Es ist auch nicht nöthig, daß der größere Theil des Volks lieset, um durch Schriften im Ganzen Wirkungen hervorbringen zu können. Wenn die einen unmittelbar dadurch bestimmt worden sind: so werden es die übrigen mittelst derselben bald auch seyn.

Weniger noch, als von der Lectüre, lassen sich von Reisen in fremde Länder die sittlichen Folgen für jeden Fall sicher im Allgemeinen angeben. Die Liebe zum Vaterlande kann dadurch geschwächt werden; mittelst der Vorstellung größerer Vollkommenheiten, die man in andern Ländern findet, oder zu finden glaubt. Aber auch befestiget und erhöht, mittelst der Einsicht in die Fehler und Gebrechen derselben. Durch Vermischung fremder Sitten mit den väterländischen, kann ein widersinniger, schwankender Charakter entstehen. Aber auch ein verbesserter, verfeinerter Charakter, wenn bey den entgegengesetzten Tugenden der Ausländer die Nationalfehler eingesehen werden. Mit den mehrern Ideen können die Begierden sich vermehrt haben, und die Zufriedenheit bey einer eingeschrenkten, einförmigen Art zu leben in der Heimath auf immer verlohren seyn. Aber der manchfaltige Genuß, den die Erinnerung dem, der viel gesehen hat, verschaft, und die oft dabey entstehende Erkenntniß, wie viele Dinge das in der Nähe nicht sind, was

sie

sie in der Ferne scheinen, kann auch zur Ruhe und Zufriedenheit, bey einer eingeschrenkten einförmigen Wirkungssphäre, die dauerhaftesten Gründe enthalten. Man sieht leicht ein, daß es auf den Grad der Einsichten, und die Beschaffenheit und Festigkeit des bereits gegründeten Charakters, hauptsächlich ankommen müsse, welche von diesen verschiedenen Folgen der Reisen in einzelnem Falle entstehen werden.

Kapitel IX.

Schlußfolgen zur genauern Bestimmung der Grenzen der aus den bisherigen Untersuchungen sich ergebenden Einsichten.

§. 200.

Unmöglichkeit die Ursachen jedes einzelnen Charakters vollständig zu ergründen.

Wer die Menge und Beschaffenheit der mancherley bisher erörterten physischen und moralischen Ursachen, von welchen die Gemüthsarten herkommen, nur einigermaßen zu schätzen weiß; der wird sich leicht überzeugen, daß eine vollständige und genaue Erklärung des Charakters auch nur eines einzelnen Menschen aus seinen wahren Grundursachen, bey der möglichsten Bekanntschaft mit ihm und seiner Lebensgeschichte, doch nie gegeben werden könne. Ein gar großer Theil der Ursachen wirkt immer unbemerkt; und eine jede wirkt unter dem wiederum größtentheils verborgenen Einflusse vieler andern Mitursachen, wirkt in diesem Zusammenhange anders, als sie außer demselben gewirkt haben würde.

Diese Ermahnung, dieses Beyspiel hat Eindruck auf das Gemüth eines Menschen gemacht. Dieser Eindruck ist, nach seinem eigenen Bewußtseyn und Geständnisse, ein Grund dauerhafter Entschließungen geworden. Aber daß er entstand; wie viel trug dazu der vorhergehende, unmerklich bestimmte Zustand seiner Vorstellungen bey: das vorher von ihm gedachte, gelesene, mit und

ohne

ohne Prüfung gehörte und gesehene? Wie viel der Zustand seines Körpers, nach Alter und Gesundheit, dem Grade der Spannung oder Erschlaffung, in dem er sich befand? Und daß er blieb und dauerhafte Folgen hatte; welche andere neue Eindrücke waren dazu nöthig?

Wenn wir aber im Fall der vertrautesten Bekanntschaft nicht Einsichten genug haben, um den Grund und Ursprung eines Charakters so genau zu beurtheilen; wenn wir es in Ansehung unsrer eigenen Neigungen, ja bisweilen in Ansehung einzelner Handlungen nicht einmal vermögen: wie darf es uns befremden, wenn in den Charakteren derjenigen uns manches unerklärbar ist, oder falsch von uns erklärt wird, von denen wir überall nur wenig genau wissen?

In den Beschreibungen sonderbarer, wie es fast scheint von den Naturgesetzen abweichender Gemüthsarten ist das Sonderbarste freylich wohl bisweilen nur erdichtet, oder sonst auf fehlerhafte Vorstellung gegründet. Auch wenn einer sich selbst schildert, kann dieß der Fall noch seyn; die Cardane und Agrippa sind anerkannte Beyspiele davon. Unterdessen kann das Sonderbare sehr wahr, und obgleich wir es nicht erklären können, an sich doch sehr begreiflich seyn. Zufällige Ideenassociation und überhaupt Vereinigung und Mischung der gemeinen Triebfedern des Willens, die auf so unzählig verschiedene Arten durch die besondern Anlagen und Umstände eines Menschen bestimmt werden, können wohl sonderbare Gemüthsarten hervorbringen.*)

*) In einem Aufsatze über die Temperamente, in Lavaters Physiognomischen Fragmenten, dem ich nicht überall

Die Nationalcharaktere möchten leichter zu erklären scheinen, als die Charaktere einzelner Menschen; da sie etwas unbestimmteres und einfacheres sind, als ein ganzer individueller Charakter, und da sie von beständigen und allgemein wirkenden, folglich leichter zu erkennenden Ursachen herrühren. Unterdessen können doch auch hier nicht nur Zweifel dadurch entstehen, daß verschiedene Ursachen, Klima und Regierungsform, in manchen Stücken ähnliche Wirkungen hervorbringen; sondern auch Dunkelheiten daher, daß der Grund von manchen Bestimmungen des Nationalcharakters früher entstand; oder mehr im Einzelnen und Kleinen liegt, als daß unsere Geschichtskenntniß ihn zu entdecken vermöchte.

Ohnedem sind unsere Einsichten in den ganzen Gehalt eines Theils der das Sittliche bildenden Ursachen, der physischen nemlich, besonders alles dessen, was man unter dem Namen Klima zusammenfaßt, noch gar zu mangelhaft, als daß sich alles, was davon herrühren kann und im einzelnen Fall wirklich herrührt, beurtheilen ließe.

Und wie will man endlich die Gründe eines Nationalcharakters auffinden und aus einander setzen; wenn durch

---

all folgen konnte, steht eine auf den Ursprung der Temperamentsverschiedenheiten sich beziehende Bemerkung, die die obige allgemeinere Bemerkung erläutern und unterstützen kann; daß nemlich schon die menschliche Kunst in mannfaltiger Verbindung der einfachern Naturkräfte, die Chymie schon, beweise, wie durch die Art der Zusammensetzung neue Produkte und Kräfte entstehen können, die einen ganz eigenen Charakter haben, für die es in den gewöhnlichen Erscheinungen keine Analogie und keinen Namen giebt. Th. IV. S. 343. f.

durch Wanderungen und Eroberungen die verschiedenartigsten Bestimmungen mit einander in Verbindung gekommen sind? Daß durch solche Völkermischungen besondere Charaktere entstehen müssen, ist einleuchtend; und bisweilen läßt sich freylich vieles davon auf seine Gründe zurückbringen. (§. 168.) Aber bey der beständigen Gährung dieser unzähligen durch einander wirkenden Gründe, und immer neu hinzukommenden andern muß nothwendig die Geschichte der sittlichen Erscheinungen eines Volkes viel befremdendes und unergründbares enthalten.

§. 201.

Von der Fortpflanzung der Neigungen und Gemüthsarten.

Wie es überhaupt schwer ist, die wahren Gründe einer jedweden Gemüthsart im einzelnen Falle zu entdecken: also ist es auch leicht sich zu irren, bey der Untersuchung der Ursachen, durch welche die Fortdauer gewisser Neigungen und Sitten bey Völkern und Familien bewirket wird.

Die Sache überhaupt betrachtet, hat es keinen Zweifel, daß es nicht sowol moralische als physische Ursachen seyn können. Einerley Ursachen geben einerley Wirkungen; von welcher Gattung sie auch seyn. Es ist also an sich eben so begreiflich, daß Einartigkeit der Charaktere durch immerwährende Anwendung derselben Grundsätze der Religion, Gesetzgebung und Erziehung erhalten werden könne, als daß sie eine Folge von der fortdauernden Einwirkung desselben Klima und derselben Lebensart seyn könne.

In einigen Fällen wirken auch beyde Gattungen von Ursachen sichtbar zusammen, um Jahrtausende hin-

durch die Sitten eines Volkes ohne erhebliche Veränderungen zu erhalten. So bey den Indianern. Diese führen eine sich immer gleiche und dem Klima angemessene Lebensart seit undenklichen Zeiten. Sie bewahren ihre Stämme aufs sorgfältigste; ihre Religion erlaubt ihnen nicht einmal Proselyten, überhaupt Fremde, in eine Casse aufzunehmen, geschweige, daß sie zu gewaltsamen Bekehrungen und Eroberungen sie aufforderte. Außer den allgemeinen Pflichten der Gerechtigkeit, schreibt sie ihnen eben die Sitten vor, welche das Klima erfordert, Reinlichkeit, Mäßigkeit, besonders Enthaltung vom Thierfleische. Durch vielerley Cerimonien und Gebräuche unterhält sie noch mehr die Trennung von andern Völkern und deren Sitten. Und freylich hat auch das Klima und die ganze physische Natur vielleicht nirgends so wenige Veränderungen erlitten, als hier, wo die Erde am frühsten alle Vollkommenheit, deren sie fähig ist, erhalten zu haben scheint.

Aber es giebt auch Erfahrungen von Nationalcharakteren und Sitten, die nicht nur unter den verschiedensten Klimaten, sondern auch bey den größesten Veränderungen der politischen Verhältnisse, fast unverändert sich erhalten haben. Die Juden sind der auffallendste Beweis hievon; in den Hauptzügen ihres Charakters noch immer, wie sie die ältesten Nachrichten schildern, und unter allen Völkern mehrentheils beym ersten festen Blick auf ihre Physiognomie *) erkennbar. Nicht viel geben ihnen hierinn die Franzosen nach. Sie sind nicht nur in ihrem alten Wohnlande, ohnerachtet der Vermischung

*) S. Lavaters Physiogn. Fragm. Th. IV.

schung mit den teutschen Eroberern, nach dem Urtheil eines ihrer eigenen Gelehrten *), noch völlig dieselben Gallier, die Cäsar schildert; sondern in jeder Himmelsgegend ist auch nach mehrern Generationen der Franzos noch immer leicht zu unterscheiden. In demselben Berner Freystaate sollen sich die Franzosen und Teutschen, durch eben dieselben Eigenschaften, die ihnen überall gewöhnlich sind, auszeichnen; die erstern durch Leichtsinn, Munterkeit, Biegsamkeit, Gefälligkeit und Betriebsamkeit, die andern durch Kälte, Gründlichkeit und Schüchternheit **).

Je mehr die Sitten und Neigungen der Natur gemäß, vernünftig sind; desto mehr Grund zu ihrer Erhaltung ist auch da; vorausgesetzt, daß die Menschen zu einem gewissen Grade der Aufklärung, und der Herrschaft der Vernunft, gelangt sind. Aber auch die bloße Einbildung, auf große dabey erlangte äußerliche Vortheile, viele übereinstimmende Urtheile anderer, oder geglaubten göttlichen Ursprung gegründete Ueberredung, die besten Sitten zu haben, kann die moralische Triebfeder ihrer Beybehaltung seyn. So erhalten sich insbesondere in kleinen Gesellschaften Sitten und Unsitten, Gebräuche und Mißbräuche, seit undenklichen Zeiten. Ihr Alter selbst macht sie endlich ehrwürdig.

Die Fischer in Nizza sollen sich von allen andern Zünften in dieser Stadt durch einen ehrbaren Lebenswandel und bessere Sitten unterscheiden. Seit Men-

*) S. Histoire generale de Provence I. 492.

**) Sulzers Bemerkungen auf einer Reise. Die Schweiz. Ausg. S. 27.

schengedenken soll keiner derselben, oder irgend jemand aus einer Fischerfamilie, eines peinlichen Vergehens wegen belangt worden seyn. Sie machen einen besondern Stamm aus, aus welchem ihre Kinder nie heraus heurathen *). An physische, auf jeden Einzelnen unmittelbar wirkende Ursachen läßt sich hier gar nicht denken. Besondere moralische Ursachen sind um so mehr dabey zu vermuthen; da nach den gewöhnlichen Erfahrungen, und vermöge des Physischen der Lebensart, eher das Gegentheil bey einer solchen Classe von Menschen für natürlich gehalten werden dürfte.

Achtung für die einmal, auf welche Weise dieß auch geschehen seyn mochte, erworbene Ehre, den Ruf vorzüglicher Sitten, kann Eifer für deren Aufrechthaltung, sowohl bey der Erziehung, als bey der Aufnahme neuer Mitglieder, erzeugen. Und so können sich gute Gesinnungen durch sich selbst lange erhalten.

Aber es würde die Fortpflanzung moralischer Eigenschaften, zumal wo die äußerlichen physischen Ursachen ihr entgegen sind, doch um vieles begreiflicher werden; wenn man annehmen dürfte, daß die moralischen Eigenschaften auch physisch fortgepflanzet werden können, mittelst der Abstammung der Kinder von den Eltern. Eine Abstammung der Seelen von einander, wie man sie ehedem behaupten wollte, läßt der wahrscheinlichere Be-

*) Sulzers Bemerkungen auf einer Reise S. 116. Aehnliche Erfahrungen mag es hie und da von einzelnen Gemeinheiten geben; wie in Ansehung eines Dorfes in hiesiger Nachbarschaft mir glaubwürdig versichert worden ist.

Begriff vom Wesen der Seele nicht annehmen. Auch hat man diese Voraussetzung nicht nöthig, um jedweden physischen Einfluß der Eltern auf die Neigungen der Kinder, welchen zu behaupten die Erfahrung berechtiget, zu erklären; bey dem anerkannten wechselseitigen Einfluß der Seelen und der Körper auf einander, oder ihrer Harmonie. Aber bey den Erfahrungen selbst von einerley oder ähnlichen Neigungen der Eltern und der Kinder, ist es eben schwer, genau zu unterscheiden, wie weit diese Aehnlichkeit auf physische oder auf moralische Ursachen sich gründe, auf Erziehung, Beyspiel, Glücksumstände? Oder auch nur richtig zu beobachten, wie weit dieselbe wirklich, innerlich; oder nur scheinbar, äußerlich ist?

Doch so viel hat die Erfahrung außer Zweifel gesetzt, daß allerhand Eigenheiten und Fehler der Organisation, und auch solche, die für den Gemüthszustand begreifliche Folgen haben, sich vererben. Zwar auch hier ist bey der Beobachtung noch manchmal ein Fehlschluß möglich. So könnte es wohl bisweilen einer seyn, wenn man die Aehnlichkeit des Tons und der ganzen Beschaffenheit der Aussprache, wodurch alle Mitglieder mancher Familien erkennbar sind, auf angebohrne Eigenheiten der Organisation allein geben wollte; da es eine Wirkung der am öftesten vernommenen und nachgeahmten Eindrücke seyn kann. Aber es bleiben immer unzählige Fälle übrig; wo das erste Urtheil unzweifelhaft gegründet ist. Tissot versichert, daß es wenig Theile der Organisation gebe, die nicht in gewissen Familien von besonderer Schwäche sind; und daß auch die Schwäche des Nervensystems, wie alle andern Theile, sich fortpflanze. Die so vielen Beyspiele von Apoplexien, Epilepsien,

Hypochondrien und andern Nervenkrankheiten in Familien, lassen nicht daran zweifeln. Eben die Kinder, die ihren Eltern äußerlich am meisten ähnlich sind, erben auch gewöhnlich ihre Krankheiten *).

Noch viel bestimmtere Urtheile über die physische Fortpflanzung der Gemüthseigenschaften trägt Herr Lavater vor in seinen physiognomischen Fragmenten **). Es finden sich freylich keine physiologische oder psychologische Beweise dabey, welche hinzuzusetzen auch ich nicht fähig bin. Da aber doch vermuthlich mehrere übereinstimmende Erfahrungen die Veranlassung dazu gegeben haben: so will ich sie meinen Lesern, deren vielen sie außerdem nicht bekannt werden möchten, zur eignen Prüfung hier mittheilen.

Unter allen Temperamenten, heißt es da, erbt sich keines so leicht fort, als das sanguinische und mit demselben der Leichtsinn. Wo einmal sich der Leichtsinn in eine Familie hineingepflanzt hat, da braucht es viel Arbeit und Leiden, viel Fasten und Beten, bis er wieder weg ist. Das melancholische Temperament des Vaters erbt sich leicht fort, durch die natürliche Besorgniß der Mutter, daß es sich forterben werde; wohl verstanden, erbt sich nur dann leicht fort, wenn in einem entscheidenden Momente die Mutter von entscheidender Furcht plötzlich befallen wird; erbt sich weniger leicht fort, wenn die Furcht mehr anhaltend und überlegt ist. So wie diejenigen Mütter, die sich am meisten, und beynahe die ganze Zeit ihrer Schwangerschaft, vor Mutter-

*) Traité des nerfs tom. II. pr. part. p. 8. 14.

**) Th. IV. S. 326. ff.

termählern und Mißgestalt ihrer Leibesfrucht fürchten, weil sie sich erinnern, gewisse Abscheu erweckende Dinge gesehen zu haben, größtentheils die wohlgestaltesten und von allen Mählern freye Kinder zur Welt bringen; denn ihre Furcht war, obgleich wahrhaft, dennoch nur faktize, sie war nicht die Blitzwirkung der plötzlich dastehenden, Abscheu erweckenden Gestalt.

Wenn das cholerische Temperament durch beyde Eltern sich einmal in eine Familie heftig hineingearbeitet hat; so kanns vielleicht Jahrhunderte währen, ehe es sich wieder temperirt.

Phlegma erbt sich nicht so leicht fort, selbst wenn Vater und Mutter phlegmatisch sind; denn es giebt gewisse Lebensmomente, wo der Phlegmatische mit ganzer Kraft und Seele wirkt, eben weil er sehr selten wirkt; und diese Momente können und müssen wirken. Nichts aber scheint sich so leicht fort zu erben, als Geschicklichkeit und Fleiß, wofern diese in der Organisation und dem Bedürfnisse Veränderungen zu bewirken ihren Grund haben. Es dauert lange, bis von einem fleißigen und geschäftigen Ehepaar, dem nicht nur Nahrung, sondern Geschäftigkeit an sich Bedürfniß ist, kein emsiger Descendent mehr übrig ist; zumal da die emsigsten Mütter zugleich die fruchtbarsten sind.

Ferner, wo der Vater noch so dumm ist, die Mutter aber sehr weise; da werden sicherlich allemal die meisten Kinder außerordentlich weise seyn. Wo der Vater recht gut ist, werden die Kinder größtentheils gute Anlagen haben; wenigstens beynahe immer einen großen Theil Gutmüthigkeit. Die Söhne scheinen von dem guten Vater vielmehr den moralischen, von der weisen

Mut-

Mutter den intellectuellen Character zu erben. Die Töchter aber mehr den ausgezeichneten Charakter der Mutter.

Einige der hier angenommenen Folgen ließen sich wohl als mittelbare Wirkungen der sittlichen Eigenschaften der Eltern erklären. Aber es dürfte überhaupt noch nicht Zeit seyn an Erklärungen zu denken; sondern vielmehr nur die Erfahrung noch länger und genauer zu befragen seyn. Wenigstens wird diese angeblichen Erfolge hoffentlich noch niemand für Grundsätze ansehen wollen, nach welchen sich die unächten Kinder eines Vaters von den ächten unterscheiden ließen. Wenn auch von der physischen Fortpflanzung der moralischen Eigenschaften noch mehr ausgemacht wäre, als wirklich ist: so ließen sich doch hier, wie bey jeden andern Gründen der Neigungen, auch leicht entgegen wirkende Ursachen, Gründe zu Ausnahmen von der Regel, denken. Am leichtesten, wenn so viel auf die Einbildungskraft der Mutter in entscheidenden Augenblicken ankäme, als Herr Lavater anzunehmen geneigt ist.

Diese letzte Hypothese kann die nachtheiligen Folgerungen, die aus jenen Grundsätzen und andern ähnlichen bisweilen gezogen werden möchten, allein schon wieder gut machen, oder doch um vieles vermindern. Die Meynungen, Sitten und Sprachen haben wechselseitig Einfluß auf einander. Vielleicht liegt die Fortdauer gewisser Nationalcharaktere bey großen Veränderungen in den übrigen Gründen der Sitten, an der beybehaltenen Sprache, diesem so wichtigen Werkzeuge bey der Erweckung der Vorstellungen und Empfindungen, bis-

wei-

weilen weit mehr, als man denkt. Schon das Materielle einer Sprache, die Art der Töne, woraus sie besteht, das Flüchtige oder Schwerfällige, Sanfte oder Rauhe derselben, kann etwas dabey thun; kann den durch die Worte entstehenden Vorstellungen und Empfindungen eigene Bestimmungen geben, und auf die Wendungen und den Grad der Geschwindigkeit in der Ideenfolge Einfluß haben. Noch mehr aber freylich das Innere einer Sprache, das Verhältniß der Namen zu dieser oder jener Eigenschaft und Beziehung der benannten Sache, dieser oder jener Vorstellung und Meynung von derselben. Oft liegt auf diese Weise gleich in dem Namen die moralische Würdigung der Sache; und einer ganz andern in der Sprache eines Volkes, oder eines Standes, als in der Sprache anderer Menschen. Die sinnlichen Ideenadsociationen bey der Sprache schwärmerischer Religionsparteyen, sind der Zunder, mittelst welches der Enthusiasmus ausgebreitet und erhalten wird. In der schonenden schmeichelnden Sprache gewisser Menschen von übertriebener Feinheit möchte es bald eben so schwer werden, volle ernsthafte Sittenlehre vorzutragen, als in der Sprache einiger Wilden, die keinen eigentlichen Namen für die Tugend haben. Wenn es wahr ist *), daß der Pöbel unter den Juden die Christen Abgötter oder Heyden nennt, diejenigen, die sie bestehlen, weise Leute, den Anstifter des Diebstals den Herrn des Geschäftes, den Diebstal selbst einen Handel u. s. w. so würde zur sittlichen Besserung dieses Pöbels die Ab-

*) Man sehe den jüdischen Baldober.

Abschaffung seiner eigenen ausländischen Sprache unumgänglich nöthig seyn *).

Sollte sich wohl auch vermuthen lassen, daß der sittliche Zustand der Menschen einen solchen Einfluß auf den Grundstof der Organisation, auf die Beschaffenheit der Lebensgeister, die in ihnen gebildet und auf andere fortgepflanzt werden, einen solchen Einfluß haben könne; daß auch deswegen, nemlich wegen der noch nicht genug verfeinerten Materie, die sittliche Vervollkommnung roher Nationen nur erst nach mehrern Zeugungen zu Stande zu bringen möglich wäre?

§. 202.

Ob Neigungen in Mutterleibe eingeprägt, oder durch die Muttermilch eingeflößt werden können?

Daß durch Einwirkungen der Gemüthsbewegungen und Neigungen der Mutter, auch noch vor der Geburt, die Neigungen und der Charakter eines Menschen auszeichnende und dauerhafte Bestimmungen erhalten können; nehmen viele für wahrscheinlich, wenn nicht für ganz gewiß an; nicht nur wegen der allgemeinen Grundsätze vom wechselseitigen Einflusse der Seelen und der Leiber, sondern noch mehr um einiger, wie sie glauben, außerdem nicht erklärbarer Erfahrungen willen.

Wenn man dieß nur so verstehen wollte, daß die Leidenschaften der Mutter auf die Gesundheit, Stärke, Schwä-

*) Iam pridem quidem nos vera rerum vocabula amisimus; quia bona aliena largiri liberalitas, malarum rerum audacia fortitudo vocatur; eo res publica in extremo sita, sagt Cato in der vortreflichen Rede beym *Sallust*. Bell. Catilin. cap. 52.

Schwäche, Reizbarkeit, Form einzelner Organen der Leibesfrucht Einfluß haben, und somit diejenigen Gründe zu dem Gemüthscharakter einigermaßen mit bestimmen können, die im Temperamente liegen: so würde schwerlich dagegen etwas eingewendet werden können. Auch dagegen nicht, daß vom Gemüthszustand der Eltern im Momente der ersten Erweckung oder Belebung des Keims in den Grundanlagen des Temperaments und der Neigungen etwas herrühren könne *). Denn daß Mutter und Kind nicht mittelst der Nerven, der eigentlichen Werkzeuge der Seele, einander berühren, sondern beyde nur durch Blutgefäße verbunden sind; kann allein jene Behauptungen noch nicht umstoßen. Denn so viel ist doch gewiß, daß heftige Gemüthsbewegungen auf den Zustand des ganzen Körpers, nach allen seinen festen und flüssigen Theilen Einfluß haben. Wie sehr aber durch die Beschaffenheit der flüssigen Theile und die Art der Bewegungen in denselben die Beschaffenheit der Nerven vermöge der aus dem Flüssigen ihnen entstehenden Nahrung unmittelbar, oder vermöge ihres Zusammenhangs mit andern festen Theilen mittelbar verändert und bestimmt werden könne; weiß noch niemand. Und also läßt sich auch auf diese Weise nicht zum voraus entscheiden, was für Folgen die Veränderungen, die eine Schwangere durch Leidenschaften in ihrem Körper hervorbringt, in dem Körper des Kindes haben können.

Aber

*) Diesen letztern Gedanken hat besonders gelten zu machen gesucht *Zambaldi* in den Saggi per servire alla storia dell'uomo. I. p. 136. ff.

Aber die Meynung vom Ursprung der Neigungen im Mutterleibe geht bey einigen dahin; daß gewisse bestimmte Begierden oder Verabscheuungen, Begierden nach gewissen Speisen, die das neugebohrne Kind so lange beunruhigten, bis es etwas davon genossen, oder unüberwindlicher Abscheu vor gewissen Speisen, Thieren, Personen und allerley Dingen, durch eben solche Begierden oder Verabscheuungen der Mutter während ihrer Schwangerschaft, die sie gewaltig angegriffen, und einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, entstehen können. Auf eben diese Weise sollen auch noch allgemeinere Bestimmungen, Neigungen zu gewissen Lastern, zum Stehlen, Lügen und andern Untugenden, angebohren werden. Und solche, der Erziehung und den Glücksumständen oft ganz entgegen stehende Neigungen sollen eben deswegen unüberwindlich oder doch äußerst schwer zu bezwingen seyn, weil sie mit den ersten Keimen und innersten Fäden der Natur verflochten sind.

Aber diese, um ihrer Folgen willen sehr bedenkliche, Meynung ist gar nicht wahrscheinlich. Erstlich deswegen, weil überhaupt keine Gründe vorhanden sind, dem Körper allein einen solchen, so starken, so genau bestimmten, Einfluß auf die Neigungen zuzugestehen; daß nicht nur zu Begierden nach gewissen Speisen, sondern zum unwiderstehlichen Hang zum Stehlen, Lügen, ein Mensch dadurch bestimmt seyn könne. Die ausgemachten Einflüsse des Körpers auf die Seele sind ungleich unbestimmter, oder von ganz anderer Art. Die Begierden und Verabscheuungen, die ein Mensch in sich selbst durch vorhergegangene Empfindungen und Gemüthsbewegungen gründet, können zur Unterstützung jener Vermuthung

um

um so weniger gebraucht werden; da hier durch Vorstellungen, Erinnerungen, Ideenadsociationen, nicht durch Dispositionen des Körpers allein, Neigungen erzeugt, und doch so unüberwindlich stark nicht werden, als jene angebohrne seyn sollen. Und wenn gleich der Umstand, daß Mutter und Kind nur durch Blutgefäße zusammenhängen, die Vermuthung eines möglichen Einflusses der Gemüthsbewegungen der erstern auf das Nervensystem des letztern nicht ganz aufhebt: so setzt er ihr doch enge Grenzen. Ein Zusammenhang, der nicht verhindert, daß das Kind beym Tode der Mutter im Leben bleibt, und durch den Kayserschnitt gerettet, zur natürlichen Gesundheit und Stärke gelangen kann, sollte der Einflüsse des Seelenzustandes der Mutter auf das Kind gestatten, die mächtiger wären, als die Wirkungen der Seele auf ihren eigenen Körper, und mittelst desselben auf sich selbst? Die Hypothese würde nicht wahrscheinlicher, nur kühner, werden, wenn man ihr den neuen Zusatz geben wollte, daß aus den Gemüthsbewegungen der Mutter Ideen, dunkele Ideen, in der Seele des Kindes, und mittelst derselben Neigungen und Abneigungen, entstehen können. Denn die Mittheilung der Ideen durch solche Wege, wie hier statt finden, ist doch wohl das willkührlichste, was gesagt werden kann. Endlich aber, und was das entscheidendste hiebey ist: so lassen sich jedem Falle, wo es scheinen kann, daß Neigungen auf diese Weise entstanden seyn, gewiß immer hundert Fälle entgegen setzen, wo sie, nach allen Analogien, allen gegründeten Begriffen von der Beständigkeit der Natur in ihren Wirkungsarten, auch seyn müßten, wenn es ein solches Naturgesetz gäbe; und nicht sind. Wo

der Ausnahmen ungleich mehr sind, als der einstimmigen Fälle; da können diese nicht mehr eine Regel vorstellen, was auch ihr Grund ist. Und wenn es auch in jedem einzelnen Falle, bey der unvollständigen Kenntniß aller einfließenden Umstände, in der man sich gemeiniglich dabey befindet, nicht möglich ist, die Gründe anzugeben, aus welchen der Erziehung und den Glücksumständen eines Menschen widersprechende lasterhafte Neigungen in ihm entstehen mußten: so ist es doch überhaupt allzuleicht zu begreifen, wie der Erziehung und den Glücksumständen widersprechende Neigungen entstehen können, um widernatürliche, oder an sich doch sehr unwahrscheinliche, unbegreifliche Gründe derselben in irgend einem Falle vermuthen zu dürfen. Die Phantasie, die Ideenadsociation, plötzliche, gleichwol nur aus physischen Gründen, körperlichen Zuständen, entspringende Belebungen sinnlicher Vorstellungen, sind ausgemachte und auch hier anwendbare Gründe sonderbarer, unnatürlich scheinender Bestimmungen des Willens.

Die außerordentliche Stärke solcher im Mutterleibe eingeprägt seyn sollender Neigungen wäre am begreiflichsten just alsdann, wenn einer einen solchen Ursprung, und eine daher entstehende unüberwindliche Stärke seiner Neigungen, glaubte. Denn wenn der Mensch erst vor seinen eigenen Trieben sich fürchtet, wenn er alle Bemühungen dagegen für vergeblich hält: so müssen sie wohl den Meister in ihm spielen. So geht es den Leuten, die ihre Phantasie für den Teufel halten, der in ihnen wohne und sie beherrsche. Eben deswegen sind den aufmerksamen Moralisten dergleichen Meynungen so verhaßt.

Was

Was aber die kleinen, neugebohrnen Kinder anbelangt: so sieht ein jeder leicht ein, wie trüglich die Vermuthung, gleich in ihnen Aeßerungen angebohrner, genau bestimmter, heftiger Neigungen und Abneigungen gewahr zu nehmen, an sich selbst schon sey; wie wenig Grund jener Meynung daher entstehen könne.

Ich würde mich bey dieser Untersuchung und Bestreitung einer, wie ich glaubte, nun fast allgemein verworfenen Meynung, so lange nicht aufgehalten haben: wenn ich nicht gefunden hätte, daß Herr Lavater ihr das Wort redet. Der Name dieses Mannes, den auch ich ehre, und seine Beredsamkeit sind im Stande, bey vielen eine Meynung wieder in Ansehen zu bringen, welche aus den Wissenschaften rechtsbeständig verwiesen scheinen konnte. In dem aber, was er für sie gesagt hat, finde ich nicht nur keinen überzeugenden oder neuen Beweisgrund, sondern aufrichtig zu gestehen, das Anstößige derselben auch gar nicht vermindert. Er sagt *), daß solche z. E. zum Stehlen vorherbestimmte Menschen, wie sie keine eigentliche Diebe nach der Moral sind, vermuthlich auch kein Diebsgesicht haben, keinen habsüchtigen, schleichenden, täuschenden Diebsblick; daß sie aber doch wohl in ihrem Gesichte irgendwo ein Merkmal dieser Sonderbarheit haben müssen, das sie unterscheidet. Er selbst habe niemals einen Menschen dieser Art gesehen, sondern nur Erzählungen davon gehört **). Daß er diesen Erzählungen traut, machen die

*) Physiogn. Fragm. Th. IV. S. 67.

**) Das eine Beyspiel scheint nichts anders zu seyn, als ein

einmal von ihm angenommenen allgemeinern oder analogen Grundsätze. Könnte eine Frau, sagt er an einem andern Orte *), ein Verzeichniß führen von den kraftvollen Imaginationsmomenten, die während ihrer Schwangerschaft ihre Seele durchschneiden — sie könnte vielleicht die Hauptepochen von dem philosophischen, moralischen, intellectualen, physiognomischen Schicksal ihres Kindes zum voraus erkennen. Er setzt auch selbst hinzu: diese noch unerforschte, aber bisweilen entscheidend sich offenbarende Verwandlungs- und Schöpfungskraft der Seele ist sehr wahrscheinlich, dem Wesentlichen, der Wurzel nach, Eins mit dem sogenannten **Wunderglauben.** — Dieß möchte freylich wohl die einzige Analogie seyn, die jene Verwandlungs- und Schöpfungskraft der Mutter neben sich hat.

Doch nein; es giebt noch ein anderes Phänomen, auf welches sich auch **Lavater**, wie alle diejenigen, die an wunderbare Einflüsse der Mutterseele auf des Kindes Seele glauben, ausdrücklich beruft. Dieß sind die **Muttermäler.** Herr **Lavater** nennt jene von der Mutter eingeprägte Neigungen **moralische Muttermäler.** Und freylich, wenn es bewiesen wäre, daß Formen von Früchten und Thieren, mit den eigenthümlichen Farben, Haaren und andern Beschaffenheiten derselben

---

ein Beyspiel der äußersten Zerstreuung oder Abwesenheit des Geistes; just so, wie es la Bruyere geschildert hat. Wo aber keine Absicht, den andern um sein Eigenthum zu bringen, oder wohl gar kein Bewußtseyn der äußerlichen Handlung ist, da kann man gar nicht vom Stehlen sprechen.

*) S. 71.

selben, am Körper des Kindes eine Wirkung seyn von bloßen lebhaften Vorstellungen und Rührungen in der Seele der Mutter, während ihrer Schwangerschaft: so wäre durch Erfahrungen bewiesen, daß die Imagination der Mutter ungleich mehr, als sich erklären lässet, ausrichten könne. Und man müßte gegen andere unbegreifliche Einflüsse derselben, wenn sie durch eigene Erscheinungen irgend begünstiget würden, mit desto größerer Bescheidenheit seine Zweifel vorbringen. Unter den berühmtesten Aerzten und Philosophen finden sich einige, die einen solchen Ursprung der Muttermäler für wahrscheinlich, oder für gewiß halten. Es wird hier genug seyn, einen Boerhave, Malebranche und Search als solche anzuführen. Aber ungleich mehrere Zeugnisse der zuverlässigsten Beobachter, und Urtheile der einsichtsvollesten Aerzte, verschaffen der gegenseitigen Meynung das Uebergewicht. Jene versichern uns, daß, wenn man die Muttermäler mit uneingenommenen Sinnen betrachtet, die wunderbare Aehnlichkeit mit Früchten, Blumen oder Thieren, die einige ihnen beylegen, nicht zu sehen ist. Diese aber behaupten, daß es ungleich begreiflicher sey, daß unter den vielen Arten unnatürlicher Auswüchse auch bisweilen solche, die einige Aehnlichkeit mit andern natürlichen Dingen haben, durch bloße mechanische Ursachen sich bilden; als daß die Imagination der Mutter sie bewirken könne. Und was gegen die von Gemüthszuständen der Mutter abstammenden Neigungen im vorhergehenden eingewendet wurde, daß diese unter den gesetzten Umständen allzuselten erfolgen, um für eine Wirkung derselben gelten zu können; das steht auch dieser Meynung von den Muttermälern

entgegen. Gewiß begegnet Schwangern unzählige male dasjenige, was diese Zeichen hervorbringen soll, ohne Erfolg; bis einmal so etwas sich ereignet. Herr Lavater hat zwar gegen dieses auf die allgemeinsten Grundsätze von Ursache und Wirkung sich stützende Raisonnement eine Distinction oder Hülfshypothese angegeben. Die Muttermäler, sagt er, entstehen nur alsdann, wenn die Furcht die Blitzwirkung der plötzlich dastehenden, Abscheu erweckenden Gestalt ist; nicht wenn es eine raisonnirte Furcht ist. Aber mir selbst sind schon mehrere Fälle genau bekannt, wo eine solche plötzlich dastehende, Abscheu erweckende Gestalt nicht das geringste geschadet hat. Also diese zweyte Hypothese, von den durch die Imagination der Mutter gebildeten Figuren, steht nicht auf solchen Gründen *), daß sie jene andere Hypothese vom Ursprung der Neigungen unterstützen könnte. Und stünde sie auch noch fester: so blieben doch noch einige im vorhergehenden bemerkte eigene erhebliche Einwendungen gegen diese unbegreifliche Mittheilung der Neigungen übrig.

Mit der bisherigen Untersuchung steht eine andere auf mehr als eine Weise im Zusammenhange; diese nemlich, wie wichtig der Einfluß der ersten Nahrung, die ein Kind aus den Brüsten seiner Mutter oder Amme be-

*) Demohngeachtet ist es gut zu heißen, wenn man die Straßen und öffentlichen Spaziergänge von solchen häßlichen Gestalten säubert, die da ohnedem nicht hingehören. Unter solchen Umständen ist auch die geringste, wenn gleich nicht wahrscheinliche, Gefahr ein vernünftiger Beweggrund.

bekömmt, für den sittlichen Charakter sey; ob bestimmte gute oder böse Neigungen dadurch eingeflößet, und mitgetheilt werden können?

Daß nicht nur überhaupt durch eine ungesunde Milch der Mutter oder Amme das Nervensystem des Säuglings angegriffen, und, wenn man nicht bald dagegen arbeitet, unwiederbringlich geschwächt werden könne; daß auch bloß durch heftige Gemüthsbewegungen der Säugmutter dieß geschehen könne, beruht auf unwidersprechlichen Zeugnissen*).

Diese Beobachtungen verdienen freylich die Aufmerksamkeit der Moralisten und aller derjenigen, denen die Sorge für den sittlichen Zustand der Menschen obliegt. Unterdessen liegt in einiger Zerrüttung der Gesundheit und Schwäche des Nervensystems der zureichende Grund zu bestimmten guten oder bösen Neigungen an sich noch zu wenig, um nach diesen Voraussetzungen allein vieles vorhersehen oder erklären zu können. Wenigstens wäre es sehr übereilt, überhaupt tugendhafte oder lasterhafte Charaktere für die Frucht der Muttermilch ansehen zu wollen. Wie viel dieser ersten Nahrung auch zugeschrieben werden könnte: so würde sie doch immer nur allernächst auf die Bestimmungen des Temperamentes Einfluß haben. Alle Temperamentsanlagen aber sind sol-

*) S. *Tissot* Traité des nerfs tom. II. p. I. p. 21. Und *Boerhave* de morbis nervorum p. 459. schreibt: Vidi, quod mulier saniſſima infantem lactaret etiam saniſſimum; alia eam perturbat per jurgia, ſic ut ſummopere iraſceretur & contremiſceret; tamen infantem applicabat uberibus; qui mox inde convellitur & manet epilepticus.

solcher Ausbildungen fähig, daß gute oder lasterhafte, wenn gleich verschiedene, Charaktere daraus werden können.

Aber es wird bey der Zusammenhaltung mehrerer Erfahrungen nicht einmal wahrscheinlich, daß auch nur zur Bestimmung des Temperamentes, und der davon abhängenden Anlagen des Geistes, der Einfluß der ersten Nahrung leicht von entscheidendem Belange seyn könne. Wäre dieses: wie könnten so oft die Kinder einer und derselben Amme, ja einer und derselben Mutter, von der sie nicht nur nach, sondern auch vor der Geburt alle ihre Nahrung empfiengen, in ihren ursprünglichen Anlagen so sehr verschieden seyn? Freylich ist dieselbe Mutter oder Amme, nach Jahren, nicht völlig dieselbe. Aber wenn man auch durch diese Bemerkung den vorhergehenden Einwurf einschrenket: so wird doch eingestanden werden müssen, daß wenigstens der moralische Charakter der Säugamme kein so gewisser Grund zu sittlichen Wirkungen ihrer Milch in dem Säugling scheinen könne. Bey dieser Art des Einflusses kömmt es auf Gesundheit an; und in so weit kann in manchen Fällen eine Pflegmutter dem Kinde heilsamer seyn, als die kränkliche, wenn auch am Geiste bessere, rechte Mutter *).

Aber zum physischen Einflusse auf die Sitten kann gar bald ein moralischer kommen; und davor hat man sich eben, wie schon erinnert worden ist, im ganzen Umfange

*) Tissot tadelt daher mit Grund den uneingeschrenkten Eifer mancher Moralisten wider den Gebrauch der Ammen, als einen Eifer, der Mutter und Kind um Gesundheit und Leben bringen könne, Traité des nerfs tom. II. p. I. p. 146. ff.

fange dieser Untersuchungen sehr in Acht zu nehmen, daß man nicht dem einen zuschreibt, was vom andern herrühret. Die Neigungen der Eltern und Pflegeltern können durch ihr Beyspiel, ihre Mienen, ihre Lehren, ihre ganze Behandlungsart, gar früh auf die Kinder übergehen.

Und dieß ist ohne Zweifel auch der Gesichtspunkt zur wahrscheinlichsten Erklärung einer von vielen Schriftstellern aufgezeichneten Beobachtung, daß die Kinder, welche von Europäern und Negern oder Amerikanischen Wilden gezeugt wurden, desgleichen die Kinder, welche von Christen und Muhamedanern in den Kreuzzügen abstammten, meistentheils als ausnehmend bösartige Menschen sich gezeigt haben. Wenn die Sache selbst richtig ist: so läßt sich zur Erklärung auch wohl annehmen, daß solche Vermischungen insgemein liederliche Eltern voraussetzen, die ihren Kindern gar keine, oder eine schlechte Erziehung geben; oder auch, daß die Abkömmlinge solcher einander verachtender und hassender Völkerschaften nirgends diejenige Begegnung finden, die ihnen gute gesellschaftliche Gesinnungen einflößen könnte. Aber es könnte vielleicht auch nur, eben um dieser Verachtung willen, die Beurtheilung ihrer sittlichen Eigenschaften unbilliger und strenger geworden seyn.

Auch aus der Erfahrung möchte wohl einigen die Vermuthung einer unerklärbaren physischen Fortpflanzung sittlicher Eigenschaften entstehen: daß Kinder der Wilden, die gleich nach der Geburt von ihren Eltern weg, und in die Pflege gesitteter Menschen kamen, aller Mühe ungeachtet, die man darauf verwendete, nicht diesen, sondern vielmehr jenen, ihren natürlichen Eltern, in den Neigungen ähnlich wurden. Kolbe führt dieses,

als mehrmalen erprobt, in Ansehung der Hottentotten an *). Gleich nach der Geburt von ihren Eltern weggeworfene Mädchen haben die Europäer auf dem Cap nach ihrer Art erzogen. Allein so bald sie erwachsen waren, seyen sie ihnen entlaufen, und haben sich zu ihrem Volke gesellet.

Aber es sind doch hier noch manche Fragen auszumachen; ehe man auf physische Mittheilung der Neigungen sicher dabey schließen kann. Wie vieles konnte die von der Eigenliebe abstammende Neigung zu den Seinigen, seinem Volke, seinen natürlichen Eltern und Verwandten, dabey gethan haben? Wie viele Erweckungen sind diesem natürlichen Triebe etwa durch die Landsleute und Anverwandte gelegenheitlich gegeben worden? Konnte nicht, bey einigen solchen Veranlassungen, die allen Menschen natürliche Neigung zur Unabhängigkeit und Trägheit, die Triebfeder seyn, durch welche die jungen Hottentottinnen zu ihrem Volke zurückzukehren bewogen wurden? Und wenn man endlich auch physische Gründe dazu annehmen müßte; ließe nicht etwa der bey den Wilden vorzüglich starke Hang zur Trägheit und Unabhängigkeit just am leichtesten als eine durch das Geblüt sich fortpflanzende Neigung sich ansehen?

Daß wir nicht alle Gründe und alle Arten der Mittheilung der Neigungen einsehen; so viel ist gewiß. Wenn diese unsere Unwissenheit nicht jeden Einfall rechtfertiget: so muß sie uns doch geneigt machen, in die Vollständigkeit unserer Erklärungen vorkommender Fälle Mißtrauen zu setzen; und überall den weitern Belehrungen der Erfahrung Gehör zu geben.

§. 203.

*) S. 446.

§. 203.

Ob den physischen oder moralischen Ursachen überhaupt mehr Einfluß zugeschrieben werden könne; und ob in den Seelen an sich schon ursprüngliche Gründe moralischer Verschiedenheiten liegen?

Wenn wir weder die physischen noch die moralischen Ursachen in ihrem ganzen Umfange, und in allen ihren mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen, vollständig übersehen: wie sollen sie mit einander verglichen und gegen einander genau geschätzt werden? Wenn man aber auch nur nach dem Maaße unserer Einsichten diese Vergleichung unternehmen will: so wird man bald gewahr, daß, in verschiedenen Fällen, bald diese, bald jene Gattung von Ursachen die mächtigste zu seyn scheint. Die Gewalt der physischen Ursachen, zumal der innern, muß sehr groß scheinen, wenn man beobachtet, welche große Verschiedenheiten der Gemüther sich schon bey den kleinsten Kindern offenbaren; und wie diese ursprüngliche Verschiedenheiten nie ganz sich verlieren. Wenn man aber auf der andern Seite erwägt, welche Einartigkeit dennoch durch Erziehung, Religion, Gesetzgebung, militärische und klösterliche Disciplin, Hofton u. s. w. den verschiedensten Charakteren beygebracht werden kann: so scheint es doch zweifelhaft zu bleiben, ob nicht diese beyderley Gattungen der Ursachen im Ganzen sich einander das Gleichgewicht halten.

Die Beurtheilung wird auch dadurch noch erschwert, daß, was allernächst von einer Gattung der Ursachen herkömmt, nicht immer ihre eigenthümliche Gewalt beweiset. Es kann vielmehr mittelbarer Weise die Wirkung der andern Gattung seyn. So kömmt gewiß mittelbarer Weise vom Klima manches her, was allernächst in

in der Staatsverfassung, Religion, Erziehung, Gründe hat; weil nach dem Klima diese moralischen Triebfedern in vielen Stücken sich richten. Und im Gegentheile sind Diät, physische Erziehung und Lebensart oft hauptsächlich eine Folge moralischer Ursachen. Offenbar aber ist hiebey, daß nicht über einen jeden Menschen jede Gattung der das Sittliche bestimmenden Ursachen gleich viel vermag. Je weniger Geisteskraft, desto mehr Abhängigkeit von äußern, besonders physischen Ursachen. Je mehr Geisteskraft hingegen ein Mensch besitzet, zur Mäßigung der Empfindung, oder zur Hervorbringung der Gegenanstalten: desto weniger werden jene äußerlichen Ursachen über ihn bewirken.

Und ist denn nun etwa diese Verschiedenheit der Geisteskraft ein ursprüngliches Eigenthum der Seelen? Oder können nicht sonst Gründe der moralischen Verschiedenheiten in dem Grundwesen des Verstandes und Willens, dem Empfindungs- und Erkenntnißvermögen, mehrerer Menschen liegen? Zuförderst wird es bey dieser Frage auf den Begrif ankommen, den man sich vom Wesen der Seele macht. Wer Empfinden und Denken für Eigenschaften der ganzen körperlichen Maschine oder Organisation halten kann: für den hat diese Frage gar keinen Sinn; oder sie ist im vorhergehenden schon längst beantwortet. Beantwortet ist sie wohl auch schon, oder leicht zu beantworten, für diejenigen, die unter der Seele den innersten, feinsten Theil der organisirten Materie verstehen. Aber für diejenigen, die die Seele für ein einfaches, geistisches, immaterielles Wesen halten, das entweder, mit dem Körper harmonisch, aus eigenem Triebe sich verändert, oder durch ihn zur Empfindung

und

und Wirksamkeit erweckt, und immerfort dabey bestimmt wird — nach allem gegründeten Anscheine eine unbeantwortliche Frage.

Viele zwar wollen beweisen, daß alle Menschenseelen, Bayle, Helvetius und mehrere so gar, daß Menschen- und Thier-Seelen, alle in der Grundkraft einander gleich seyn. Aber ihre Gründe sind willkürliche Voraussetzungen, oder unerlaubte Folgerungen. Wo Empfindungsvermögen sich findet, da, meynen sie, finde sich alles, was die menschlichen Erkenntnisse und Leidenschaften innerlich gründe; alles übrige sey die Wirkung äußerlicher Hülfen und Antriebe, deren Einfluß unleugbar und unbestimmlich groß ist; Empfindungsvermögen aber haben alle Seelen *). — Aber haben sie es auch ursprünglich alle im gleichen Grade; daß bey demselben Eindrucke alle gleich stark, gleich viel empfinden, zu gleich starker, gleich dauerhafter Thätigkeit gereizt werden? Müssen bey demselben Eindrucke alle dasselbe Angenehme oder Unangenehme empfinden; kann auch nicht hiezu ein ver-

*) Auch Wolf hat in seiner allgemeinen praktischen Philosophie einen Satz, der von dem obigen, wenigstens in Beziehung auf unsre gegenwärtige Untersuchung, nicht verschieden ist. Mores hominum naturales, sagt er, iidem sunt cum moribus brutorum. Philos. pract. univ. part. II. §. 899. Sein Grund ist Mores hominum naturales supponunt notionem boni vel mali confusam; das gelte aber auch von den Sitten der Thiere. Also. Dieß heißt aber, dünkt mich, so schließen: die Neigungen und Sitten der Thiere und der Menschen haben in ihrem ursprünglichen Grunde etwas gemein: also sind sie völlig einerley. Just so wie Bayle oben schließt. — Wolf aber hält seinen Satz für wichtig und fruchtbar an Folgen für das Naturrecht und die Physiognomik.

verschiedener Grund im Wesen der Seele selbst liegen? Wer kann ohne Vermessenheit hierüber entscheiden?

Aber wenn bey solchen Gründen nicht ohne Vermessenheit für gewiß sich annehmen lässet, daß alle Seelen ursprünglich völlig einerley Beschaffenheiten haben: ist mehr Grund vorhanden, das Gegentheil zu behaupten? Da wir keine Seele kennen lernen, die nicht schon mit körperlichen Kräften lange in Verbindung gewesen, und durch deren Einfluß, oder — welches hier einerley ist — übereinstimmend mit denselben, manchfaltig bestimmt worden ist; wie wollen wir ausmachen, wie weit eine jede Seele für sich ursprünglich schon bestimmt war? Da auf alle Kräfte und Eigenschaften des Geistes die Beschaffenheit des Körpers, und so viele andere äußerliche Dinge und Verhältnisse, einen unleugbaren und gewaltigen Einfluß haben, einen Einfluß, den wir ganz zu übersehen und zu schätzen nicht im Stande sind: wie können wir je wissen, daß die sittlichen Eigenheiten eines Menschen nicht alle durch der Seele äußerliche Ursachen entstanden seyn? Nur alsdann sind wir berechtiget, eine neue, unmittelbar nicht bekannte, Gattung von Ursachen anzunehmen, wenn die Erscheinungen durch den ganzen Gehalt der ausgemachten Ursachen nicht begreiflich sind.

Wer kennt eines Menschen ganze innere und äußere Organisation so vollständig und genau, daß er sagen könnte, was durch dieselbe in seinen Empfindungen, Vorstellungen und Willensneigungen gegründet und nicht gegründet sey? Die Erfahrung aber lehret, daß die sonderbarsten Erscheinungen im Empfinden, Denken und Wollen durch kleine Veränderungen im Körper entstehen können. Wer kennt die ganze Erziehung eines Menschen,

seine

seine ganze Geschichte, den Einfluß aller einzelnen Vorfälle, aller unmittelbar wirkenden äußerlichen Ursachen? Muß also nicht immer das Urtheil, daß Menschen, die in der Art zu denken und zu wollen so oder so von einander verschieden sind, schon in den Seelen ursprünglich von einander verschieden seyn mußten, sehr unsicher scheinen?

Es haben einige Naturforscher, daß es ursprünglich und wesentlich verschiedene Menschenarten gebe, aus solchen Erscheinungen folgern wollen, die nicht einmal große Schwierigkeiten verursachen, wenn es darauf ankömmt, sie auf die erwiesenen Gründe zurückzuführen. Hume *) hält, um die Einflüsse des Klima desto weniger gelten lassen zu können, die Negern für eine eigene und schlechtere Menschenart; ohne doch deutlich sich zu erklären, ob in Rücksicht auf das ursprüngliche Wesen der Seele. Home **), der überhaupt geneigt ist, viele Grundursachen in der Natur anzunehmen, findet Merkmale ursprünglich verschiedener Menschenarten theils in denjenigen Völkern, die oft nach vielen Generationen, nach mehrern Jahrhunderten, in Ländern, in welche sie aus ihrem ersten Vaterlande verpflanzt wurden, noch nicht recht gedeihen, ans Klima sich nicht gewöhnen können, folglich von der Natur nicht für solch ein Land bestimmt seyn; theils in den überaus großen moralischen Verschiedenheiten solcher Völker, die sowol nach den physischen als moralischen äußerlichen Ursachen, unter deren Einflusse sie stehen, nicht so unähnlich seyn sollten.

Allein

*) Ess. of nat. Charact.
**) Versuche über die Gesch. der Mensch. K. I.

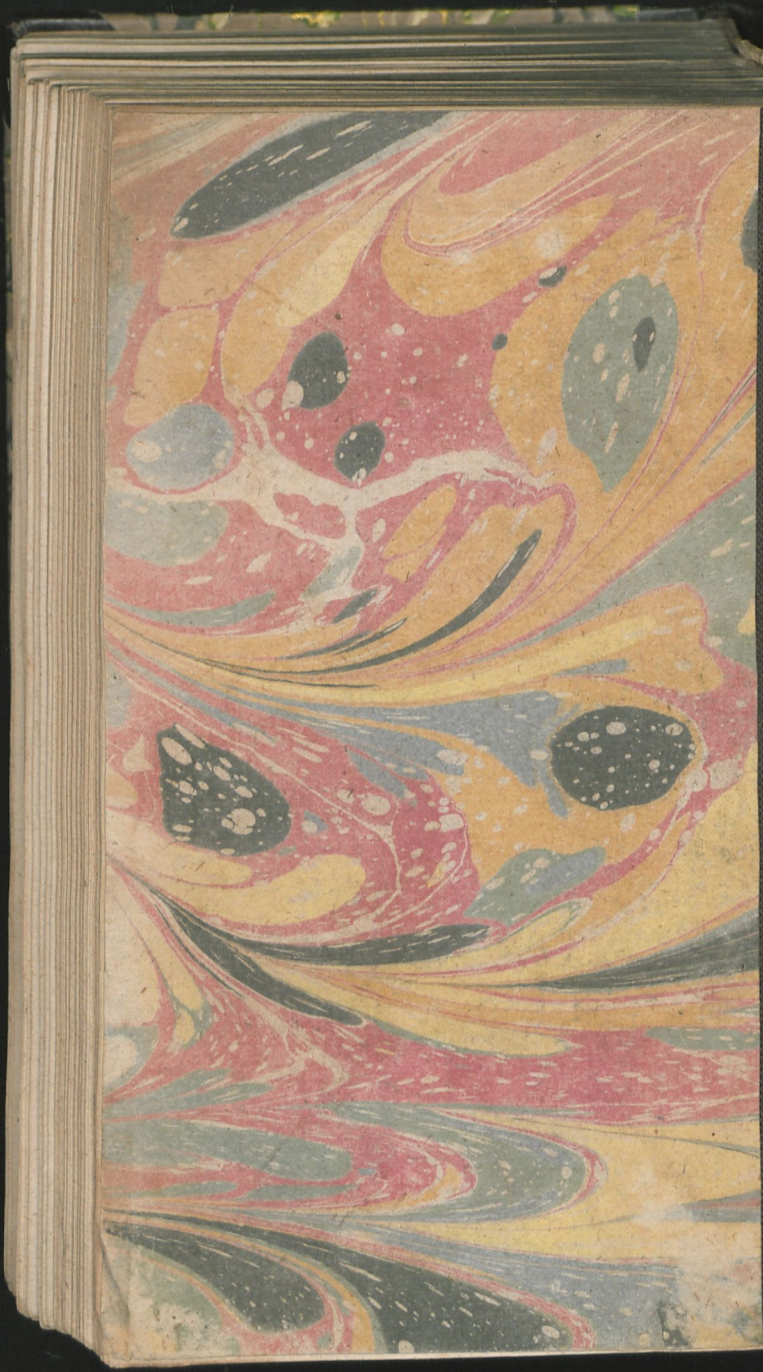
Allein diese Gründe werden wohl nicht viel Beweiskraft übrig behalten, wenn man erwägt, wie es so viele Erfahrungen im ganzen Thierreiche und auch im Pflanzenreiche lehren, daß in der Natur der Dinge Veränderungen durch äußerliche Ursachen entstanden seyn können, die doch nicht durch andere äußerliche Ursachen, nicht natürlicher Weise, wieder aufgehoben werden können. Wenn so insbesondere Menschen ihre fremde, mitgebrachte, vielleicht üppigere Lebensart im neuen Wohnlande nicht aufgeben, wie dieß die Gewohnheit der Europäer in den Indien ist: so kann freylich das Klima allein sie nicht umschaffen und sich anpassen.

Uebrigens könnte die Entscheidung der aufgeworfenen Frage in der praktischen Philosophie kaum eine andere Folge haben, als etwa diese; daß, wenn wir ursprüngliche, wesentliche Verschiedenheiten der Menschenseelen unter einander glaubten, wir unsere Bemühungen, sie zu verändern und einander ähnlich zu machen, um so eingeschrenkter halten, und unsern Eifer um so viel eher erkalten lassen dürften. Oder auch diese, daß diejenigen, die vorzüglicher Geisteskräfte sich bewußt sind, auf dieselben, als ihnen innigst und ursprünglich angehörige Vorzüge, noch leichter stolz werden möchten, als wenn man glauben darf, daß sie nur ihren Eltern und Voreltern, Obrigkeiten, Freunden und Feinden, oder wohl gar nur der Luft, die sie einathmen, dieselben zu verdanken haben.

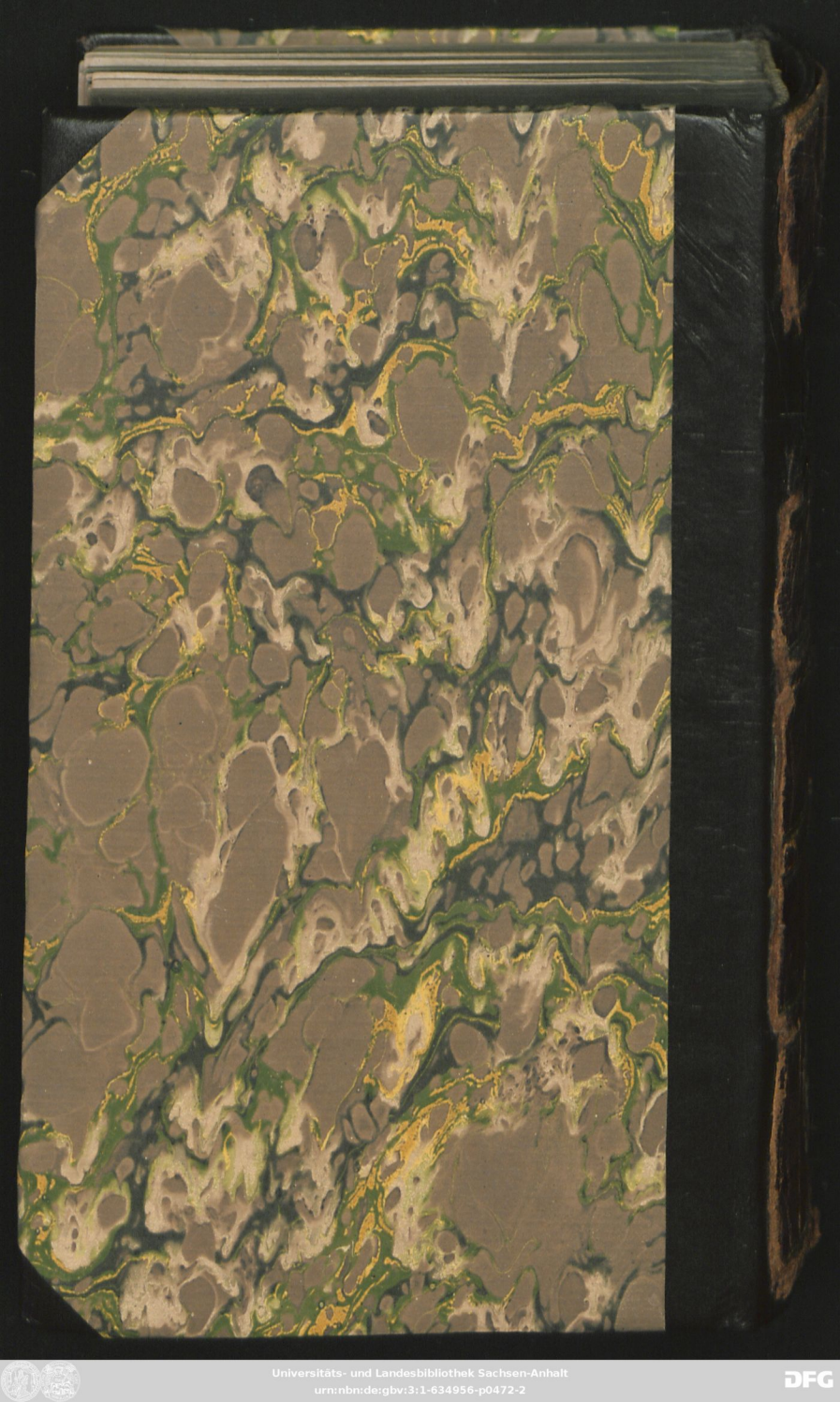
Ende des zweyten Theils.

Fc 793
S 8

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-634956-p0469-9



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-634956-p0470-1



ersuchungen

über den

ichen Willen

weyter Theil.

von

Georg Heinrich Feder.

Lemgo,
: Meyerschen Buchhandlung 1782.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-634956-p0473-8